



ZEITSCHRIFT FÜR SLAVISCHE PHILOLOGIE

Im Auftrage
der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz
herausgegeben von

M. VASMER und M. WOLTNER

*

Band XXI · Heft 1



HEIDELBERG 1951

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG

INHALT

I. AUFSÄTZE

RAMMELMEYER, A. Dostojevskijs Begegnung mit Belinskij (Zur Deutung der Gedankenwelt Ivan Karamazovs)	1
MÜLLER, L. Der Sinn der Liebe und der Sinn des Lebens. (Der ideologische Plan der „Anna Karenina“	22
HOEPFNER, N. Zur Forschungsgeschichte über die „Kiever Glagolotischen Blätter“. 1. Zur Entdeckungsgeschichte der Handschrift	39
GRÜNENTHAL, O. † Die Hausordnung des Hl. Bernhard und ihre slavischen Fassungen.	64
HOLTHUSEN, J. Zur Aktionsart der negierten Präsens perfektiver momentaner Verben im Russischen	90
KALIMA, J. Zur slavischen Etymologie. 4. russ. <i>zabeda</i> , <i>zab'oda</i>	94
SETSCHKAREFF, V. Ch. R. Maturins Roman „Melmoth, the Wanderer“ und Dostojevskij	99
RÖSLER, K. Beitrag zum Studium des Olmützer Herbars	106
HANSEN, O. Der Name des Kaspischen Meeres im Reisebericht des Afanasij Nikitin.	113
FRITZE, W. Beda über die Ostseeslaven.	115
SETSCHKAREFF, V. Zur Interpretation von Gogols „Nase“.	118
VASMER, M. Nachtrag zum Schriftenverzeichnis von Friedrich Lorentz	121
VASMER, M. Beiträge zum slavischen etymologischen Wörterbuch. 1. russ. <i>latynb</i> , 2. obersorb. <i>žolma</i> , 3. abulg. <i>chrozano</i> , 4. russ. <i>Solpa</i> , 5. russ. <i>kustaro</i>	132
FRAENKEL, E. Baltische Etymologien. 1. lit. <i>arvas</i> , preuss. <i>arvis</i> : lit. <i>irti</i> , <i>ardyti</i> , 2. lit. <i>ait(i) varas</i> u. Verwandte, 3. russ. <i>blagój</i> : lit. <i>blagnas</i> , 4. Nochmals lit. <i>aumuō</i> , 5. lat. <i>canis</i> = lit. <i>švinis</i>	138
MACHEK, V. Slav. bōdq ‚ich werde sein‘	154

II. BESPREDHUNGEN

WOLTNER, M. Die altrussische Literatur im Spiegelbild der Forschung.	159
AMBURGER, E. Neue Veröffentlichungen über Leibniz und Rußland	193
MORAVCSIK, GYULA Byzantinoturcica. Bd. 1: Die byzantinischen Quellen der Geschichte der Türkvolker, Budapest 1942. Bd. 2: Sprachreste der Türkvolker in den byzantinischen Quellen, Budapest 1943, besprochen von M. VASMER	198
VERNADSKY G. und KARPOVICH M. A history of Russia. Bd. 1-2, New Haven 1946 u. 1948, besprochen von H. JABLONOWSKI	200
TRYPUČKO J. Słowiańskie przysłówki liczebnikowe typu <i>stęśl. dwašdi, trišti</i> , Uppsala 1947, besprochen von E. TANGEL	207
RUDNYČKYJ J. Die Lemberger Ukrainische Stadtmundart (Znesinnia). Berlin 1943, besprochen von J. ŠERECH.	216
Bei der Redaktion eingegangene Bücher	221

Gedruckt mit Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft

Satz und Druck: J.J. Augustin, Glückstadt
Printed in Germany



ZEITSCHRIFT FÜR SLAVISCHE PHILOLOGIE

Im Auftrage
der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz
herausgegeben von

M. VASMER und M. WOLTNER

*

Band XXI



HEIDELBERG 1952

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG

INHALT

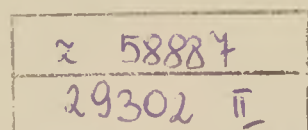
I. AUFSÄTZE

	Seite
AMBURGER, E. Neue Veröffentlichungen über Leibniz und Rußland....	193
ANDERSON, W. Die Textgestalt der Byline vom Kaufmann Terentij	225
ČYŽEVSKYJ, D. Ein Beitrag zur Bibliographie der Comenius-Drucke...	270
ČYŽEVSKYJ, D. Neues über Janko Král'.....	402
DICKENMANN, E. Die slovakische Sprachwissenschaft in den Jahren 1940—1950	367
FRAENKEL, E. Baltische Etymologien. 1. lit. <i>arvas</i> , preuß. <i>arwis</i> , lit. <i>irti</i> , <i>ardýti</i> , 2. lit. <i>ait(i)varas</i> u. Verwandte, 3. russ. <i>blagój</i> : lit. <i>blagnas</i> , 4. Nochmals lit. <i>aumuõ</i> , 5. lat. <i>canis</i> = lit. <i>švėnis</i>	138
FRITZE, W. Beda über die Ostseeslaven	115
FRITZE, W. Die Datierung des Geographus Bavarus und die Stammes- verfassung der Abotriten	326
GRÜNENTHAL, O. † Die Hausordnung des Hl. Bernhard und ihre slavi- schen Fassungen	64
HANSEN, O. Der Name des Kaspischen Meeres im Reisebericht des Afanasij Nikitin	113
HOEPPNER, N. Zur Forschungsgeschichte über die „Kiever Glagolitischen Blätter“. I. Zur Entdeckungsgeschichte der Handschrift.....	39
HOLTHUSEN, J. Zur Aktionsart der negierten Präsensia perfektiver mo- mentaner Verben im Russischen.....	90
KAESTNER, W. Russ. <i>rubánok</i>	343
KALIMA, J. Zur slavischen Etymologie. 4. russ. <i>zabeda</i> , <i>zab'oda</i>	94
MACHEK, V. Slav. <i>będq</i> „ich werde sein“	154
MÜLLER, L. Der Sinn der Liebe und der Sinn des Lebens. (Der ideologische Plan der „Anna Karenina“)	22
OLESCH, R. Die deutsche Vorlage des ältesten kaschubisch-polnischen Gesangbuches	296
OLESCH, R. Polonica 2	394
RÄSÄNEN, M. Das Wort <i>Mammut</i>	293
RAMMELMEYER, A. Dostojewskijs Begegnung mit Belinskij (Zur Deutung der Gedankenwelt Ivan Karamazovs). Teil 1 u. 2.....	1, 273
RÖSLER, K. Beitrag zum Studium des Olmützer Herbars.....	106
SADNIK, L. Etymologisches	342
SCHROEDER, H. Puškins „Cygany“ und Mérimées „Carmen“	307
SETSCHKAREFF, V. Ch. R. Maturins Roman „Melmoth, the Wanderer“ und Dostojewskij	99

SETSCHKAREFF, V. Zur Interpretation von Gogols „Nase“.....	118
SLUPSKI, A. Der Gebrauch der 2. Personen-Formen in der Bauernsprache	320
VASMER, M. Nachtrag zum Schriftenverzeichnis von Friedrich Lorentz	121
VASMER, M. Beiträge zum slavischen etymologischen Wörterbuch. 1. russ. <i>latyns</i> , 2. obersorb. <i>žolma</i> , 3. abulg. <i>čarzan</i> , 4. russ. <i>Solpa</i> , 5. russ. <i>kustars</i>	132
VASMER, M. Nachtrag zur Deutung von russ. <i>mamont</i> „Mammut“.....	295
WOLTNER, M. Die altrussische Literatur im Spiegelbild der Forschung 1937—1950. Teil 1 u. 2.....	159, 344

II. BESPRECHUNGEN

MORAVCSIK, G. Byzantinoturica, Bd. 1: Die byzantinischen Quellen der Geschichte der Türkvölker, Budapest 1942, Bd. 2: Sprachreste der Türkvolker in den byzantinischen Quellen, Budapest 1943, be- sprochen von M. VASMER	198
Rocznik Slawistyczny Bd. 16, Nr. 1—2. Krakau 1948—50, besprochen von M. VASMER	443
RUDNYČKYJ, J. Die Lemberger Ukrainische Stadtmundart (Znesinnia) Berlin 1943, besprochen von J. ŠERECH	216
SMIL FLAŠKA z PARDUBIC. Nová Rada. Hgb. Jiří Daňhelka, Prag 1950, besprochen von H. KUNSTMANN	441
TRYPUČKO, J. Slowiańskie przysłówki liczebnikowe typu stesł. <i>dwaśdi</i> , <i>trišti</i> , Uppsala 1947, besprochen von E. TANGL	207
VERNADSKY, G. und KARPOVICH, M. A history of Russia. Bd. 1—2, New Haven 1946 u. 1948, besprochen von H. JABLONOWSKI.....	200
VINOGRADOV, V. Russkij jazyk. Grammatičeskoje učenije o slove, Moskau- Leningrad 1947, besprochen von J. ŠERECH	408
Bei der Redaktion eingegangene Bücher	445
Wortregister zu Bd. XX u. XXI von H. BRÄUER	453



S2 - 12

5,00

Dostojevskijs Begegnung mit Belinskij

(Zur Deutung der Gedankenwelt Ivan Karamazovs)

I.

Die Begegnung mit Vissarion Grigor'jevič Belinskij war das folgeschwerste Ereignis der Jugend F. M. Dostojevskijs.

Jener Maitag des Jahres 1845, an dem Dostojevskij die von Nekrasov und Grigorovič vermittelte Bekanntschaft des einflußreichen Kritikers machte, blieb für immer in der Erinnerung des Dichters. Mit einer Lebendigkeit, die für die Bedeutung des Ereignisses zeugt, hat Dostojevskij mehr als dreißig Jahre später in dem Nekrasov gewidmeten Kapitel „Alte Erinnerungen“ seines „Tagebuchs eines Schriftstellers“ dieser ersten Begegnung mit Belinskij gedacht und die begeisterten und mahnenden Worte zitiert, die Belinskij damals an ihn richtete. Dostojevskij hat sie als Weihe zu seinem Beruf empfunden, und sie waren ihm in der „undurchdringlichen Finsternis“ des sibirischen Zuchthauses Trost und Stärkung.

Überliest man heute die Kritiken, mit denen einst Belinskij die Erstlingswerke Dostojevskijs begrüßte¹⁾, so muß man die Sicherheit bewundern, mit der Belinskij das „ungewöhnliche und eigenartige Talent“ glänzend charakterisierte.

Die weitere künstlerische Entwicklung Dostojevskijs entsprach allerdings durchaus nicht den Erwartungen des Kritikers. Dostojevskij setzte den so hoffnungsvoll begonnenen Weg des „sozialen Romans“, den er mit den „Armen Leuten“ beschritten hatte, nicht fort.

Die „Armen Leute“ hatten Belinskij überrascht und begeistert, weil sie in künstlerischer Form das eigene qualvolle Erleben gespiegelt hatten: Die Macht der nunmehr, nach Überwindung der Begeisterung für Hegel, als gemein empfundenen (sozialen) „Wirklichkeit“ über die edle menschliche Persönlichkeit.

¹⁾ s. die Besprechung zu „Peterburgskij Sbornik“ und den Aufsatz „Vzgljad na russkiju literaturu 1846 goda“, in dem Nekrasov in der Korrektur das von Belinskij Dostojevskij gespendete Lob etwas minderte. Poln. sobr. soč. hgb. S. A. VENEROV, Moskau 1902—1917, Bd. X, S. 173, 195 ff., 202/203; Bd. XI, S. 152/153.

Aber schon den auf die „Armen Leute“ folgenden genialen „Doppelgänger“ wußte Belinskij nicht recht zu deuten, und das Lob, das er ihm spendete, klang recht zurückhaltend. Die nach dem „Doppelgänger“ geschaffenen Typen der „Träumer“ und „Schwärmer“ lehnte er schon ab¹⁾.

In „Chozjajka“²⁾ schien Dostojevskij sogar ganz in lebensferne Phantastik und billige Romantik abzugleiten, so daß Belinskij eine scharfe Kritik der Erzählung in „Vzgljad na russkuju literaturu 1847 goda“ erforderlich schien³⁾.

Ähnliche, jedoch noch schroffere Formulierungen brachte Belinskij in dem Brief an P. V. Annenkov, den er, schon sterbenskrank, nicht mehr selbst schreiben, sondern seiner Frau am 15. Februar 1848 diktieren mußte.

„Ich weiß nicht“, heißt es darin, „ob ich Ihnen schon berichtet habe, daß Dostojevskij eine Erzählung „Die Wirtin“ geschrieben hat — ein furchtbarer Unsinn! In ihr wollte er Marlinskij mit Hoffmann versöhnen, nachdem er etwas Gogol' dazugemengt hatte. Danach hat er auch noch einiges andere geschrieben, aber jedes seiner neuen Werke ist ein neuer Sturz. In der Provinz kann man ihn nicht ausstehen, in der Hauptstadt äußert man sich abfällig selbst über die „Armen Leute“. Ich zittere bei dem Gedanken sie erneut durchzulesen, so leicht lesen sie sich! Sie haben sich aber schön getäuscht, mein Freund, in dem „Genie“ Dostojevskij! Von Turgenev schweige ich — er war hierbei ganz er selbst —, aber von mir, altem Teufel, kann man ohne einen Stock gar nicht reden. . . .“⁴⁾.

¹⁾ R. URALOV, „Pravda o Dostojevskom“ (Literaturnaja Gazeta Nr. 58 v. 26. 11. 1947) weist die Behauptung V. KIRPOTINS in „Molodoj Dostojevskij“, Goslitizd. 1947, zurück, „die Erzählungen Dostojevskijs von den „Träumern“ seien „gleichsam eine künstlerische Parallele zu Belinskijs Lehre von der Wirklichkeit.“

Viel früher, noch vor der Begeisterung für die „Wirklichkeit“, waren die Stimmungen der „Träumer“ Belinskij allerdings nicht fremd gewesen. Er schrieb z. B. an M. Bakunin am 1. 11. 1837: „Ich verstecke mich vor dem wirklichen Leben in der Phantasie.“

²⁾ Sie erschien in den „Otečestvennyje Zapiski“ 1847, Nr. 10 u. 12.

³⁾ N. MORDOVČENKO, „Belinskij v bor'be za natural'nuju školu“, in „Literaturnoje Nasledstvo“ Bd. 55 V. G. Belinskij I, M. 1948, S. 203—258, gibt eine Übersicht der damals erschienenen Kritiken auch anderer Verfasser zu den Erstlingswerken Dostojevskijs und verweist besonders auf der Dostojevskij-Forschung bisher unbekannt gebliebene gedruckte Äußerungen Apollon GRIGOR'JEVS über Dostojevskij, die MORDOVČENKO im „Sbornik v čest' prof. V. A. Desnickogo“, L. 1948, mit Kommentar veröffentlichte.

⁴⁾ A. N. PYPIN, Belinskij, jego žizn' i perepiska, Petersburg, 2. Aufl. 1908, S. 563.

Mit diesen Vorwürfen an Annenkov und I. S. Turgenev wegen einer zu günstigen Beurteilung und Selbstvorwürfen, er habe seines falschen Urteils wegen Prügel verdient, enden Belinskijs Beziehungen zu Dostojewskij. Am 28. Mai 1848 war Belinskij tot.

Eine entsprechende, von größter Begeisterung bis zu völliger Enttäuschung verlaufende Entwicklung machte auch Dostojewskij seinerseits in seinem Verhältnis zu Belinskij durch. Jedoch ging diese Entwicklung wesentlich langsamer vor sich, endete aber schließlich in Abneigung und hemmungslosem Haß.

Enttäuschung und Abneigung läßt sich mühelos aus den Belinskij betreffenden Äußerungen im „Tagebuch eines Schriftstellers“ herauslesen; Haß aber spricht unverhüllt aus unbeherrschten und scharfen brieflichen Äußerungen.

Diese Entwicklung ist nicht allein durch die abfälligen Kritiken Belinskijs über Dostojewskijs spätere Werke hervorgerufen, wenn sie auch dem sehr ehrgeizigen jungen Dichter im Verein mit dem Spott des Kreises um Belinskij weh getan haben.

Der besondere Affekt erklärt sich vielmehr daraus, daß Belinskij für Dostojewskij nicht nur ein bedeutender Kritiker oder ein Mentor in Sachen der Dichtung war, sondern ein Lehrer in Fragen der Weltanschauung. Wie so viele andere war auch Dostojewskij unter den bezwingenden Einfluß der „rückhaltlos begeisterten“ Persönlichkeit Belinskijs geraten und hatte sich seinen Lehren geöffnet. Wie außerordentlich weit dieser Einfluß ging und daß er auch nach dem Bruch zwischen beiden unverändert anhielt, erkennt man deutlich aus den fein abgewogenen und sehr vorsichtig formulierten Erinnerungen an Belinskij (in dem Kapitel „Alte Menschen“ des „Tagebuchs eines Schriftstellers“ von 1873):

„In seinem letzten Lebensjahre,“ so schreibt Dostojewskij da, „ging ich schon nicht mehr zu ihm hin. Er mochte mich nicht mehr; ich aber hatte damals seine ganze Lehre leidenschaftlich aufgenommen.“

II.

„Seine ganze Lehre“! Das Wörtchen „ganze“ bekommt ein besonderes Gewicht, wenn man sich Belinskijs weltanschauliche Überzeugungen in der Zeit seiner Bekanntschaft mit Dostojewskij vergegenwärtigt.

„Bessarione furioso“, wie ihn die Freunde wegen seiner beständigen leidenschaftlichen und gläubigen Hingabe an eine Idee zu nennen

pfl egten, hatte damals die Periode der Begeisterung für „Jegor Fedorovič“ Hegel, für das „Allgemeine“ und die mißverständlich interpretierte „vernünftige Wirklichkeit“¹⁾ bereits seit Ende 1840 oder Anfang 1841 unter dem Eindruck der als höchst unvernünftig empfundenen russischen sozialen Wirklichkeit und über dem verzweifelten Nachsinnen über die persönliche Unsterblichkeit — auf die Hegel zu verzichten schien — und das Schicksal des Individuums überwunden. Er hatte seine letzte Entwicklungsstufe im wesentlichen erreicht: Er entschied sich gegen das Hegelsche „Allgemeine“ (obščęje), für das Individuum, erkannte die Wichtigkeit der „Gesellschaft“ und der „Wirklichkeit“, die er jetzt vor allem als soziale Wirklichkeit zu begreifen geneigt war, sah aber auch, daß sie nicht hingenommen, sondern grundlegend geändert werden müsse, wenn das von der damaligen Gesellschaft vergewaltigte Individuum die ihm zukommende Vollendung wirklich erreichen und ein neues „goldenes Zeitalter“ damit anbrechen sollte.

Maßlos verurteilte er jetzt, was er bis dahin angebetet hatte. Fünf bis sechs Jahre lang, von 1841 bis 1846, wurde der utopische Sozialismus zur Religion seines Lebens. Er schrieb darüber an seinen Freund Botkin²⁾ am 8. September 1841:

„Du kennst meine Natur: Sie bewegt sich stets in Extremen und trifft nie ins Zentrum der Idee. Mit Mühe und Schmerz trenne ich mich von der alten Idee, verneine sie bis zum Äußersten und gehe zur neuen mit allem Fanatismus eines Proselyten über. So bin ich denn jetzt in einem neuen Extrem — es ist die Idee des Sozialismus, die für mich die Idee der Ideen, das Sein des Seins, die Frage aller Fragen, das Alpha und Omega des Glaubens und Wissens geworden ist. Alles ist aus ihr, für sie und zu ihr hin. Sie ist die Frage und die Lösung der Frage. Sie hat (für mich) die Geschichte, die Religion, die Philosophie verschlungen.“

In dieser Zeit ist dieser „Mensch der Extreme“, spätere russische Lösungsversuche vorwegnehmend, sogar bereit, das „goldene Zeitalter“ durch Terror gegen Andersgläubige herbeizuzwingen:

¹⁾ s. S. A. VENEROV, „Bakuninsko-gegel'janskij period žizni Belinskogo“ in Poln. sobr. soč., Bd. IV (1901), S. 547—572.

²⁾ Vasilij Petrovič Botkin (1810—1869), Kaufmann, Kritiker, Übersetzer und Schriftsteller, wurde vermutlich von Belinskij in den Stankevičschen Kreis der Moskauer Hegelianer eingeführt. Er kannte die westeuropäischen Literaturen gut, von Dichtern besonders Shakespeare und Schiller, war mit V. Hugo bekannt, von Gedanken St. Simons beeinflusst; in späteren Jahren dagegen konservativ gesinnt.

„Ich beginne die Menschheit nach der Art Marats zu lieben,“ lautet ein sehr bezeichnendes Bekenntnis, „Um wenigstens ihren kleinsten Teil glücklich zu machen, würde ich, scheint es, den übrigen durch Feuer und Schwert vernichten.“¹⁾

Auch Belinskijs Freunde merkten diesen letztlich unmenschlichen Zug und verglichen Belinskij ihrerseits unwillkürlich mit Führern der französischen Revolution. So schrieb Alexander Herzen 1842 einmal in sein Tagebuch:

„Brief von Belinskij. Ein Fanatiker, ein Mensch des Extrems, aber stets offen, stark, energisch. Man kann ihn lieben oder hassen — etwas Mittleres gibt es nicht. Ich liebe ihn aufrichtig. Der Typus dieser Art Menschen ist Robespierre. Der Mensch bedeutet für sie — nichts, die Überzeugung — alles.“

In den letzten Lebensjahren genügte der utopische Sozialismus Belinskij nicht mehr, genau so wie andere „Westler“ wie Herzen, Annenkov, Valerij Majkov und Apollon Grigor'jev sich von ihm abwandten. Sie kritisierten seine Ungeschichtlichkeit und Losgelöstheit vom wirklichen Leben. Für Belinskij sind die bisherigen Sozialisten Schwärmer, „Insekten, hervorgekrochen aus dem Mist, mit dem der Hinterhof des Genies Rousseau angefüllt ist.“

Der einmal eingeschlagenen sozialistischen Grundrichtung bleibt Belinskij dabei allerdings treu, doch, so fordert er, müsse der utopische Sozialismus zu einem wissenschaftlichen werden.

Diese letzte Phase Belinskijs hatte Dostojevskij nicht mehr erlebt; die beiden hatten sich getrennt, als Belinskij noch völlig unter dem Eindruck utopischer Lehren stand. So blieb denn Belinskij in Dostojevskijs Erinnerung utopistischer Sozialist und — Atheist, denn als solcher, behauptet Dostojevskij, sei Belinskij ihm sogleich bei Beginn ihrer Bekanntschaft entgegengetreten.

Sozialismus und Atheismus, die allmählich zum großen Thema künstlerischer Gestaltung für Dostojevskij werden sollten, traten ihm bei Belinskij und seinem Kreise zum ersten Male vereint entgegen. Er kann sie später nicht mehr voneinander trennen. Sie gehören s. E. wesensmäßig zusammen. Für diese Ansicht ist eine Stelle aus seiner

¹⁾ Brief an Botkin v. 28. Juni 1841. Von besonderem Interesse sind in diesem in unserem Zusammenhang außerordentlich wichtigen Briefwechsel auch die Briefe vom 4. Okt. 1840 und vom 8. Sept. 1841. In letzterem findet sich außer Ausführungen über die „Sozialität“ („social'nost“) eine begeisterte Schilderung des „goldenen Zeitalters“ als der erhofften Endstufe gesellschaftlicher Entwicklung.

1873 geschriebenen Antwort an den bekannten Kritiker N. K. Michajlovskij (denselben, der Dostojevskij ein „grausames Talent“ genannt hat) wichtig:

„Aber schreiben und beweisen wollen, daß der Sozialismus nicht atheistisch ist, daß der Sozialismus überhaupt nicht die Formel des Atheismus, der Atheismus nicht sein hauptsächliches, grundsätzliches Wesen ist, das hat mich außerordentlich in Erstaunen gesetzt bei einem Schriftsteller, der sich anscheinend so viel mit derartigen Themen befaßt“¹⁾).

III.

Etwa ein Jahr lang dauerte nach dem Zeugnis Dostojevskijs aus dem Jahre 1873 die besonders enge Verbundenheit zwischen ihm und Belinskij.

Mit glühender Begeisterung sei Belinskij — zumindest in den ersten Monaten ihrer Bekanntschaft — ihm entgegengekommen und habe mit „allernaivster Eile“ begonnen, ihn zu seinem Glauben zu bekehren: „Ich traf ihn als leidenschaftlichen Sozialisten an, und er begann mit mir geradeswegs beim Atheismus.“

Am Atheismus Belinskijs ist während dieser Zeit gar nicht zu zweifeln. Nach der Lektüre eines Aufsatzes von Karl Marx in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ schrieb Belinskij am 26. Januar 1845 an Herzen:

„. . . Die Wahrheit habe ich mir daraus entnommen, — und in den Worten Gott und Religion sehe ich Dunkelheit, Finsternis, Ketten und Knute und liebe jetzt diese beiden Worte wie die nach ihnen folgenden vier. . . .“²⁾

Sozialistische und atheistische Gedanken drangen im Kreise Belinskijs also zugleich auf Dostojevskij ein. Hier verehrte man als Führer der Menschheit vor allem George Sand, Cabet, Pierre Leroux und Proudhon und begegnete Feuerbach und Strauß mit ungewöhnlicher Hochachtung³⁾).

„Wir waren von den Ideen des damaligen theoretischen Sozialismus angesteckt,“ schrieb Dostojevskij rückblickend⁴⁾. „Alle diese da-

¹⁾ „Dve zametki redaktora“, Werke hg. B. TOMAŠEVSKIJ u. K. CHALABAJEV, Bd. XIII Stat'ji za 1845—1878 gody, Gosizdat M. L. 1930, S. 449/450.

²⁾ Belinskij, Pis'ma, hg. Je. A. LJACKIJ, Bd. III, SPb 1914, S. 87, und L. LANSKIJ, „Biblioteka Belinskogo“ in Literaturnoje Nasledstvo Bd. 55, M. 1948, S. 571.

³⁾ „Staryje ljudi“, Dnevnik Pisatelja, „Graždanin“ 1873, Nr. 1.

⁴⁾ „Odna iz sovremennyh fal'sej“, Dnevnik Pisatelja, „Graždanin“ 1873, Nr. 50.

maligen neuen Ideen gefielen uns in Petersburg überaus, schienen uns im höchsten Maße heilig und moralisch, und, das war die Hauptsache, allgemeinmenschlich. Schon lange vor der Pariser Revolution des Jahres 48 waren wir von dem bezaubernden Einfluß dieser Ideen ergriffen. Ich war schon im Jahre 46 in die ganze Wahrheit der kommenden „erneuerten Welt“ und in die ganze Heiligkeit der künftigen kommunistischen Gesellschaft noch von Belinskij eingeweiht worden. Alle diese Überzeugungen von der Unmoral gerade der (christlichen) Grundlagen der gegenwärtigen Gesellschaft, von der Unsittlichkeit der Religion, der Familie; von der Unsittlichkeit des Rechts auf Eigentum; all diese Ideen von der Vernichtung der Nationalitäten im Namen der allgemeinen Bruderschaft der Menschen, von der Verachtung des Vaterlandes als des Bremsklotzes in der allgemeinen Entwicklung usw. usw., all das waren solche Einflüsse, die wir nicht überwinden konnten und die im Gegenteil unsere Herzen und unseren Verstand im Namen einer Art Großherzigkeit ergriffen. In jedem Fall schien das Thema großartig und weit über dem Niveau der damaligen herrschenden Begriffe zu stehen — und eben das war verführerisch.“

Ein letztes Hindernis gab es, das Belinskij bei seinem Adepten zu überwinden hatte: die Gestalt Christi, die Dostojewskij seit den Tagen der Kindheit noch in kindlicher, ungefestigter Frömmigkeit verehrte. Aber auch dieses letzte Hindernis scheint Belinskij in ungestümem Ansturm genommen zu haben. Jedenfalls schrieb Dostojewskij 1880 im „Tagebuch eines Schriftstellers“ in der Antwort an A. Gradovskij, er habe Christus, den er als Kind im Elternhause kennengelernt habe, verloren, als auch er sich in einen europäischen Literaten verwandelte¹⁾.

¹⁾ Die neueste Darstellung der kurzen Freundschaft zwischen Dostojewskij und Belinskij ist das entsprechende Kapitel in V. KIRPOTINS Buch „Molodoj Dostojewskij“ (1947). Es ist mir unzugänglich geblieben.

Als Ergebnis KIRPOTINS in der uns interessierenden Frage gibt R. URALOV in der KIRPOTIN im allgemeinen günstigen, bedauerlicherweise recht oberflächlich geschriebenen Besprechung in Literaturnaja Gazeta vom 26. Nov. 1947 an:

„Die Feinfühligkeit Dostojewskijs gegenüber den Leiden der Erniedrigten und Beleidigten, der leidenschaftliche Wunsch, ihnen zu helfen, — alles, was uns an seinem Schaffen teuer ist, ist auf Ideen gegründet, die er in seiner Jugend im Lager der russischen revolutionären Demokratie empfing, hauptsächlich von Belinskij, dem ersten Lehrer und Erzieher der Jugend des Schriftstellers. Die späteren reaktionären Einflüsse konnten in dem Bewußt-

Allerdings bot die schroffe Rücksichtslosigkeit, mit der Belinskij gerade in der Frage der Religion vorging, später Dostojewskij willkommenen Anlaß zur erbarmungslosen Verurteilung Belinskijs, seiner Lehren und all derer, die seine Lehren angenommen und als russische „Liberale“ fortzusetzen bestrebt waren.

Zunächst führte jedoch Dostojewskijs Weg, nachdem er die „ganze“ Lehre Belinskijs angenommen und sich in einen „europäischen Literaten“ gewandelt hatte, in die geheim bestehenden Kreise um Petrashevskij und Durov und von da aufs Schafott und in die sibirische Verbannung.

Diese furchtbaren Ereignisse bewirkten keinesfalls eine sofortige Sinnesänderung. Dostojewskij betont vielmehr, daß er sein Todesurteil ohne die geringste Reue vernommen habe und daß die innere Wandlung erst allmählich und „nach sehr, sehr langer Zeit“ erfolgte durch die „unmittelbare Berührung mit dem Volk“, von dem er „Christus wieder in seine Seele aufnahm“.

Belinskijs, noch immer unwidersprochen hingenommenen, wenn auch stark abnehmenden Einfluß kann man bis etwa 1863 verfolgen;

sein des Verfassers der „Armen Leute“ die in der Jugend angeeigneten Ideale nicht auslöschen.

V. Kirpotin spricht ausführlich von dieser Epoche der 40-er Jahre. Im Kapitel „Dostojewskij und Belinskij“ zeigt er die gewaltige Einwirkung des „rasenden Vissarion“ auf den unkonsequent schwankenden und an der Gerechtigkeit des kämpferischen Humanismus Belinskijs zu zweifeln bereiten Dostojewskij. Die Nähe zum feinfühligsten und unversöhnlichsten Belinskij half dem Künstler seine Zweifel überwinden — er wird Anhänger Petrashevskijs.

. . . . Den Humanismus der russischen Literatur, ihren Glauben an den Fortschritt erklärt V. Kirpotin richtig damit, daß in Rußland die Volks-Revolution heranreifte. Die Vorahnung dieser Revolution, unabhängig von ihrem subjektiven Verständnis, gab dem Schaffen des jungen Dostojewskij eine große Kraft“.

Bekanntlich hat Dostojewskij seine „Armen Leute“ vor der Bekanntschaft mit Belinskij geschrieben, daher ist auch seine „Feinfühligkeit gegenüber den Leiden der Erniedrigten und Beleidigten, der leidenschaftliche Wunsch, ihnen zu helfen, — alles, was uns an seinem Schaffen teuer ist“, keineswegs „auf Ideen gegründet, die er in seiner Jugend im Lager der russischen revolutionären Demokratie empfang“, sondern ist eine Auswirkung seines Christentums. Das trieb ihn dann auch zum utopischen Sozialismus, der, wie Dostojewskij selbst schreibt, von vielen damals als der Epoche und der Zivilisation angepaßte Verbesserung des Christentums empfunden wurde.

Andere Kritiker zeigten sich mit der von KIRPOTIN angeblich vorgenommenen Umdeutung des „Erzreaktionärs“ („machrovij retrograd“) Dostojewskij nicht einverstanden und lehnten KIRPOTINS Buch ab.

dann setzt eine immer stärker werdende Kritik an den von Belinskij übernommenen Lehren ein¹⁾).

IV.

Je später, desto entschiedener begriff Dostojewskij die sibirischen Leidensjahre als eine verdiente Strafe und Buße für seinen „Abfall“ vom russischen Volk und seinem Christus. Daher ist es durchaus wahrscheinlich, daß er, wie Leonid GROSSMANN vermutet²⁾, in seinem zum „Mystizismus und Aberglauben neigenden Bewußtsein“ in Belinskij allmählich seinen teuflischen Verführer erkannte, der ihn zum Abfall trieb und dessen, von Dostojewskij im Petraševskij-Kreis verlesener Brief an Gogol' ihm zunächst das Todesurteil und dann die „Begnadigung“ nach Sibirien eintrug.

Für ein derartiges Empfinden dämonischer Kräfte in einem Menschen haben wir eine durch den Arzt S. Janovskij bezeugte Parallele aus der Zeit kurz vor der Verhaftung Dostojewskijs:

Als Dostojewskij von dem — von vielen als bedeutend, sonderbar, geheimnisvoll empfundenen — Nikolaj Spešnev (dem Prototyp des Nikolaj Stavrogin in den „Dämonen“³⁾) eine größere Geldsumme geborgt hatte, verfiel er in tiefe Melancholie, wurde reizbar und klagte besonders häufig über Übelkeit. Als Grund gab er die dämonisch ge deutete Abhängigkeit von Spešnev an:

„Ich bin jetzt mit ihm und sein. Die Summe zurückzuerstatten werde ich niemals in der Lage sein, und er wird sie auch nicht in Geld zurücknehmen; solch ein Mensch ist er. Verstehen Sie, daß ich seit dieser Zeit meinen eigenen Mephistopheles habe.“⁴⁾

A. S. DOLININ hat gar nicht so unrecht, wenn er Belinskij den „Doppelgänger“ Dostojewskijs nennt⁵⁾. Das gilt nicht nur in dem von ihm behaupteten Sinn der ähnlichen sozialen Herkunft und selbst nicht nur von der Ähnlichkeit der seelischen Struktur, sondern ge-

¹⁾ Zum Wesen der nunmehr einsetzenden Kritik, die zu einer Kritik am damaligen Westeuropa ausgeweitet wird, vgl. meinen Aufsatz „Aufstand gegen den Westen. Zur Weltanschauung und Frömmigkeit F. M. Dostojewskijs“ in „Zeitwende“ Dez. 1948, S. 431—440.

²⁾ *Sobr. soč.* Bd. II, 1: Put' Dostojevskogo, M. 1928, S. 64.

³⁾ Auf Spešnev als Prototyp Stavrogins verwies zuerst V. R. LEJKINA, „Byloje“ 1924, Nr. 25, S. 24f.

⁴⁾ Zitiert bei K. MOČULŠKIJ, Dostojevskij, *Žizn' i tvorčestvo*, Paris 1947, S. 109.

⁵⁾ F. M. Dostojevskij, *Pis'ma II, 1867—1871*, hg. A. S. DOLININ, Gosizdat M. L. 1929, Einleitung S. X.

rade hinsichtlich der nunmehr als verderblich empfundenen geistigen Gewalt, die Belinskij auch noch nach seinem Tode auf Dostojevskij ausübte und der sich dieser nicht ohne weiteres entziehen konnte. „Der Doppelgänger ist ein lebendiges, reelles Individuum, das auf dem Boden des geistigen Daseins dem anderen, dessen Doppelgänger es ist, das Recht auf das ihm ontologisch zukommende Gebiet bestreitet“, schreibt D. ČYŽEVSKYJ¹⁾. Diese Definition dürfte auch auf das Verhältnis Dostojevskijs zu Belinskij zutreffen. Während der „zweiten Verbannung“ Dostojevskijs, des durch Drohungen der Gläubiger erzwungenen Auslandsaufenthalts der Jahre 1867 bis 1871, kommt es zu einem wahren Aufruhr Dostojevskijs gegen den toten Kritiker.

V.

Angesichts der negativ beurteilten westeuropäischen Wirklichkeit festigen und entwickeln sich weiter in diesen Jahren ständigen Sehns nach der Heimat die etwa seit der Tätigkeit an der Zeitschrift „Vremja“ (1861) gewonnenen weltanschaulichen und politischen Positionen seiner „bodenständigen“ Richtung („Počva“) bis zu einem religiös begründeten exaltierten Chauvinismus, der alle Andersdenkenden verdammt.

Das „wahre“, „in der Orthodoxie beschlossene“ russische Wesen wird als Gegensatz zu dem westeuropäischen empfunden. Von diesem wird behauptet, es habe Christus verloren und darauf beruhe sein Unglück.

Dostojevskijs Briefe aus dieser Zeit sind voll von Kollektivverurteilungen europäischer Völker und jener Russen, die für eine „Europäisierung“ Rußlands eingetreten sind und sich damit an der „Krankheit“ Rußlands — dem Abfall seiner geistig führenden Schicht von der im Volk angeblich gehüteten Wahrheit Christi — schuldig gemacht haben.

Sofort erscheint Belinskij als der Hauptschuldige an dieser Entwicklung.

Die erste schriftstellerische Arbeit, mit der Dostojevskij sich im Auslande wirklich abplagt, ist bezeichnenderweise ein — nie erschienener, im Manuskript verlorengegangener — Aufsatz über den Verhaßten: „Meine Bekanntschaft mit Belinskij“. Fünfmal wird dieser „erzverfluchte“ Aufsatz zerrissen und von neuem geschrieben. Als er „unter Zähneknirschen“ fertiggestellt ist, bleibt der Verfasser sehr unbefriedigt.

Auf Belinskij als den Typ all der russischen „Liberalen“ konzentriert sich die gespannte Aufmerksamkeit des von schwerster materi-

¹⁾ „Schiller und die ‚Brüder Karamazov‘“, Zeitschr. VI (1929), S. 34, Anm.

Vgl. ferner ČYŽEVSKYJS „K probleme dvojnika“. In: O Dostojevskom. Sbornik statej, hgb. A. L. Bem, Prag 1929, S. 9—38.

eller und körperlicher Not gepeinigten, seiner selbst oft nicht mehr mächtigen Dichters.

Belinskij tritt für diese Jahre in den Mittelpunkt seines Denkens. Alle Ereignisse und Gestalten werden auf ihn hin bezogen. Er und die, die von ihm geistig abstammen, finden eine schon nicht mehr als normal zu bezeichnende Beurteilung und Verurteilung.

Diese „alten Menschen“ der 40-er Jahre, diese „Schlauköpfe“, denen es im Ausland zu begegnen besonders ekelhaft ist, diese „klugen Menschen“ in Petersburg, die die „liberal-humanen Zeiten Belinskijs“ wieder herbeisehnen, sind eine „Sammlung alles dessen, was sich von Rußland gelöst hat und verwelschte“, sie sind Volksverräter, der „verfluchte Bodensatz des Veralteten und Rückschrittlichen“¹⁾.

Mit geradezu Belinskijschem Fanatismus und Renegatenhaß fällt der einstige Schüler über den Lehrer und seine Ideen her:

Belinskij war ein Rückschrittler, ein bewußter Feind des Vaterlandes, zwar „ein großer Poet zu seiner Zeit, aber er vermochte sich nicht weiter zu entwickeln“, sein „Talentchen“ war „ganz kraftlos und deshalb verfluchte er Rußland und fügte ihm bewußt viel Schaden zu.“ Er ist die „stinkendste, stumpfsinnigste und schändlichste Erscheinung des russischen Lebens“; niemals wäre er Slavophile geworden, wie Apollon Grigor'jev es behauptet habe²⁾. Emigriert wäre er vielleicht, hätte aber bei irgendeiner Frau Gögg als Laufbursche geendet; das Russische hätte er vergessen, das Deutsche nie richtig erlernt. Noch immer würden „Belinskij, Granovskij und all dies Pack“ auf die Herrschaft des Fortschritts hoffen — trotz der Pariser Kommune, in deren Mißerfolg sie nur „eine Abirrung“ sehen würden³⁾.

Man erschrickt vor der Maßlosigkeit dieser Verunglimpfungen, die im Wortlaut nicht einmal wiedergegeben werden können. Sie finden ihre Erklärung im Briefe an N. N. Strachov vom 18. Mai 1871⁴⁾.

¹⁾ S. die Briefe an den Dichter A. N. Majkov, den Dostojevskij einst bei Belinskij kennengelernt hatte, v. 18. 2. 1868, 20. 3. 1868, 9. 10. 1870, DOLININ, Pis'ma II, S. 80, 101, 140, 291/292.

²⁾ Und wie Dostojevskij selbst es 1861 im Druck geäußert hat! s. „Stat'ji“, Werke Bd. XIII, S. 505.

³⁾ Briefe an Majkov 11. Dez. 1868 und 9. Okt. 1870, an Strachov vom 26. Febr. 1869, 5. u. 18. Mai 1871; Pis'ma II, hgb. DOLININ, S. 149, 291/292, 170, 357, 364.

⁴⁾ Pis'ma II, hgb. DOLININ, S. 364.

Über Strachov und seine Beziehungen zu Dostojevskij s. die Studie von Dmitrij Tschizewskij, Dostojewskij und Nietzsche, Die Lehre von der ewigen Wiederkunft, Universitäts-Verlag Bonn o. J. Dort ist auch weitere Literatur über ihn in Anm. 4 angegeben.

„Sie haben ihn nie gekannt, ich aber kannte ihn und habe ihn gesehen und jetzt (! R.) vollkommen begriffen. Dieser Mensch beschimpfte mir Christus „po maternu“ und dabei war er niemals fähig, sich und alle Beweger dieser Welt Christus zum Vergleich gegenüberzustellen . . . Indem er Christus schmähte, hat er sich niemals gefragt: Was setzen wir dann an seine Stelle, etwa wirklich uns, die wir doch so schlecht sind . . .“

Auf die denkbar gemeinste Weise hat also Belinskij Christus geschmäht, seine Lehre verworfen und die Sozialisten an seine Stelle gesetzt. Seine Selbstüberheblichkeit war so groß, daß er nicht einmal fragte, ob er denn imstande sein würde, zusammen mit seinen Sozialisten die Stelle Christi auszufüllen. Er hat das Heiligste in Dostojevskij verletzt und sich zugleich zum Antichrist erklärt.

Es ist fraglich, ob man die Schmähung Christi durch Belinskij, wie DOLININ es tut¹⁾, ableugnen und auf die krankhafte Einbildungskraft Dostojevskijs zurückführen kann. Bei dem ungezügelter Temperament Belinskijs, dem gerade damals Gott und Religion Synonyma von Ketten und Knute geworden waren, ist eine im Eifer der Diskussion hingeworfene Bemerkung der von Dostojevskij behaupteten Art — mit der er möglicherweise weniger Christus als Dostojevskijs Vorstellung von ihm treffen wollte — durchaus denkbar²⁾.

Überdies stellt Dostojevskij die gleiche Behauptung noch zweimal auf: in den Entwürfen zu den „Dämonen“ und in „Alte Menschen“ („Tagebuch eines Schriftstellers“ 1873).

Hier ist der Ton begreiflicherweise gemäßiger als in den Briefen, die Behauptungen bleiben aber die gleichen: Belinskij will das Christentum beseitigen, um den Sozialismus an seine Stelle zu setzen; er schmäht den Gottmenschen und — setzt an seine Stelle die damaligen „Beweger der Welt“ („lauter Franzosen“). Er — und das ist ein sehr

¹⁾ Pis'ma II, S. 511: „Christus hat er nie geschmäht, umsoweniger „po maternu“; besonders nicht während der Periode leidenschaftlicher Begeisterung für den Sozialismus (s. Brief an Gogol' v. 3. Juli 1847 u. a. im III. Bde der Briefe Belinskijs hgb. Ljackij, Pb. 1914; über Christus nach dem Register).“

²⁾ Man vgl. dazu die Schmähung der Vorstellung von Gott-Vater: „Ich beschimpfte dich Kul'čickijs wegen, daß du ihn in dem warmen Glauben an das Bäuerlein mit dem Bärtchen gelassen hast, das (auf weichem Wölkchen sitzend, unter sich f. . . . end, umgeben von Scharen von Seraphim und Cherubim) seine Macht für Recht hält und seine Donner und Blitze für vernünftige Argumente. Es war mir ein Vergnügen, vor Kul'čickij in seinen gemeinen Bart zu speien.“

Das Eingeklammerte war von der Zensur für Ljackijs Ausgabe von 1914 aus diesem Brief an Botkin vom 8. Sept. 1841 gestrichen worden.

Hier haben wir die von Dostojevskij berichtete Situation!

wichtiger, weiterführender Gedanke — behauptet, wenn „Christus in unserer Zeit geboren werden würde“, dann würde er diesen „Bewegern“ sich anschließen.

Das sind für einen Christen, der an die Göttlichkeit Christi und an die Absolutheit seiner Lehre glaubt, schlechthin blasphemische Gedanken, die die Erregung Dostojewskijs verständlich erscheinen lassen. Doch kommt noch ein weiteres hinzu:

Dostojewskij hatte die gewaltige Kraft der sozialistischen Gedanken Belinskijs an sich selbst erfahren und mußte auch nach der Flucht in den Glauben an Christus ihre zweifellos vorhandene „euklidische“ Wahrheit anerkennen. Was ist denn sein im Jahre 1876 geschriebener Nachruf auf George Sand anderes als solch eine Anerkennung? Er wußte sich mit ihr — und mit Belinskij! — im Ziel seines Strebens — dem Paradies auf Erden — einig. Nicht umsonst geht das Thema vom „Goldenen Zeitalter“, das er nicht nur mit J. J. Rousseau und einigen französischen Utopisten und Jean Paul, sondern gerade auch mit Belinskij gemein hat, wie ein roter Faden durch seine Werke¹⁾.

Allerdings — die Mittel, die Belinskij zur Erreichung seines Ziels anwenden wollte — Zwang und Terror, Vernichtung der Freiheit des Einzelnen — lehnte Dostojewskij ab. Er vertraute auf die in Christus personifizierte Liebe als weltumwandelndes Prinzip, mußte sich aber sagen, daß paradoxerweise ihrer Verwirklichung gerade die unaufgebare göttliche Gabe der Freiheit entgegensteht, weil sie in der von Christus abgefallenen Menschheit (nach Dostojewskijs Meinung also vor allem in Westeuropa) vom Egoismus unterjocht worden ist und nunmehr sich in grenzenloser Zersplitterung und gegenseitiger Absonderung äußert. Eine Hoffnung konnte ihm daher nur Rußland sein, weil sein „Volk“ Christus angeblich bewahrt hatte. Aber gerade an der Vernichtung dieses Rußlands arbeitete Belinskij, denn er wollte auch hier die europäischen Zustände einführen und mit ihnen den europäischen Atheismus und die Zersplitterung. Also trat Belinskij hier, wo es um das Teuerste für Dostojewskij ging, als Gegner auf — und als Gegner, der durch gewaltsame Vernichtung der (egoistischen) Freiheit des Einzelnen begründete Aussicht auf Erfolg hatte: In satanischer Usurpation des göttlichen Ziels will Belinskij durch Vernichtung der gottgegebenen und gottgewollten Freiheit des Menschen das „Goldene Zeitalter“ herbeizwingen! Das ist der tiefste Grund für Dostojewskijs Haß gegen Belinskij.

¹⁾ DOLININ schätzt den Einfluß Rousseaus auf Dostojewskij nicht geringer ein als auf Tolstoj. S. Pis'ma II, S. 510/511.

Als „Erscheinung des russischen Lebens“ quälte Belinskij den Dichter Dostojevskij in diesen Jahren außerordentlich. „Wenn ich ihn nicht niederschreibe, dann wird er mich zu Tode quälen“, schrieb er am 25. Januar 1869 an S. A. Ivanova während der Arbeit an dem Roman „Atheismus“ über die Gestalt eines katholischen enthusiastischen Priesters in der Art des St. François Xavier. Erst recht konnte er das zu gleicher Zeit von seinem „Doppelgänger“ Belinskij sagen. In der Tat — von den Fragen, die ihn im Zusammenhang mit Belinskij quälten, findet er Befreiung im Werk. Eine Linie seiner dichterischen Pläne führt zu den „Dämonen“, eine andere — zu den „Brüdern Karamazov“.

VI.

Die Jahre des Auslandsaufenthalts sind eine Zeit angestrengtesten künstlerischen Schaffens. Die Briefe, die einen so tiefen Einblick in die geistigen und seelischen Kämpfe Dostojevskijs vermitteln, geben gleichzeitig auch wertvolle Einzelheiten zu der Entstehung der einzelnen großen Romanpläne.

Bereits Ende 1868 faßt der Dichter den Plan zu einem „Riesenroman“, der „Atheismus“ heißen sollte. Seine Idee sollte religiös sein:

Ein Russe in mittleren Jahren büßt seinen Glauben ein, treibt sich bei allen möglichen Sekten umher, geht einem Jesuiten polnischer Nationalität ins Garn, bis er schließlich „Christus und die russische Erde, den russischen Christus und den russischen Gott findet.“

Diese Idee geht in einen neuen, noch umfassenderen Plan ein: in die „Vita eines großen Sünders.“ Vom September 1869 ab wird nach Ausweis des Notizheftes Nr. 2 die Arbeit an ihr aufgenommen.

Dieses Werk sollte fünf Erzählungen umfassen, war als Theodizee gedacht und erschien dem Verfasser als Sinn und Ziel seines ganzen Lebens.

Am 25. März 1870 schrieb Dostojevskij einen Brief an A. N. Majkov, in dem er ihm den Plan der „Vita“ darlegte¹⁾:

„. . . Die Hauptfrage, die in allen Teilen durchgeführt werden wird, ist die gleiche, mit der ich mich — bewußt oder unbewußt — mein ganzes Leben lang abquälte — die Existenz Gottes. Der Held ist im Laufe seines Lebens bald Atheist, bald Glaubender, bald Fanatiker und Sektierer, bald wieder Atheist. Die zweite Erzählung wird ganz im Kloster spielen. Auf diese zweite Erzählung habe ich meine ganze

¹⁾ Pis'ma II, S. 263/264.

Hoffnung gesetzt. . . . Ihnen allein beichte ich, Apollon Nikolajevič: Ich will in der zweiten Erzählung als Hauptfigur Tichon Zadonskij herausstellen, natürlich unter einem anderen Namen, aber der Bischof wird gleichfalls im Kloster leben. . . .

Eben hierher, ins Kloster, werde ich auch Čaadajev setzen, (natürlich unter einem anderen Namen). Warum sollte Čaadajev nicht ein Jahr im Kloster absitzen? Stellen Sie sich vor, daß Čaadajev nach seinem ersten Artikel, für den ihn die Ärzte jede Woche untersuchten, es nicht ausgehalten hat und z. B. im Auslande, in französischer Sprache, eine Broschüre veröffentlicht hat — da hätte es sehr wohl sein können, daß man ihn dafür zum Absitzen auf ein Jahr ins Kloster geschickt hätte. Zu Čaadajev können auch andere zu Besuch kommen: Belinskij z. B., Granovskij, Puškin sogar (bei mir erscheint doch nicht Čaadajev, sondern ich nehme im Roman diesen Typ). Im Kloster ist auch Pavel Prusskij, auch Golubov und auch der Mönch Parfenij. (In dieser Welt bin ich Kenner — das russische Kloster kenne ich von Kindheit auf). Die Hauptsache ist aber — Tichon . . . Erzählen Sie nicht von Tichon. Hoffentlich werde ich eine erhabene, positive, heilige Figur herausstellen Wer weiß, vielleicht bildet gerade Tichon unseren russischen positiven Typus, den unsere Literatur sucht und nicht Lavrovskij¹⁾, nicht Čičikov, nicht Rachmetov u. a. Es ist wahr, ich werde nichts Neues schaffen, ich werde den wirklichen Tichon herausstellen, den ich seit langem mit Begeisterung in mein Herz aufgenommen habe. Doch werde ich auch das, wenn es gelingt, für mich für eine wichtige Leistung ansehen. . . .“

Die Idee ist klar: Allen möglichen Schattierungen der „europäischen“ Russen sollen die verschiedensten Vertreter der Orthodoxie gegenübergestellt werden, bis hin zu den ehemaligen „Theodosiern“, späteren „Jedinovercy“, Pavel Prusskij und Golubov²⁾. Als Zentralfigur

¹⁾ Bei Dostojevskij verschrieben für Turgenevs Lavreckij aus dem „Adelsnest“.

²⁾ Pavel Lednev (1821—1895) aus Syzran', erhielt seinen Beinamen „Prusskij“ wegen seiner Tätigkeit unter den ostpreußischen Theodosiern, die in Deutschland als „Philipponen“ bekannt sind und in Masuren, vornehmlich im Kreise Sensburg, seit 1830 ansässig waren. Pavel war in Ostpreußen seit 1848—1867 Vorsteher eines Klosters, hoch angesehen bei den Altgläubigen. 1868 trat er zum „Jedinoverije“ über und wohnte seitdem in Moskau. Dostojevskij schätzte seine polemischen Schriften gegen die Altgläubigen. Pavels gesammelte Werke erschienen in M. 1897.

Konstantin Jefimovič Golubev, Schüler Pavel Prusskij's, mit ihm in Ostpreußen, gab in Johannisburg die altgläubige, später orthodoxe Zeit-

soll dabei der hl. Tichon Zadonskij (Kirillov), dessen Schriften Dostojewskij eingehend studiert hat, dargestellt werden und die Lösung bedeuten.

Jedoch wurde auch diese „Vita“ ebensowenig vollendet wie der Roman über den „Atheismus“. Aber der gesammelte reiche Vorrat an wichtigen Motiven ging nicht verloren. Er wurde für die großen Romane „Dämonen“, „Jüngling“ (Podrostok) und die „Brüder Karamazov“ verwendet, was ihre innere Verwandtschaft erklärt.

Ohne weiteres ist etwa die Übertragung der in dem zitierten Brief an Majkov erwähnten Klosterszene sowohl in die „Dämonen“ als auch in die „Brüder Karamazov“ ersichtlich. Auch die Gestalt Tichons ist in beide Romane übernommen worden. Schwerer ist schon zu entscheiden, ob die anderen in dem Brief erwähnten Personen ihre künstlerische Verkörperung gefunden haben.

Man hat seit langem und viel über die Prototypen Dostojewskijscher Romanfiguren geschrieben. Daß Dostojewskij solche Prototypen gehabt hat, steht außer Zweifel.

Bereits I. S. Turgenev erkannte sich selbst im Karmazinov aus den „Dämonen“ und beschwerte sich darüber 1872 in einem Brief an das Ehepaar M. A. und N. A. Miljutin. Die letzten Versuche in einer langen Reihe, die Prototypen der Gestalten der letzten großen Romane festzustellen, hat wohl A. S. DOLININ mit der Deutung von Gestalten aus dem „Jüngling“ unternommen¹⁾. Abgesehen von mehreren sekundären

schrift „Istina“ heraus. Diese Zeitschrift war selbst in ostpreußischen Bibliotheken nicht mehr vollständig vorhanden; eine genaue Inhaltsangabe findet sich in dem Artikel „Russkaja staroobryadčeskaja literatura za granicej“ im Juli- und Augustheft des Russkij Vestnik“ d. Jahres 1868. Dostojewskij hat ihn gelesen, wie aus dem Brief an Majkov vom 11. Dez. 1868 (Pis'ma II, S. 148) hervorgeht. Er sagte über Golubev: „Das ist nicht der Typ des kommenden russischen Menschen, aber natürlich schon einer der kommenden russischen Menschen.“ Golubev war eine Ausnahme: ein philosophierender Bauer von großem und eigenartigen Verstande, der in einer Korrespondenz mit Ogarev den Atheismus zu widerlegen trachtete. Ab 1867 war dieser ehem. Theodosier gleichfalls zum Jedinoverije übergetreten. Bei diesen Übertritten spielten nationale Erwägungen (Stärkung der russischen Bevölkerung in den Randgebieten des russischen Reiches) mit. S. meine Arbeit „Die Philipponen in Ostpreußen“, Maschinenschrift Königsberg i. Pr. 1943.

Mönch Parfenij (gest. 1868), schrieb gegen die Altgläubigen, war Dostojewskij als Verfasser des „Skazanije o stranstvii po Rossii, Moldavii, Turcii i sv.Zemle“ bekannt.

¹⁾ V tvorčeskoj laboratorii Dostojevskogo (Istorija sozdanija romana „Podrostok“), Sovetskij Pisatel' 1947.

Figuren, die er identifizieren konnte, hat er doch wahrscheinlich gemacht, daß der „Jüngling“ (Arkadij) Züge des jungen Nekrasov und sein Vater Versilov gewisse Kennzeichen A. Herzens und Čaadajevs an sich trägt. Auch Miusov scheint, wie DOLININ andernorts¹⁾ vermutet, entfernt Čaadajev zu ähneln. Für die Gleichsetzung Granovskijs mit Stepan Trofimovič Verchovenskij in den „Dämonen“ hat Dostojevskij selbst durch eine entsprechende briefliche Äußerung aus dem Jahre 1876 gesorgt.

Damit wären bereits vier in den zitierten Briefe an Majkov genannte Personen im Werk Dostojevskijs identifiziert.

Über den im Brief gleichfalls genannten Mönch Parfenij hat R. PLETNEV gehandelt²⁾. Golubev, dem als Golubov ursprünglich eine große Rolle in der Art Tichons zugedacht war, ist über die Notizbuch-Entwürfe zu den „Dämonen“ nicht herausgekommen. Pavel Prusskij und Puškin scheinen keine künstlerische Inkarnation in Dostojevskijs Werk gefunden zu haben. Und Belinskij?

Es müßte ganz unwahrscheinlich zugehen, wenn Belinskij, der im Leben des Dichters einen so breiten Raum eingenommen und ihn, wie bereits dargelegt, gerade in diesen Jahren so leidenschaftlich erregt hat, gar keinen Platz in seinem Werk einnehmen würde.

In der Tat kommt er unter seinem richtigen Namen in den Entwürfen zu den „Dämonen“ vor (die von N. N. Strachov aus den Notizbüchern zusammengetragen wurden und als „Materialien zum Roman „Die Dämonen“ im ersten Bande der Ausgabe der Gesammelten Werke Dostojevskijs von 1883 veröffentlicht werden sollten).

Stepan Trofimovič Verchovenskij erzählt hier die gleiche, schon aus dem Briefe an Strachov und aus den „Alten Menschen“ bekannte Geschichte von der Beschimpfung Christi und bringt Einzelheiten für seine Behauptung, Belinskij habe die Wirklichkeit überhaupt nicht verstanden.

Šatov greift bereits in den Entwürfen die Gedanken Belinskijs an. Eine ähnliche Szene gibt es auch im Text des Romans selbst. Da ähnelt der Ausbruch Šatovs außerordentlich den brieflichen Äußerungen Dostojevskijs aus den gleichen Jahren: Belinskij hat weder Rußland noch das russische Volk geliebt, sondern sich mit Ekel und Verachtung ihm gegenüber verhalten, weil es nicht ebenso war wie das Pariser.

¹⁾ Pis'ma II, Anm. S. 476.

²⁾ Dostojevskij und der Hieromonach Parfenij, Zeitschr. Bd. 13 (1936), S. 30 ff.

An dieser Verachtung des einfachen Volkes scheint wirklich ein Teil Wahrheit zu sein. In den Werken Belinskijs findet man Äußerungen, die in ihrem Hochmut bei einem Kleinbürger sehr befremdend wirken¹⁾.

Im Romantext wird Belinskij absichtlich mit den Ideen Šigalevs über eine gewaltsame Organisation der menschlichen Gesellschaft in Verbindung gebracht (im Kapitel „Bei den Unsrigen“), und Ljamšin äußert eine Variation des unglückseligen Gedankens Belinskijs aus dem Briefe an Botkin vom 28. Juni 1841: Ljamšin schlägt vor, neun Zehnteln der Menschheit nicht nur ihren Willen zu nehmen, wie Šigalev es wollte, sondern sie „einfach in die Luft“ zu sprengen, um „nur ein Häuflein gebildeter Leute übrigzulassen, die dann nach der Wissenschaft herrlich und in Freuden leben können.“

Belinskijs Verbundenheit mit dem Thema der „Dämonen“ unterstreicht auch nachdrücklich der Brief an A. N. Majkov vom 9. Oktober 1870:

Der „Mistkäfer“ Belinskij, heißt es da, ist einer der Verkünder „des rädigen russischen Liberalismus“. Diese Krankheit, die die zivilisierten Russen ergriff, erwies sich stärker, als man gedacht hatte. Es blieb nicht bei den Belinskijs und Krajevskijs allein. Aber da ereignete sich das, wovon der Evangelist Lukas zeugt: Die Dämonen fuhren aus dem russischen Menschen aus und in die Herde der Säue, „d. h. in die Nečajev und Serno-Solov’jevič. So mußte es auch geschehen. Rußland hat diesen Schmutz ausgespien, mit dem man es überfüttert hat, und natürlich war in den ausgespienen Schurken nichts Russisches übriggeblieben. Und merken Sie sich, lieber Freund: Wer sein Volk und sein Volkstum verliert, der verliert auch den väterlichen Glauben und Gott. — Nun, wenn Sie es wissen wollen, — das ist eben das Thema meines Romans.“²⁾

Mit aller Deutlichkeit gibt hier Dostojevskij die Deutung seines Romans und hebt den für ihn so wichtigen — und so unchristlichen — Gedanken hervor, der Verlust des Volkstums bedinge den Verlust Gottes. Dieser, im Roman von Šatov vertretene Gedanke, ist gleichzeitig ein Vorwurf an Belinskij.

Indessen ist mit diesen Hinweisen auf die „Dämonen“ die Bedeutung

¹⁾ z. B. Poln.sobr.soč., hgb. VENGEROV, Bd. VII (1904) S. 347.

²⁾ Pis’ma, hgb. DOLININ, II, S. 291.

Sergej HESSEN, Das Porträt Stavrogins, Slavische Rundschau III (1931), S. 233—237, hat die Vermutung ausgesprochen, es seien Stepan Trofimovič sicher viele Worte Belinskijs in den Mund gelegt worden. M. E. trifft diese Annahme durchaus nicht zu.

Belinskijs für das Werk Dostojevskijs keineswegs erschöpft; vielmehr ist auch Belinskij — wie die Mehrzahl der andern im Brief an Majkov vom 25. März 1870 erwähnten Personen — zum Prototyp einer Dostojevskijschen Romanfigur geworden.

Dabei muß man sich allerdings im klaren darüber sein, in welchem Sinne man bei Dostojevskij überhaupt von Prototypen sprechen kann. Nur in den seltensten Fällen liefert er richtige Porträts der ihn beschäftigenden Personen. Es ist solch eine Ausnahme, wenn er im Briefe vom 20. März / 2. April 1868 an Majkov berichtet, in seinem „Idioten“ seien einige Charaktere, „z. B. General Ivolgin, Kolja“ „einfach Porträts“¹⁾.

Üblicherweise geht Dostojevskij anders vor: Er läßt viele Charakterzüge des Darzustellenden ganz unberücksichtigt, hebt dafür ihm wichtig erscheinende hervor, betrachtet sie gleichsam durch ein Vergrößerungsglas; vor allem aber überträgt er ihm für eine Persönlichkeit besonders charakteristisch scheinende Ideen auf seine Romanfiguren. Auf diese Weise gelingt ihm dann die Darstellung eines „Typs“, von dem er im zitierten Briefe an Majkov redet. Diesen „Typ“ will er zumeist, nicht die einzelne Erscheinung.²⁾

So hat er es auch mit Belinskij gemacht, als er für ihn wesentliche Ideen auf Ivan Karamazov (in dem Kapitel „Aufruhr“) und auf Ivans Schöpfung, den „Großinquisitor“, übertrug.

VII.

Die „Brüder Karamazov“ sind gleichsam eine Zusammenfassung des gesamten Schaffens und aller Themen Dostojevskijs:

Da ist das Thema der „zufälligen Familie“ (zufällig, weil nur die Blutsverwandtschaft noch besteht, nicht aber die die einzelnen Familienmitglieder verbindende Idee); da ist das Thema des Vatermords, der Schuld, des Leidens, der Macht, des Geldes, des sozialen Mitleids, des Doppelgängers. Da ist die Aussöhnung mit Schiller und dem deutschen Idealismus. Und da ist auch, im Gegensatz zu dem „Buch des großen Zorns“, den „Dämonen“, von allem Persönlichen entkleidet und auf die höchste Ebene des Grundsätzlichen gehoben,

¹⁾ Pis'ma, hgb. DOLININ, II, S. 103.

²⁾ A. S. DOLININ, V Atvorčeskoj laboratorii Dostojevskogo, S. 123: Dostojevskijs Helden „sind Träger bestimmter Ideen, ihre Charaktere werden von ihren Ideen bestimmt. Darin liegt ihre Stärke — die Stärke einer weiten Verallgemeinerung; darin liegt aber auch ihre Schwäche — in ungenügender Konkretheit.“

die Auseinandersetzung mit dem Atheisten und utopischen Sozialisten Belinskij in dem Kampf gegen und um Gott in den berühmten Kapiteln „Aufruhr“ und „Der Großinquisitor“.

In der Dostojevskij-Forschung scheint sonderbarerweise nicht darauf hingewiesen worden zu sein, daß der geniale Dialektiker Ivan im Gespräch mit seinem Bruder Aleša mit Gründen Belinskijs argumentiert. Dagegen finden sich einige Andeutungen in Werken, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit Dostojevskij stehen.

So spricht etwa Kornej ČUKOVSKIJ in einem Essay über Boris Zajcev¹⁾ von dem ethischen Individualismus der russischen Literatur, „demselben, der einst Belinskij gezwungen hat auf die Hegelsche Allgemeinheit zu verzichten und „Jegor Fedorovič“ die zum Eintritt in die kosmische Harmonie berechtigende Karte zurückzugeben, demselben, der einst Raskol'nikov und den Großinquisitor geschaffen hat. .“

ČUKOVSKIJ muß die Nähe zwischen den Gedanken Belinskijs und Ivan Karamazovs so stark empfunden haben, daß er Belinskij einen Ausspruch Ivans zuschreibt: die Rückgabe der Eintrittskarte zur kosmischen Harmonie.

Aber das Thema ČUKOVSKIJS ist nicht das Verhältnis Belinskij — Ivan, und so verfolgt er die weitere Entwicklung des ethischen Individualismus in der russischen Literatur (bis hin zu Čechov und Gor'kij) und verurteilt Zajcevs Tendenz, statt der konkreten Einzelpersonlichkeit einen in Schwärmen auftretenden unpersönlichen Fisch, die berühmte „Vobla“, darzustellen.

N. ALEKSEJEV kommt in seinem Aufsatz „Russkoje Zapadničestvo“²⁾ bei Besprechung der Anfänge russischen „Humanismus“ natürlich auf Belinskij zu sprechen und zitiert zum Beweis des krankhaft übersteigerten Kults der menschlichen Persönlichkeit mehrere Aussprüche Belinskijs aus dem Briefe an Botkin vom 4. Oktober 1840 (ohne die Quelle anzugeben). Er verweist auf ihre Nähe zu Aussprüchen Ivans, aber die Frage, ob es sich hier mehr als um eine zufällige Übereinstimmung, vielleicht um eine von Dostojevskij gewollte Parallele handelt, liegt außerhalb des Interesses seiner Arbeit.

Einen entscheidenden Schritt weiter hat Nikolaj BERDJAJEV getan, der bekanntlich selbst ein weitverbreitetes Buch über Dostojevskij geschrieben hat³⁾.

¹⁾ in seinem Buch „Ot Čechova do našich dnei. Literaturnyje portrety. Charakteristiki“ Petersburg 1908, S. 126.

²⁾ in „Put', organ ruskoj religioznoj mysli“, Nr. 15, Febr. 1929, S. 105/106.

³⁾ Mirosozercanije Dostojevskogo, Paris o. J., deutsch München 1925.

In seinem Werk „Das Ich und die Welt der Objekte“¹⁾ macht er die ganz richtige Beobachtung, daß Kierkegaards Aufstand gegen Hegel, gegen den objektiven Weltgeist, gegen das Allgemeine an den Aufstand Belinskijs erinnert, „der auf die Dialektik Ivans bei Dostojevskij eingewirkt hat.“²⁾

Selbst in der speziellen Dostojevskij-Literatur fand sich dieser Hinweis in so bestimmter Form nirgends:

MOČUL'SKIJ³⁾ sucht in seinem großen Buch Ivan — vermutlich unter dem Einfluß von Dostojevskijs Tochter Ljubov', die in ihren Erinnerungen behauptet, es sei Familientradition gewesen, ihr Vater habe in Ivan sich selbst dargestellt — als eine Periode in der eigenen Entwicklung des Dichters zu deuten. Ivan, der „Atheist und Schöpfer einer sozialen Utopie“, „spiegele die Epoche der Freundschaft mit Belinskij und die Begeisterung für den atheistischen Sozialismus.“

Bedauerlicherweise will er entsprechend in Dmitrij Karamazov Dostojevskijs romantische Periode und in Aleša seine eigene symbolische Darstellung nach der sibirischen Zeit sehen. Eine wahrhaft bedenkliche Deutung!

Leonid GROSSMANN, dem die Dostojevskij-Forschung wichtige Erkenntnisse verdankt, hat — nicht durch unmittelbaren Vergleich mit Belinskijs Schriften, sondern durch Auswertung von Dostojevskijs Belinskij-Aufsatz „Alte Menschen“ — durchaus richtig gesehen, daß der Großinquisitor Belinskijsche Ideen ausspricht⁴⁾. In seinem bereits zitierten Buche „Put' Dostojevskogo“ hebt er einige von ihnen hervor, übersieht aber auffallenderweise andere, die im gleichen Aufsatz Dostojevskijs stehen und äußert im übrigen mit keinem Wort, daß das dem „Großinquisitor“ vorangehende Kapitel „Der Aufruhr“ gleichfalls Gedanken Belinskijs enthält⁵⁾.

(Fortsetzung folgt.)

Kiel

A. RAMMELMEYER

1) Ja i mir objektov, Ymca-Press Paris o. J. S. 26.

2) Den Hinweis auf dieses Werk Berdjajevs verdanke ich der Freundlichkeit meines Göttinger Kollegen Max Braun, dem ich meine Beobachtungen über die Abhängigkeit der Dialektik Ivans von Belinskij mitgeteilt hatte.

3) „Dostojevskij, žizn' i tvorčestvo“, S. 491.

4) L. GROSSMANN, *Sobr. soč.*, II, 1, S. 65/66.

5) Auch der ausführliche Aufsatz GROSSMANNs über die Brüder Karamazov „Poslednij roman Dostojevskogo“, M. 1935, enthält keine weiterführenden Hinweise in unserer Frage.

GROSSMANNs Dostojevskij na žiznennom puti, I. Molodost' Dostojevskogo, 1821—1850; M. 1928, ist mir unzugänglich geblieben.

Der Sinn der Liebe und der Sinn des Lebens

(Der ideologische Plan der „Anna Karenina“.)

„O Kareninoj nužno mnogo pisat' ... Takogo serjěznogo romana ješčě ne bylo na svete.“

N. Strachov¹⁾

In einem entscheidenden Selbstzeugnis über „Anna Karenina“ hat Tolstoj gesagt, daß er hier nicht nur habe beschreiben wollen, wie Oblonskij diniert und was für Schultern die Karenina hat. Dem Roman liegen vielmehr „Gedanken zugrunde, die in ihrem Zusammenhang aufgefaßt werden müssen“²⁾.

Der Gesamtplan des Werkes ist ein ideologisch-philosophischer, aber er ist nicht gedanklich konzipiert, sondern die Wirklichkeit des menschlichen Lebens ist mit philosophischer Kraft und Tiefe erschaut und dann in Urphänomenen geschildert worden. Das Große an diesem Roman ist die absolute, fast mitleidlose Zufallslosigkeit des Geschehens. Die Konflikte werden nicht durch äußere Schicksale gelöst, wie es denn etwa ein Leichtes gewesen wäre, Anna bei der Geburt der Tochter sterben zu lassen, womit der Leser schon fast gerechnet hatte, und womit alles einen verhältnismäßig glücklichen und versöhnlichen Ausgang gefunden hätte: aber Tolstoj erlaubt sich nur die Lösungen, die aus dem Tun der Menschen mit immanenter Notwendigkeit hervorgehen³⁾.

Der Titel des Romans kann dazu verleiten, als Hauptabsicht des Dichters die Schilderung jenes „großen, gewaltigen Schicksals“ zu betrachten, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“ (Schiller). In Wirklichkeit ist dieser Schilderung kaum mehr als die Hälfte des monumentalen Werkes gewidmet, und es müßte geradezu als geschmacklos bezeichnet werden, daß dem tragischen Un-

¹⁾ Strachov an Tolstoj, 5. 3. 1876 und 27. 12. 1877, „Tolstovskij Muzej“ Bd. II, Petersburg 1914, S. 79 und S. 138.

²⁾ An Strachov, 24. 4. 1876, in: „Leo Tolstoi, Briefe 1848—1910“, ges. u. hsg. v. P. A. Sergejenco, Bln 1911, S. 159.

³⁾ Vgl. dazu etwa Strachov an Tolstoj, 7. 5. 1877, a. a. O. (Anm. 1), S. 116, über den Tod der Karenina: „Sie sind unbarmherzig ... Ihre (d. h. Annas) Erbitterung und ihre bösertige Gereiztheit steigen bis zum letzten Augenblick. ... Dies alles ist sehr wirklichkeitsgetreu, — aber darum nur umso schrecklicher.“ Oder A. A. Tolstaja an L. N. Tolstoj: „Hier ist das Gerücht aufgetaucht, daß Anna unter den Rädern eines Eisenbahnzuges enden wird. Dem will ich nicht glauben. Sie sind einer solchen Geschmacklosigkeit nicht fähig“ („Leo Tolstoj, Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoj“, hsg. v. L. Brendl, Zür. Lpz. 1926, S. 286).

tergang der Heldin am Ende des siebenten Teiles noch jener achte Teil folgt, der so durchtränkt ist „von dem klassischen Geruch der Kinderwindeln“, den ein zeitgenössischer Kritiker an dem ganzen Roman beanstandet hat¹). Mit der gleichen Breite wie die tragische Liebe der Anna ist die „glückliche“ zwischen Levin und Kitty dargestellt. Nicht das Schicksal einer Liebenden, sondern das verschiedene Schicksal verschiedener Liebespaare wäre demnach das Sujet des Buches. So erscheint es als eine Phänomenologie der Geschlechtsliebe, die in all ihren Typen gezeigt wird: von dem naiv-brutalen allgemeinen Liebesdrang Oblonskij's bis zur mystischen Liebe zwischen dem verlassenen Ehemann Karenin und der Gräfin Lidija Ivanovna, von der lebenszerstörenden Leidenschaft Vronskij's bis zur schnell vorübergehenden Verliebtheit des Philosophen Koznyšev. Aber es geht dem Dichter nicht um die bloße Darstellung einer Vielzahl von einfach geschauten und nach der Wirklichkeit gezeichneten Phänomenen, sondern die verschiedenen Schicksale wollen in ihrem Zusammenhang gesehen werden, und dieser Zusammenhang offenbart uns dann Tolstoj's Verständnis vom Sinn und Wesen der Liebe und Ehe.

Obwohl der Plan und der ideologische Gehalt des Romans sich nicht in dieser philosophischen Phänomenologie der Liebe erschöpft, gilt es zunächst, deren Grundzüge aufzuweisen.

Es ist vielleicht nicht zufällig, daß die Ausgangssituation der „Anna Karenina“ genau der Endsituation des „Jewgenij Onegin“ entspricht²). Die an einen ungeliebten Mann verheiratete Frau begegnet einem andern, dem andern, den sie leidenschaftlich („Nach dem Rate des Himmels“)³) liebt. Bei Puškin weist sie — aus Achtung vor der Heiligkeit der Ehe²) — den wahrhaft Geliebten zurück und verzichtet damit auf das Glück der Liebe. — Nun hatte Belinskij in seiner Kritik des „Onegin“ geäußert, Tatjana hätte ihrer Liebe treu sein, hätte dieser Liebe die erzwungene Ehe und die öffentliche Meinung opfern, hätte um des höheren Gesetzes ihrer Natur willen die Verurteilung durch die Gesellschaft auf sich nehmen sollen⁴).

¹) BIRUKOF, „L. N. Tolstois Biographie und Memoiren“, II (1909), S. 292. Über den achten Teil sagt selbst Romain Rolland: „inutile au roman“ („Vie de Tolstoj“, 17. éd. S. 78). Wie Tolstoj selbst darüber dachte, s. „T. Muzej“ Bd. II, S. 121.

²) Vgl. dazu meinen Aufsatz „Schicksal und Liebe in „Jewgenij Onegin“, in: „Solange Dichter leben. Puschkinstudien“, Krefeld 1949.

³) „То в высшем суждено совете.“ (Brief Tatjanas, Gl. III).

⁴) Belinskij, *Sobranije sočinenij*. Pod red. Fuksa, Kiev 1911, Bd. II, S. 268 ff.

Es ist als gewiß anzunehmen, daß Tolstoj diese Äußerungen Belinskijs gut gekannt hat¹⁾, und man kann es sich vorstellen, daß er, angeregt durch die Problematik Puškins und das Urteil Belinskijs, den Plan faßt, dieses Problem, das ihn, wie alle ethischen Probleme, aufs lebhafteste interessiert, so durchzuführen, wie Belinskij sich das vorstellt, d. h. zu untersuchen, was aus Tatjana wird, wenn sie ihrer Liebesbestimmung folgen, sich dem Geliebten hingeben, den angeblich sittlichen Forderungen Belinskijs gehorchen würde. Das Ergebnis ist negativ: ist der Ausgang des „Jevgenij Onegin“ tragisch durch die Nichterfüllung des Liebesschicksales, so ist es der der „Anna Karenina“ in noch furchtbarerem Ausmaß: die Liebenden gehen sittlich und physisch zugrunde, wobei auch der Gatte und der Sohn Annas schwerste innere Schädigungen erleiden.

Während sich also die Situation der beiden Liebesdichtungen genau entspricht, ist die zugrunde liegende Philosophie der Liebe bei Tolstoj in mancher Hinsicht eine andere als bei Puškin. Für diesen ist die Liebesbestimmung fast mythischen Charakters: der Rat des Himmels hat die Liebenden füreinander bestimmt, die Heiligkeit der Ehe ist begründet in ihrem sakramentalen Charakter, warum und wieso sie ein Sakrament ist, wird aber nicht mehr deutlich gesagt. Die Liebesbestimmung findet ihre sittliche Grenze an der doch nicht voll verständlich gemachten Heiligkeit der Ehe.

Alle diese Elemente finden sich auch bei Tolstoj. Ebenso wie die Helden Puškins treiben Anna und Vronskij, Kitty und Levin mit schicksalhafter Bestimmtheit aufeinander zu. Ebenso wie bei Puškin eignet dieser Bestimmung aber nicht eine unwiderstehliche Macht, sondern der Mensch kann sie einerseits durch eigene Schuld verfehlen (vgl. Kittys Absage an Levin) und ist andererseits unter gewissen Umständen zum Widerstand gegen sie sittlich gefordert und damit auch fähig²⁾.

¹⁾ Eine Stelle in „Anna Karenina“ enthält vielleicht eine direkte Anspielung auf diese Äußerungen Belinskijs: Teil III, 16 (Bd. I, S. 475). („Anna Karenina“ wird zit. als „AK I“, „AK II“. Bd. I nach „Sočinenija Tolstogo“, Bd. 9. „Slovo“ 1922. Bd. II. nach der Ausgabe Ladyžnikov, Bln 1919.)

²⁾ Tolstoj läßt es bei der Schilderung der aufkeimenden Liebe zwischen Anna und Vronskij ganz deutlich werden, daß er diesen Widerstand hier für geboten und möglich hält, wenn er nur von vornherein und mit Entschlossenheit geleistet würde. Es ist ein Lieblingsgedanke Tolstojs, daß man dem Bösen verfallen ist, wenn man ihm nicht von Anfang an widersteht (vgl. besonders „Macht der Finsternis“). Strachov sah hierin sogar den Grundgedanken des Romans (a. a. O. S. 57f.). Tolstoj erwidert (Sergejenko S. 158), dies Urteil sei richtig, aber nicht ganz vollständig. Er habe mit seinem Roman noch mehr sagen wollen.

Wenn sich also in der Liebesanschauung beider Dichter auch die gleichen Elemente finden, so werden sie bei Tolstoj doch anders verstanden, anders gedeutet als bei Puškin, weniger religiös, weniger mythisch, stärker philosophisch-verstehend: und zwar versteht er sie vor allem aus dem Geiste der Schopenhauerschen Philosophie, unter deren Einfluß er gerade in den Jahren, als er die „Anna Karenina“ schrieb, in ganz besonderem Ausmaß stand¹⁾. Es kann als gewiß gelten, daß Tolstoj vor allem vom vierten Teil des Hauptwerkes Schopenhauers, von seiner „Ethik“ begeistert war. Und neben der Verherrlichung des Mitleids als der Grundtugend mag ihn hier am stärksten die „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ ergriffen haben, denn seine Erfahrungen waren auf diesem Gebiete ähnliche wie die Schopenhauers: mit der Erfahrung von der überwältigenden Kraft des Geschlechtstriebes verband sich ein geheimes Grauen vor seinen dämonischen Tiefen, eine Tendenz zu seiner negativen Beurteilung.

Schopenhauers Ansicht geht bekanntlich dahin, daß alle Verliebt-heit allein im Geschlechtstrieb wurzele, ja daß sie überhaupt nur ein näher bestimmter, individualisierter Geschlechtstrieb sei. Dieser aber ist identisch mit dem Willen, der als eine unsichtbare und doch mit ungeheurer Wirkkraft ausgerüstete Größe die ganze Welt ins Dasein ruft, nicht als ein Schöpfer, der außerhalb seiner Schöpfung bliebe, sondern als eine unsichtbare, unbewußte, nicht-personhafte, nicht-individuelle Kraft, die unaufhörlich aus der Potenz in die Aktualität, aus der zwar seienden, aber doch außerhalb der realen Welt befindlichen, unendlichen Existenz in eine endliche, aber dafür wirkliche, aktuelle Seinsform hineindrängt, -stößt, -stürzt. Alles wirkliche,

¹⁾ Vgl. bes. Tolstoj an Fet, 30. 8. 1869 (Sergejenco, S. 103): „Wissen Sie, was dieser Sommer für mich bedeutet? — Eine ununterbrochene Begeisterung für Schopenhauer. . . Ich weiß nicht, ob ich meine Meinung nicht vielleicht noch ändern werde, jedenfalls bin ich jetzt fest davon überzeugt, daß Schopenhauer der genialste Mensch ist. . . Seine Schriften enthalten eine ganze Welt in einer unglaublich klaren und schönen Darstellung. . . Wenn ich ihn lese, kann ich nicht begreifen, wie sein Name unbekannt bleiben konnte. Es gibt nur eine Erklärung dafür, dieselbe, die er so oft wiederholt: daß es in der Welt nur Idioten gibt.“ Vgl. ferner die bedeutsame Erwähnung Schopenhauers AK II, Teil VIII, 9, S. 493, dann in „Meine Beichte“, passim, Tagebuch 15. 11. 1895, ferner zu Gor'kij (M. G., „Ausgew. Werke“, Bd. III, Bln 1946, S. 431). In Tolstojs Arbeitszimmer in Jasnaja Poljana hing ein Bildnis Schopenhauers mit der eigenhändigen Unterschrift des Philosophen (R. Löwenfeld, „L. N. Tolstoj“, 1. Teil, 2. Aufl. Lpz. 1901, S. 3). Vgl. ferner Briefwechsel mit Strachov („T. Muzej“), Register unter „Schopenhauer“. Schopenhauer wird zitiert nach der Ausgabe von Grisebach, 3. Aufl., Lpz., Reclam.

endliche Sein ist eine Erscheinungsform des unendlichen „Willens“, im metaphysischen Grunde sind alle Dinge der Welt gleich, und das „tat tvam asi“ der indischen Mystik gewinnt neue Bedeutung: jenes leidende Tier, jene nach dem Licht sich streckende Pflanze, ja jener tosende Wasserfall und jener ruhende Stein bist du selbst, die Verschiedenheit der Formen ist nur äußerlich, sie ist der trügende Schleier der Maja, der über den Abgrund des unsichtbaren Ur-Einen gebreitet ist. In der anorganischen Welt erscheint der „Wille“ als Kraft, Kraft der Anziehung und des Widerstandes, in der organischen aber als Wille zum Leben, oder besser: die organische Welt ist Wille zum Leben. Wir fürchten den Tod nicht, weil er schmerzhaft ist — im Gegenteil fliehen wir oft vor einem schmerzlosen Tod in ein schmerzvolles Leben —, wir fürchten ihn nicht, weil wir das Leben als schön und beglückend erkennen, — nein wir fürchten den Tod, weil wir selbst Wille zum Leben sind. Jeder Mensch ist eine Individuation dieses Willens zum Leben, seine Wirklichwerdung in einem bestimmten Individuum, welches aber als solches keinen absoluten Wert besitzt, sondern nur eine flüchtige Form ist, die den Willen eine kurze Weile trägt, ihn weitergibt an eine ebenso flüchtige Form und dann versinkt. Das Individuum gilt dem „Willen“ nur etwas, insofern es zeugungsfähig ist. Von hier aus erklärt sich die überwältigende Macht des Geschlechtstriebes, die demjenigen des individuellen Lebenswillens oft gleich oder gar überlegen ist. Diese beiden Triebe sind die einzigen, die sich an metaphysischer Tiefe und Kraft messen können, eben weil sie nur verschiedener Ausdruck des gleichen Ur-Willens sind.

So ist also der Geschlechtstrieb Wille zum Leben vor seinem Eingehen in die endliche Wirklichkeit einer individuellen Existenz: der Geschlechtstrieb ist der Wille zum Leben in seinem An-sich-Sein. Die individuelle Verliebtheit nun ist der Wille, der eine ganz bestimmte, individuelle Inkarnation erreichen möchte. „Die wachsende Zuneigung zweier Liebenden ist eigentlich schon der Lebenswille des neuen Individuums, welches sie zeugen können und möchten; ja schon im Zusammentreffen ihrer sehnsuchtsvollen Blicke entzündet sich sein neues Leben“¹⁾. „Dies neue Individuum ist gleichsam eine neue (Platonische) Idee: wie nun alle Ideen mit der größten Heftigkeit in die Erscheinung zu treten streben, mit Gier die Materie hiezu ergreifend, . . . so strebt eben auch diese besondere Idee einer menschlichen Individualität mit der größten Gier und Heftigkeit nach ihrer Realisation in der Erscheinung. Diese Gier und Heftigkeit eben ist die Leidenschaft

¹⁾ II, 629.

der beiden künftigen Eltern zueinander“¹⁾, oder, noch einmal (Schopenhauer wird nicht müde, es mit immer neuen Wendungen zu wiederholen, hierin fast selbst zum Dichter werdend): „Der aus der Urquelle aller Wesen hervorgehende Drang des künftigen Individuums, ins Dasein zu treten, ist es, was sich in der Erscheinung darstellt, als die hohe, alles außer sich gering achtende Leidenschaft der künftigen Eltern füreinander“²⁾.

Und nun gibt es auch für Schopenhauer eine Art Liebesbestimmung: sie beruht auf der Angemessenheit zweier Individuen zueinander in Hinsicht auf das zu Erzeugende. Ergriffen wird diese Bestimmung durch den einzigen Instinkt, den der Mensch hat: den Instinkt der Liebeswahl: nur beim Anblick des ihm angemessenen Weibes ergreift den Mann „das schwindelnde Entzücken, das ihm die Vereinigung mit ihr als das höchste Gut vorspiegelt“³⁾. Dieses Entzücken und diese Sehnsucht der Liebe gehört aber eigentlich nicht dem Individuum, sondern ist „ein Seufzer des Geistes der Gattung“, deren unendliches Leben jetzt eingekerkert ist in der engen Brust eines Sterblichen: „kein Wunder daher, wenn eine solche bersten zu wollen scheint und keinen Ausdruck finden kann für die sie erfüllende Ahnung unendlicher Wonne oder unendlichen Wehes“⁴⁾.

Ehe, Sitte, Konvention sind der Macht einer solchen individualisierten Leidenschaft gegenüber nur Menschensatzungen, die vom Genius der Gattung wie Spreu weggeblasen werden⁵⁾.

In dieser Schopenhauerschen „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ werden also die Elemente der romantischen Liebesanschauung beibehalten, aber im Sinne einer fast monistischen Willensmetaphysik naturalisiert und bis zu einem gewissen Grade dämonisiert. Was bei Schopenhauer fehlt, ist die ethische Tiefe, zum mindesten muß von ihm gesagt werden, daß er ethisch resigniert: seine Ethik erschöpft sich im Lob der völligen Überwindung des Willens, der Verneinung des Willens zum Leben, und für die ethischen Phänomene, die innerhalb des Reiches der Erscheinungen liegen, hat er wenig Sinn. Der Wille zum Leben selbst ist blind, ja böse, und deshalb kommt es innerhalb seines Herrschaftsbereiches kaum zu sittlichen Konflikten. Es wird einfach konstatiert, daß zwischen dem Physischen und dem Moralischen ein entschiedener Antagonismus besteht⁶⁾, und etwa die Polygamie ist für ihn nicht ein Problem, sondern ein Faktum⁷⁾.

Tolstoj sieht und schildert das Wesen und die Gewalt der Liebe nach den Anschauungen Schopenhauers, unter seinem Einfluß er-

1) 631 2) 647 3) 634 4) 648 5) 651 6) 664, 7) V, 659.

blickt er in ihr immer mehr eine dämonische Kraft, aber er sieht die Wirklichkeit der Liebe doch immer hineingestellt in die andere, dem Menschen gleichfalls gegebene, ihn umgebende Wirklichkeit der sittlichen Forderung. Die künstlerische Kraft Tolstojs schafft aus dem philosophischen System Schopenhauers eine lebensvolle Welt, und darüber hinaus führt sein kolossaler ethischer Ernst die Problematik des deutschen Philosophen gleichzeitig in Tiefen, die diesem verschlossen waren.

Die Liebe zwischen Anna und Vronskij ist eine ganz große, echte und tiefe Leidenschaft, wie Schopenhauer sie für eine stets mögliche, aber doch selten zur Wirklichkeit werdende Erscheinung hält. Sie ist das genaue Gegenteil zu der allgemeinen Weiberliebe Oblonskij's, der sagt: „Ohne Liebe gibt es für mich kein Leben. Was soll man machen, ich bin nun einmal so geschaffen!“ Warum bewahrheitet sich nicht auch an ihm, der doch die Schuld seiner Schwester Anna, den Ehebruch, in potenziertem Ausmaße auf sich lädt, das furchtbare Motto des Romans? Wollte Tolstoj nur vor den schlimmen Folgen des Ehebruches warnen, so würde diese Absicht durch Oblonskij zum Scheitern gebracht. Nein: es ist Tolstojs und Schopenhauers Meinung, daß die Gefahren der Liebe mit ihrer Intensität steigen, die Intensität aber hängt ab vom Grade der Individualisierung. Ein nicht individualisierter Geschlechtstrieb findet seine Befriedigung leicht und überall, für den aufs höchste individualisierten aber hängen Glück und Sinn des Lebens nur am Besitz des einen Geliebten. Unter dem platonischen Unterschied zwischen der Aphrodite pandemos und der Aphrodite ourania will Schopenhauer diese beiden Extreme einer allgemeinen und einer individualisierten Verliebtheit verstehen¹⁾. Das Geschwisterpaar Oblonskij und Anna sind ihre lebendige Verkörperung. Die Aphrodite pandemos, die „im Allgemeinen verschwebt“, ist der Tragik gar nicht fähig, und Levin spricht das Oblonskij, dem Vertreter dieser Liebe, gegenüber auch klar aus²⁾, und die Tragik der Liebe zwischen Anna und Vronskij ist nur aus der Größe dieser Leidenschaft zu verstehen. Tolstoj gibt hier ein Beispiel für den Satz Schopenhauers, daß das Handeln der vom Geiste der Gattung ergriffenen Liebenden „dem In-

¹⁾ II, 631

²⁾ Die sehr bezeichnende Stelle steht I. Teil, 11, AK I, S. 73. Bei der nichtplatonischen Liebe „ne možet byt' nikakoj dramy. “. Bezeichnenderweise sträubt sich Levin aber, die platonischen Ideen in Bezug auf die sogen. platonische Liebe anzuwenden. Er unterbricht sich hier mitten im Satze, als er sich dessen bewußt wird, daß auch die Aphrodite ourania im Geschlechtstrieb ihre Wurzel hat. Schopenhauer formuliert hier mit ähnlichem Vorbehalt.

dividuo unangemessen“ wird¹⁾. Vronskij, der Ehrgeizige, der nicht leben kann, ohne eine Rolle zu spielen, gibt seine Karriere preis, sie dagegen ihre Ruhe, ihre Ehe, ihr Kind, ihre Ehre vor der Welt und vor sich selbst, ihr Gewissen — alles. Glück und Unglück sind Worte, die vor einer solchen Leidenschaft ihren Sinn verlieren, eben weil dies Kategorien sind, die nur auf das Individuum passen, nicht aber auf das Leben in seiner Urform, vor der Erscheinung, und diese Liebe ist eben der Urwille selbst, der in ihrer Begegnung ins Leben drängt²⁾.

Dieses ihr gemeinsames Leben entzündet sich, wie Schopenhauer das von der großen Leidenschaft wiederholt behauptet³⁾, auf den ersten Anblick. Beim ersten Zusammentreffen sieht Vronskij in Annas Gesicht eine „verhaltene Belebtheit“ (sderžannuju oživlennost'). „Es war, als sei ihr Wesen bis über den Rand gefüllt mit dem Überfluß an irgend etwas, das ohne ihren Willen Ausdruck fand einmal im Glanz ihres Blickes und dann im Lächeln. . .“⁴⁾ Wir wissen von Schopenhauer, was dieser Überfluß ist, der über den Rand ihrer Individualität hinausströmt beim ersten Anblick des künftigen Geliebten: der Urwille ergreift das Individuum und bringt das zu kleine Gefäß zum Überfließen.

In der Eruption des Urwillens, die sich in der Liebesbegegnung zweier Menschen vollzieht, verschwinden die Grenzen, die diese beiden Menschen voneinander scheiden. Levin empfindet die Geliebte als sein eigenes Leben, als sich selbst⁵⁾, und ebenso sagt Vronskij zu Anna: „Ich kann Sie und mich in meinem Denken nicht mehr voneinander scheiden“⁶⁾. So bricht in der Geschlechtsliebe die Urmacht des Willens durch die Schranken hindurch, die er sich selbst gesetzt hat, die Liebe ist ein Abgrund der Gestaltlosigkeit, in den der Mensch, der an das Licht des Tages gewöhnt ist und in der Welt der Erscheinung, im Reiche der Gestalt lebt, entweder als Nicht-Erkennender mit „schwindelndem Entzücken“ hineinspringt, oder aber, wenn er zur Erkenntnis

¹⁾ II, 652.

²⁾ Vronskij zu Anna: „Ohne diese Liebe gibt es für uns weder Glück noch Unglück, ohne sie gibt es für uns kein Leben“ (AK I, S. 297, T. II, 21).

³⁾ II, 649

⁴⁾ AK I, S. 103f. (T. I, 18).

⁵⁾ AK I, 652f. (IV, 15). Beim ersten Ehestreit begreift er plötzlich, „daß sie ihm nicht nur nahe stand, sondern daß er eigentlich gar nicht mehr wußte, wo sie aufhörte und wo er begann. Er begriff dieses durch jenes quälende Gefühl der Entzweiung, das er in diesem Augenblick empfand“ usw. (AK II, S. 68. T. V, 14).

⁶⁾ AK I, 227 (T. II, 7).

durchgedrungen ist, nur mit Schaudern hinabsieht. Die Liebe ist ein Abgrund, zu dem es den Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt hinzieht, in dem er aber nicht leben kann. Der einzige Ausweg für die Menschheit ist es, an und in und über diesen Abgrund Geländer und Gerüste und Brücken zu bauen. Und dies ist die Ehe.

In der geschlechtlichen Vereinigung, auf die alle geschlechtliche Liebe hinzielt,¹⁾ tritt der Lebenswille aus dem vorwirklichen in das wirkliche Sein. Der Moment der elementaren Manifestation des Urwillens ist gleichzeitig der, in dem er, der Gestaltlose, in die Erscheinung übergeht. Der Moment der Zeugung ist Grenze und Berührungspunkt von metaphysischem Urgrund und Erscheinungswelt. Der Sprung in den Abgrund des Urwillens postuliert das unmittelbar darauf erfolgende Wiederaufsteigen in das Reich des Lichts, die Welt der Erscheinung.

So macht die Ehe einerseits den Abgrund gleichsam gangbar, dessen Tiefe für den Menschen eine Gefahr ist, andererseits aber schafft sie gleichzeitig die Voraussetzung für das Leben dessen, was die Frucht der höchsten Manifestation des Lebenswillens ist — für das Leben des neuen Menschen, der aus ihr als eine neue Objektivation des Willens hervorgeht. Dabei vertritt Tolstoj — hierin in typischer Weise von Schopenhauer abweichend — mit Nachdruck die Forderung der Monogamie, ganz gleich, ob die Polygamie ein Faktum ist oder nicht, und zwar nicht zuerst aus Opportunitätsgründen niederer oder höherer Ordnung (etwa aus Rücksicht auf die Erfordernisse der Kindererziehung). Mit erschütterndem Ernst schildert Tolstoj den furchtbaren inneren Riß, der durch Anna hindurchgeht, nachdem sie sich dem zweiten Manne hingegeben hat²⁾, und er betrachtet das Grauen, das ihr aus dieser Gespaltenheit erwächst, nicht als ein konventionelles Vorurteil. Es ist anscheinend der von uns schon früher erwähnte Gedanke, daß die durch die Geschlechtsgemeinschaft gestiftete Einheit von Mann und Weib die Gesamtpersönlichkeit des Menschen bis in ihre letzten Tiefen hinein umfaßt, der Tolstoj die Monogamie vom sittlichen Standpunkt aus fordern läßt, und zwar für den Mann ebenso wie für die Frau. In letzter Zuspitzung wird dieser Gedanke von Tolstoj späterhin durchgeführt in „Macht der Finsternis“ und „Auferstehung“. Auch die Problematik des „Teufel“ gehört in diese Linie.

¹⁾ AK I, 242 (T. II, 11). Schopenhauer passim.

²⁾ AK I, 244 (T. II, 11 gegen Ende). Zu denken vermag sie ihre Lage gar nicht, nur im Traume erscheint sie ihr „vo vsej bezobraznoj nagote svojej“. Vgl. auch AK I, S. 476 (T. III, 16, gegen Ende), I, 666 (T. IV, 17): Anna im Fieberwahn.

Auch die ohne individuelle Verliebtheit geschlossene Ehe ist vollständig und unlösbar: sonst müßte Tolstoj den Standpunkt Belinskijs teilen und Annas Verhalten gutheißen, was er jedoch in keiner Weise tut. Und zwar ist diese Ehe deshalb gültig und bindend, weil erstens auch sie die Menschen zu jener letzten und unlösbaren Einheit zusammenführt, und weil zweitens auch sie gegründet ist auf dem Faktum der Liebe, zu deren Bereich die Aphrodite pandemos ebenso gehört wie die individuelle Verliebtheit: nur sucht sich der Geschlechtstrieb hier seinen Weg nicht selbst, durch den Instinkt der individuellen Liebeswahl, sondern er wird künstlich in bestimmte Bahnen gelenkt. Es gibt bei Tolstoj ja nicht mehr jenen mythischen Glauben an den Einzigen, der einem Menschen als Gefährte der Liebe bestimmt ist, sondern nur Gradunterschiede der individuellen Angemessenheit, die allerdings so groß sein kann, daß sie in den Verliebten jenen mythischen Glauben immer wieder unmittelbar hervorruft.

Hat also auch die Konventions- und Verstandesehe inneren Sinn und Gültigkeit, so gehen ihre Vertreter doch von sachfremden Gesichtspunkten an die abgründigste Frage des Lebens heran, sie erklären die individualisierte Liebe, die „edelste“, die sich „dem Einen widmet“ (Goethe, „Urworte“), die Aphrodite urania, wie Schopenhauer sie auffaßt, von vornherein als eine Erscheinung von zweitrangiger oder überhaupt fraglicher Bedeutung. Zwar braucht auch die Liebes-Ehe nicht glücklich zu werden, denn Glück und Unglück sind Kategorien, die dem Urwillen gegenüber sinnlos sind, und auch Levins Ehe, die ganz auf Liebe gegründet war, ist dauernd in Gefahr, eine ausgesprochen unglückliche zu werden, aber sie ist doch nicht so anfällig für die Gefahr der Zerstörung durch den Einbruch einer großen Leidenschaft. Dagegen bezeichnet Anna es selbst als einen „entsetzlichen Fehler“ (užasnaja ošibka)¹⁾, daß sie ohne Liebe (und ohne die Liebe zu kennen) einen zwanzig Jahre älteren Mann geheiratet hat. Ist die Ehe, wie wir sahen, gleichsam die Sicherung gegen die große Liebe, so ist die konventionelle Ehe die vorzeitige Verschleuderung dieser einzigen Sicherung. Kommt dann nachträglich die große Liebe, die man zuerst nicht wahrhaben wollte, so ist die letzte Reserve zu früh eingesetzt. „Das Glück der Verstandesehe zerfliegt wie Staub gerade dadurch, daß eben jene Leidenschaft erscheint, die man vorher nicht anerkannt hat“, sagt Vronskij²⁾.

¹⁾ AK I, 690 (T. IV, 21).

²⁾ AK I, 223f. (T. II, 7). Schopenhauer hält die Verstandesehen zwar im allg. für glücklicher als die Liebesehen, aber doch für verächtlich (II, 651). Vgl.

Wie Karenin zum ersten Male Grund hat, die Untreue seiner Frau zu befürchten, heißt es von ihm: Er fühlte, „daß er von Angesicht zu Angesicht vor einem unlogischen und unerklärlichen (irrationalen) Etwas (pred čem-to nelogičnym i bestolkovym) stehe, und er wußte nicht, was er tun solle. Er stand von Angesicht zu Angesicht vor dem Leben (man beachte die Gleichsetzung von „unlogisch, irrational“ und „Leben“, L. M.), vor der Möglichkeit, daß seine Frau nicht ihn, sondern einen anderen liebe (die elementare Geschlechtsliebe als neues Glied jener Gleichung! L. M.), und eben dieses erschien ihm als sehr sinnlos (bestolkovo) und unverständlich, weil dieses das Leben selbst war“¹⁾. Die Liebe und das Leben sind also identisch und beide sind irrational. Die Schuld Karenins aber ist, daß er erst bei dem drohenden Treubruch seiner Frau dem Leben ins Auge schaut, daß er erst hier die elementare Gewalt der Liebe erlebt, oder, von der anderen Seite her betrachtet, daß er ohne Liebe in die Ehe gegangen ist.

Ist also für Tolstoj die Ehe ohne Liebe in einer gewissen Hinsicht etwas Schuldhaftes, so proklamiert er damit nicht die freie Liebe. Die Ehe bleibt für ihn die einzige Form der Liebe, und das Vergehen gegen die Ehe bezeichnet er eindeutig als Verbrechen²⁾: ebenso wie die Ehe auf Liebe gegründet sein soll, so verliert auch die Liebe ihren inneren Sinn, wenn sie außer der Ehe oder gegen sie vollzogen wird. Der „Genius der Gattung“, der die Liebe stiftet, will ja neues Leben, er will Kinder. Geschlechtliche Liebe und Fortpflanzung sind nicht nur äußerlich, physiologisch, sondern auch metaphysisch einander zugeordnet, und nicht nur zugeordnet, sondern im letzten identisch³⁾. Aus diesem Grunde

hierzu auch bes. die kleine Erzählung Tolstojs aus d. J. 1880 „Kak gibnet ljubov“: die Gräfin Scheffing hat geheiratet, ohne daß die Liebe dabei irgendeine Rolle gespielt hätte (II). Sie ist der Wirklichkeit dieser Ehe gegenüber zunächst gleichgültig „aber in dem Augenblick, wo sie die Möglichkeit einer wahren Liebe und wirklichen Glückes begreift, wird ihr jene Wirklichkeit abstoßend und schrecklich“ (VI).

¹⁾ AK I, S. 231 (T. II, 8).

²⁾ Besonders eindrucksvoll in den entscheidenden Kapiteln 9—11 des zweiten Teiles (AK I, S. 235ff.). Anna wird geradezu getragen von einer „unsichtbaren Macht“, die sie einhüllt in einen „undurchdringlichen Panzer der Lüge“ (S. 236) — eben von der „Macht der Finsternis“.

³⁾ Von hier aus versteht sich Tolstojs Ablehnung der willkürlichen Geburtenbeschränkung anläßlich des Gespräches Dolly-Anna, AK II, 284 (T. VI, 23). Es ist zu beachten, daß gerade Dolly, die so schwer seufzt unter der Vielzahl ihrer Mutterpflichten (S. 243 (T. VI, 16)), „diese allzu einfache Lösung einer allzu schwierigen Frage“ aus einem ethischen Instinkt heraus ablehnt. Sie weiß nichts zu erwidern als die Worte: „N'est ce pas immoral?“ (S. 285).

muß Anna auch in ihrer Ehe mit Karenin ein Kind haben; denn Tolstoj will ja die Urphänomene darstellen. In Puškins romantisch-sakramentalem Verständnis der Liebe war es nicht nötig, daß Tatjana ein Kind hatte: das Phänomen der Liebe genügte dort sich selbst; für Tolstoj ist das Thema erst in seiner Schärfe gestellt, wenn die Ehe innerlich zu ihrem Ziele gekommen, wenn ein Kind da ist. Allerdings genügt auch für Tolstoj schon die physisch-metaphysische Einheit, die die geschlechtliche Liebe zwischen Mann und Frau stiftet, um die Hingabe an einen zweiten innerlich unmöglich zu machen. Nachdem diese aber einmal vollzogen ist, könnten an sich die Konsequenzen gezogen werden, könnte Anna die Gemeinschaft des ersten Mannes, den sie nun verabscheut und haßt, endgültig verlassen, und die neue Gemeinschaft könnte durch den Bund der Ehe sanktioniert werden, auch wenn an ihrem Anfang ein Vergehen, eine Schuld stand. Aber dieser Ausweg, ein Notausgang gleichsam, nämlich die Scheidung, scheitert an dem Kinde, das sie mit Karenin hat. Anna selbst kann und will lange Zeit nichts von Scheidung wissen, weil sie von ihrem Sohn nicht lassen kann¹). Noch zu einer Zeit, wo sie die Katastrophe bereits herannahen fühlt, sagt sie: „Mit gleicher Liebe umfasse ich sie beide: Serëža und Aleksej (Vronskij): mehr als mich selbst hebe ich sie beide... Nur diese beiden Wesen liebe ich, und eins schließt das andere aus. Ich kann sie nicht vereinigen, und das ist, was notwendig wäre. Wenn ich das nicht erreichen kann, ist alles andere mir gleich, ganz, ganz gleich. Irgendwie wird es ja ein Ende nehmen“²). Daß die Scheidung nicht zustande kommt, obwohl Anna, nun schon aus einer letzten, verzweiflungsvollen Lebensnot heraus, sie schließlich doch noch selbst beantragt und damit die eine Seite dieses Dilemmas: Sohn oder Geliebter preisgibt, ist nur äußerlich gesehen die Folge eines Zufalls, innerlich entspricht es dem Prinzip der absoluten Zufallslosigkeit, dem Tolstoj bei der Darstellung der Urphänomene folgt. Jenes von Anna dargestellte Dilemma ist innerlich und grundsätzlich unlösbar, und deshalb versagt Tolstoj ihm eine äußerliche Schein- oder Halblösung.

Also auch um des Kindes willen ist die Ehe letztlich nicht zu scheiden, da sie auch um des Kindes willen gegründet ist. Aber das gleiche Problem muß noch von einer anderen Seite betrachtet werden. Wie der Sinn der Liebe einerseits die Ehe postuliert, so verwirft er ander-

¹) AK I, 308f. (T. II, 23). AK I, 468f. (T. III, 15): „In welche Lage sie auch immer kommen würde, — ihren Sohn kann sie nicht verlassen“.

²) AK II, 289 (T. VI, 24).

seits die außereheliche Liebe. Der „Genius der Gattung“, der die Vernunftehen mit elementarer Kraft zu zerstören imstande ist, erreicht sein Ziel eben doch nicht, wenn er die sittlichen Hindernisse, die der Vereinigung der wahrhaft Liebenden entgegenstehen, wie Spreu hinwegfegt. Die innere Dialektik, die die elementare, blinde Kraft des Willens bei ihrem Eintritt in die Menschenwelt erlebt, wo sie mit dem Phänomen des sittlichen Bewußtseins zusammenstößt, erfaßt Tolstoj viel tiefer als Schopenhauer.

Die außereheliche Liebe verstößt deswegen gegen den Sinn der Liebe, weil sie keine Kinder will, die doch gerade der Sinn der Liebe sind. Anna spricht diese Dinge mit drastischer Klarheit aus¹⁾. Wo dennoch aus solchen Verbindungen Kinder hervorgehen, wie es ja auch zwischen Anna und Vronskij im ersten Sturme der Leidenschaft geschieht, da werden sie nicht geliebt. Von hier aus kann verstanden werden, warum Tolstoj so nachdrücklich betont, daß Anna den Sohn, den sie dem ungeliebten Manne geboren hat, so heiß liebt, während sie der Tochter, die sie von Vronskij hat, mit dem besten Willen keine mütterlichen Gefühle entgegenbringen kann²⁾.

Eine solche Liebe nun, die im Widerspruch zu ihrem eigenen Sinn steht, die das „Glück“ zu ihrem einzigen Inhalt macht, zerstört sich selbst und richtet den von ihr ergriffenen Menschen moralisch und physisch zugrunde. Wo die Liebe selbst zum Inhalt des Lebens gemacht wird, schlägt sie in Haß um, sie zerstört das Leben, wenn man ihr weigert, Leben zu schaffen. Vielleicht das Großartigste an diesem großartigen Roman ist die Schilderung der langsam, aber unaufhaltsam aufsteigenden Spannung zwischen Vronskij und Anna, die hinführt zu den furchtbaren Haßausbrüchen und schließlich zum Selbstmord Annas, der ja auch weitgehend ein Racheakt gegen den früheren Geliebten ist. Die leidenschaftliche Liebe ist gleichsam eine Krankheit, deren Heilung die Ehe ist. Diese Heilung ist mit Schmerzen und Opfern verbunden, aber selbst diese Opfer können verklärt werden und dem Leben, wenn nicht einen Sinn, so doch einen Inhalt geben³⁾. Die außereheliche Liebe aber ist nicht Heilung der Krankheit, sondern ihre bewußte Perpetuierung. Die Krankheit muß hier künstlich auf ihrem Gipfelpunkt erhalten werden, und an diesem Zustand gehen beide Liebenden zugrunde. Anna erniedrigt sich fast bis zur Buhlerin und

¹⁾ AK II, 285 (T. VI, 23).

²⁾ AK II, 259 (T. VI, 19).

³⁾ Vgl. den Ausgang des Romans „Semejnoje sčast'je“.

vermag auf die Dauer Vronskij doch nicht zu fesseln¹⁾. In der Ehe hat man einen *modus vivendi*, auch wenn Leidenschaft und selbst Liebe geflohen sind, aber das „Verhältnis“ wird zur inneren Qual und zur Unmöglichkeit, wenn die Liebe bei ihrer vollen Erfüllung schwindet²⁾. Dies ist die Tragik Vronskijs, dessen Geschick sich mit der gleichen inneren Folgerichtigkeit vollzieht wie das der Anna. Er verträgt es auf die Dauer nicht, von der Liebe Annas verfolgt zu werden, es geschieht, was geschehen muß³⁾.

Von welcher Art ist nun aber dieses „Muß“, welche Notwendigkeit führt hier zum Untergang? Das Motto des Romanes heißt ja: „Die Rache ist mein. Ich will vergelten“. Was will Tolstoj mit diesem Motto sagen? Sicher nicht das, was im Alten Testament mit diesem Wort gemeint ist: daß ein personhaft gedachter Gott in den Weltlauf eingreift, um den Frevler sein Verbrechen büßen zu lassen. An einen solchen Gott hat Tolstoj wohl niemals geglaubt. — Man hat auch gemeint, Tolstoj habe sagen wollen, das Richten über Anna stehe uns Menschen nicht zu, sondern Gott habe es sich vorbehalten. Aber einen solchen Gedanken hätte Tolstoj viel besser durch die neutestamentlichen Motti ausdrücken können, die er später seinem Roman „Auferstehung“ vorangestellt hat und die seiner religiösen Gestimmtheit und seinem Gottesbegriff stets näher gestanden haben als das Alte Testament. . . Nein, der Sinn des Mottos ist der Hinweis auf die mit der Notwendigkeit eines göttlichen Muß eintretende innerweltliche „Vergeltung“ für das „Verbrechen“ der beiden Liebenden. Es muß darauf geachtet werden, welcher Gott dieses Wort spricht: es ist der des Alten Testaments. Bekanntlich trennt auch Schopenhauer sehr scharf zwischen dem Alten und dem Neuen Testament, und er ist geneigt, den Gott des Alten Testaments mit dem Demiourgos des Markion zu identifizieren, ihn also in die Nähe seines blinden Urwillens zu bringen⁴⁾. Von hier aus wird das Motto verständlich. Wie der Gott des Neuen Testaments für Tolstoj weitgehend ein Synonym für „das Gute“, „die Liebe“ ist, so der des Alten Testaments der Inbegriff von Schöpfung und Weltordnung, wobei die beiden „Götter“ jedoch nicht mit der Schärfe voneinander getrennt werden wie bei Schopenhauer und Markion.

¹⁾ In scherzhafter Form sagt Serpuchovskij das zu Vronskij: „Es ist schwer, eine Frau zu lieben und gleichzeitig etwas zu tun. Nur ein Mittel gibt es, mit Bequemlichkeit und ohne daß es einen hindert, zu lieben — und das ist die Heirat“ (A. K. I, S. 505 (T. III, 21)).

²⁾ Sehr eindrucksvoll AK I, S. 579 f. (T. IV, 3).

³⁾ AK II, 328 (T. VI, 32), ferner die Abschnitte VII, 12 und VII, 23.

⁴⁾ II, 731 ff.

Zwar gilt auch für Tolstoj diese Welt als dem Menschen weitgehend unverständlich, innerlich fremd, zutiefst fragwürdig, aber sie besteht doch nach Gesetzen, die unserem sittlichen Bewußtsein unmittelbar zugänglich sind. Der Verstoß gegen diese Gesetze führt mit immanenter Notwendigkeit zum Untergang. Die gleichsam alttestamentliche Sittlichkeit besteht darin, daß wir den objektiven Gesetzen der Wirklichkeit, in die wir gestellt sind, gehorchen, denn diese Gesetze sind der Ausdruck der inneren Ordnung jener Wirklichkeit, also etwa der Liebe. Anna weiß von vornherein, daß ihre Liebe zu Vronskij „verbrecherisch“ ist, und Tolstoj selbst spricht dieses Urteil mit der gleichen Schärfe aus. Wer sich der Liebe hingibt, der muß ihren inneren Sinn bejahen, auch wenn diese Bejahung schwer ist und Opfer fordert. Die geschlechtliche Liebe führt nicht zum Glück, aber sie kann doch ohne Schuld sein, wenn sie ihre eigenen Gesetze bejaht und erfüllt. Die Schuld beginnt dort, wo das Verlangen des Liebenden nach dem geträumten Glück der Liebe größer wird als seine Ehrfurcht vor den objektiven Gesetzen der Liebe. Und zu diesen Gesetzen gehört die „Heiligkeit“ der Ehe, die ein „Sakrament“ bleibt, aber gleichsam ein innerweltliches, ein nicht vom Gott der Liebe, sondern ein vom Gott des Gesetzes und der Schöpfung, vom Demiourgos, vom „Willen“ gestiftetes Sakrament.

So kommt Tolstoj gegenüber der Situationsproblematik seines Romanes grundsätzlich zu den gleichen Ergebnissen wie Puškin. Die Frage Belinskijs, ob Tatjana recht gehandelt habe mit ihrer Absage an Olegin, beantwortet er mit einem unbedingten Ja. Nicht nur, daß sie nicht glücklich geworden wäre, wenn sie sich ihm hingegeben hätte — viel Glück ist von der Liebe ohnehin nicht zu erwarten! —, sondern sie wäre physisch und, was für Tolstoj das Wichtigste ist, moralisch zugrunde gegangen.

Soweit führt uns der Roman der Anna, der dem Werk zwar den Namen gegeben hat, aber nicht sein einziger, ja nicht einmal sein Hauptinhalt ist. Wie der achte Teil unwidersprechlich beweist, ist der Hauptheld des Romans Levin, aber auch er nicht als eine „Gestalt nach dem Leben“, sondern als die lebendige Verkörperung eines Problems, und das Problem Levins ist das Problem aller Probleme, das ewige Problem Tolstojs: Der Sinn des Lebens.

Bezeichnend ist nun, daß auch Levin einen ausführlichen und anscheinend glücklichen Liebesroman erlebt. Das allgemeine Thema des Romans ist vor allem in der Weise durchgeführt, daß gefragt wird, ob dieser Sinn vielleicht in der geschlechtlichen Liebe zu finden ist. Die

Antwort lautet: Nein. Der Levin-Roman zeigt, daß auch die auf reiner Liebe gegründete Ehe nicht hält, was sie zu versprechen schien, daß die Ehe nicht bestimmt und geeignet ist, den Menschen glücklich zu machen. Auch die sogenannte glückliche Ehe läßt den Menschen im tiefsten und letzten unbefriedigt, sie trägt nicht bei zur Lösung der letzten Fragen, die doch die ersten sind, ohne deren Lösung wir physisch nicht leben können, wie denn der „glücklich“ verheiratete Levin eine Zeitlang ständig dem Selbstmord nahe ist, eben weil er diese letzten Fragen nicht hat lösen können. Liebe und Ehe machen nicht den Sinn und Inhalt des Lebens aus, denn sie sind ja gleichsam das Leben selbst, sie gehören zur Sphäre des „Willens“, sie sind die Formen, unter denen der Wille in der Menschenwelt seine Existenz, seine Wirklichkeit hat. Der Wille aber ist eine blinde, sinnlose Kraft, und als solche kann er dem Leben nicht Inhalt und Sinn geben. Der Sinn des Lebens liegt überhaupt außerhalb der Sphäre dieses Willens, außerhalb des blinden Dranges nach Leben, nach Erhaltung und Fortpflanzung. Worin aber liegt er, und wie gewinnen wir Zugang zu ihm?

Auch der Verstand kann den Sinn des Lebens nicht ergründen, denn auch er ist bloß ein Organ des Willens: Werkzeug des Menschen im Kampf um die Selbstbehauptung. Der Verstand entdeckt nur den „Kampf ums Dasein“¹⁾. Der Sinn des Lebens aber liegt darin, daß man „für die Seele lebt und an Gott denkt“²⁾. Was überrascht Levin so an diesen Worten, mit denen ihm der einfache Bauer an der Dreschmaschine den Sinn des Lebens offenbart? Er begreift plötzlich in einer klaren Intuition das, was er im Grunde schon immer gewußt und woraus er gelebt hat: das Paradoxon des sittlichen Bewußtseins, das ihm Hinweis auf eine andere, sonst unbekannte, unerklärliche Welt wird, eine Welt, die er „Gott“ oder die „Seele“ nennt und die trotz ihrer scheinbaren Schwäche, trotz ihrer Unsichtbarkeit stärker ist als diese uns doch so nahe liegende natürliche Welt, stärker als der allgewaltige „Wille“, der wir selbst sind, die die „Welt“ besiegt, wenn wir statt des Kampfes ums Dasein die Nächstenliebe verwirklichen. Erfast wird dieses neue Wissen, dieser Glaube, diese Offenbarung in der tiefsten Schicht des Menschen, die Levin (vielleicht im Anschluß an Pascal, den Tolstoj sehr hoch geschätzt hat³⁾) das „Herz“ nennt. Und

¹⁾ AK II, S. 507 (T. VIII, 12).

²⁾ AK II, S. 502 (T. VIII, 11).

³⁾ Vgl. etwa Tolstoj an A. A. Tolstaja, März 1876: „Haben Sie das Leben Pascals gelesen — Blaise Pascal, seine Pensées? Was für ein wunderbares Buch und Leben! Ich kenne kein besseres Leben.“ (Briefwechsel S. 283).

„Offenbarung“ heißt das Aufleuchten dieser Glaubenserkenntnis, weil der Anstoß dazu von außen herkommt, sei es vom Bauer an der Dreschmaschine, sei es von der Predigt der Kirche. Aber andererseits enthält die „Offenbarung“ auch nur diesen einen Satz, der von jeher im Menschen liegt als ein apriorisches und ein von vornherein praktisch verwirklichtes Wissen: den Satz vom Sein Gottes, von der Wirklichkeit des Guten, vom „seienden Guten“, wie Vladimir Solovjév das ausgedrückt hätte¹). Alle Kirchenlehre ist eine mehr oder weniger klare Umschreibung dieses einen Satzes, über den hinaus wir schlechthin nichts wissen können über jene andere Welt. Aber auf diesem Satz beruht unser ganzes wahrhaft sittliches Leben, auch wenn wir ihn nicht in seiner Tragweite erkennen: immer, wenn wir unsern Nächsten lieben, stehen wir in jener anderen Ordnung, die aus der uns zuhandenen Wirklichkeit nicht abgeleitet werden kann.

Wo dieser Satz aber ins Bewußtsein erhoben wird, wo man sich darüber klar wird, welche Voraussetzungen und welche Konsequenzen er hat, da zieht in das menschliche Herz mit einem Mal ein Gefühl unsagbaren Jubels ein, das mystische Gefühl der Einung mit dem Gott, der über uns steht in weltüberlegener Ferne und der uns doch so nahe ist, daß wir nur in uns selbst hineinzusehen brauchen, um ihn zu finden, der von Kind an bei uns war und jede gute Tat in uns gewirkt hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Erfahrung von der Paradoxie des Sittlichen für Tolstoj die Form eines religiösen, eines mystischen Erlebnisses hatte. Das Ethische des Christentums gewann für ihn religiöse Bedeutung. Sein Moralismus ruht zwar nicht auf einem ausgebildeten System theologischen Wissens oder gnostischer Spekulationen, aber es ist auch kein „abstrakter Moralismus“, wie Solovjév gemeint hat, sondern er ist von innen her durchglüht vom Feuer mystischen Erlebens. Aber die freudige und absolut feste Gewißheit vom anderen Sein, von der höheren Ordnung verbindet sich mit der manchmal fanatischen Verteidigung eines strengen Agnostizismus in Bezug auf diese andere Ordnung. „Meinem Herzen ist zweifellos ein Wissen offenbart, das für den Verstand verschlossen ist“²).

¹) AK II, S. 509 (T. VIII, 13).

²) AK II, S. 532 (T. VIII, 19). Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß Tolstoj hier im achten Teile des Romans, wo er seine Weltanschauung gleichsam von der positiven Seite zeigt, stärker zu Kant tendiert als zu Schopenhauer. Dieser zeigte ihm vor allem, daß der Sinn des Lebens innerhalb der Sphäre des „Willens“ nicht gesucht werden dürfe. Aber der gute und ferne Gott ist bei Tolstoj dem Menschen doch nicht so fern wie bei Schopenhauer. In besonderer Nähe steht Tolstoj mit seinem religiösen

Wie der Roman „Anna Karenina“ den Höhepunkt des künstlerischen Schaffens Tolstojs bezeichnet, so enthüllt er auch das Ziel des geistig-religiösen Weges des Dichters: alle wesentlichen Züge seiner künftigen Entwicklung sind hier im Voraus gezeichnet: vorgezeichnet ist die immer stärkere Bewertung des Ethischen gegenüber dem Ästhetischen, vorgezeichnet die immer weiter gehende Geringschätzung der geschlechtlichen Liebe, vorgezeichnet aber auch der kommende Konflikt mit der Kirche, die, gegründet auf einem ausgebauten theologischen und kosmologischen Lehrsystem, seinen grundsätzlichen Agnostizismus ablehnen mußte, während es ihm immer deutlicher wurde, daß sich nicht alle Lehren der Kirche auf den einen Satz seines Glaubensbekenntnisses reduzieren ließen.

Marburg/Lahn

LUDOLF MÜLLER

Zur Forschungsgeschichte über die „Kiever Glagolitischen Blätter“

I. Zur Entdeckungsgeschichte der Handschrift.¹⁾

Im vorliegenden Aufsatz habe ich mich bemüht, die spärlichen bibliographischen Zeugnisse möglichst erschöpfend zu sammeln, die Ort, Zeit und Art der Entdeckung der „Kiever Blätter“ und ebenso ihr weiteres Schicksal im Verlauf der letzten 70 Jahre erhellen. Die zunächst unbedeutend scheinenden Hinweise erläutern manchmal doch gut einzelne Fehler der Forscher und bis zu einem gewissen Grade

Moralismus vielleicht zu J. G. Fichte. Vgl. dazu auch Strachov, an Tolstoj, 1887: „Ihr Buch ‚Über das Leben und den Tod‘ hat das gleiche Thema und die gleiche Richtung wie Fichtes ‚Anweisung zum seligen Leben‘ und ‚Bestimmung des Menschen‘. Vor einigen Jahren sagte mir Vlad. Solovjov einmal geradezu, daß Sie dasselbe predigen wie Fichte, — und es ist etwas Wahres daran. . .“ („T. Muzej“, II, S. 358).

¹⁾ Die allgemeinen Bedingungen zur Zeit der Vorbereitung vorliegender Arbeit, besonders die Unzugänglichkeit größerer Bibliotheken gaben mir leider nicht die Möglichkeit, die unten angeführten Zitate und bibliographischen Angaben zu überprüfen und zu präzisieren. [Der vorliegende Aufsatz hat lange unveröffentlicht gelegen, weil nach 1944 keine Verbindung mit dem Verf. hergestellt werden konnte. Die Korrektur mußte ohne seine Hilfe von Prof. M. Woltner und dem Unterz. erledigt werden. M. V.].

auch den allgemeinen Gang der Forschung über die in Frage stehende Handschrift.

Das Schicksal unserer Handschrift können wir mit einiger Genauigkeit nur in den letzten 70 Jahren verfolgen, als sie sich in Kiew befand. Von daher stammt auch die allgemein übliche, bedingte Bezeichnung „Kiever glagolitische Blätter“ oder „Kiever glagolitisches Missale“. Sie hat seit den 80-iger Jahren des vorigen Jhs. häufig zu falschen Schlüssen in populären Arbeiten¹⁾ geführt und tut es noch in unserer Zeit. Die Bezeichnung hat natürlich keinerlei Zusammenhang mit der Herkunft der Handschrift.

Wo, wann und auf welche Weise unsere Handschrift von dem Archimandrit Antonin (Kapustin) aufgefunden und der Kiever Geistlichen Akademie gestiftet wurde, wann und unter welchen Umständen die Stiftung vor sich ging, auf all diese, für jede Untersuchung alter Handschriften wichtigen Fragen finden wir keine Antwort — weder in den grundlegenden Urkunden, noch in den gedruckten Rechenschaftsberichten der Kiever Geistlichen Akademie, oder in dem ihr angeschlossenen Kirchlich-Archäologischen Museum.

Wenn wir uns dazu noch an die bisher nicht eindeutig gelösten Probleme von Herstellungszeit und -Ort der Handschrift, ihres Originals usw. erinnern, so entsteht unwillkürlich der Eindruck von Rätselhaftigkeit und Geheimnis über die vielleicht sogar bewußt verschwiegenen Umstände der Auffindung.

Das einzige direkte, urkundliche und für das Datum der Stiftung der Glagolitischen Blätter (aber nicht für ihre tatsächliche Übergabe an die Akademie) aufschlußreiche Zeugnis, ist eine eigenhändige Eintragung Antonins,²⁾ mit schwarzer Tinte auf der ersten papierenen Seite der Vorsatzblätter in der Handschrift: „Въ бібліотеку Кіевской Духовной Академіи. Іерусалимъ. 2. Маія 1872 г.“

Aber auch in diesem Falle hat das Schweigen der nächsten Quellen, der Kataloge und Inventare, häufig zu einem fehlerhaften Lesen dieses relativen Datums geführt, so als „1842“, „1850“, „1852“. Besonders verbreitet sind diese Lesarten unter den Forschern, die nicht unmittelbar mit den akademischen Kreisen verbunden sind. Wenn solche Fehler

¹⁾ I. MALYŠEVSKIJ, Sv. Kirill i Mefodij, in Trudy Kiev. Duch. Akad. 1885/7 S. 408 Anm. (gibt einen Hinweis auf solche Fehler). — V. SLAVYN (Čahovec) V okeani svitovoï dumky, vgl. „Socialistyčnyj Kyïv“ 1935/4, S. 33.

²⁾ Seine charakteristische, etwas altertümliche Handschrift ist uns aus einer Reihe von Briefen und Urkunden gut bekannt.

sich auch von selbst leicht aufklären und sich bei Zuhilfenahme der Originaleintragung berichtigen lassen, so könnte doch in diesem Falle leicht der Eindruck einer Unklarheit, eines Widerspruchs bestehen bleiben.

Das Zusammentreffen dieser ungelösten Fragen ausnützend, unternimmt V. I. LAMANSKIJ, der Autor einer speziellen Untersuchung über die Fälschungen V. Hankas, im Brief vom 16. Dez. 1901 an seinen Schüler und Gesinnungsgenossen in Fragen der Glagolitica, T. D. FLO-RINSKIJ, den ersten und anscheinend auch letzten Versuch, unsere Handschrift als ein künstliches Produkt des 19. Jhs. zu erklären.

Deshalb möge dieser interessante Brief,¹⁾ der unter den Papieren Florinskijs in der Handschriften-Abteilung der Bibliothek der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften in Kiev gefunden worden ist, hier vollständig angeführt sein:

»Дорогой Тимофей Дмитриевич. Прибегаю к Вам с великой просьбой. Соберите мне пожалуйста сведения о том, как, когда покойный Антонин пожертвовал Киевск[ой] Акад[емии] так называемые Киевские глаголические листки. Не было ли при этом приложено какое нибудь письмо Антонина, где было бы сказано, когда²⁾ именно и при каких обстоятельствах приобрел он эти листки и от кого? Я давно над ними задумываюсь — моравскими считать (за ц(?) и з вм[есто] щ и жд) не позволяет отсутствие в них[?] прочих моравизм[ов] ни разу как обмолвки в так[их] слов[ах] как СВАТ(. .), МОЛИТВЖ(. .) много раз попадающихся, — а признать их макед[онскими] и очень древни- [ими]³⁾ — мешают случаи³⁾ употреб.³⁾ замен[ы] смеш[анных?] Ж-сов гласн[ыми?] и обратно . . ., — а в не очень древн[их] памяти[иках] так[ого] архаич[еского] право[иса- ния] и последов[ательного] мы пгиде не встречаем. С друг[ой] стор[оны] в к[онце] бо и в нач[але] 70-х гг. слав[янская] филол[огия] так уже стояла, что охотнику можно б[ыло] решиться [?] па подделку (для . . . ?)³⁾ для доказат[ельства], что Кир[илл] и Меф[одий] вводили в Пап[онии] п Мор[авии] (сла)³⁾ Лат[инское] богосл[ужение] па Слав[янском] яз[ыке]. Мне известны два иезуита очень много занимавшихся слав[янскими] древн[остями] и Кир[илло] — Меф[одиевским] вопро[сом] — а именно Маринков и Гезен[??], — а сверх них б[ыли] и другие.

Поговорите-ка с кем пиб[удь] из Ваших химиков, можно ли попробовать различить чернила, не испортив р[укоп]и[си]? Хорошо бы проверить. Текст, терминология[?] б[ыли] взяты из Хорв[атских] мисалов . . . Не подкинуты ли были, пе (подне[?])³⁾ при- песены ли б[ыли] эти листки нарочпо русскому архим[андриту] ученому, ценившему древность, по не знатоку по этой части. Могли б[ыть] уверены, что Антонин[и] так или иначе ознакомит ученый свет с этими отрывками.

¹⁾ Leider konnte die hier veröffentlichte Kopie nicht mit dem Original verglichen werden. Sie weist unbedeutende Auslassungen auf und gibt auch die Orthographie des letzteren nicht wieder. Die zahlreichen Abkürzungen sind in den eckigen Klammern aufgelöst.

²⁾ Gesperrt gegebene Worte entsprechen den vom Verfasser unterstrichenen Stellen.

³⁾ Im Original gestrichen.

Конечно, я не уверен в этом предположении и головой не стою за него, но думаю, что известное подозрение не лишне и б[ыло] бы хорошо испытать и проверить эти странные и чудные отрывки. Не откажите ответом, голубчик...».

Aus der Antwort T. D. FLORINSKIJS aus Kiev¹⁾ vom 10.1.1902 geben wir nur die erste Hälfte wieder, die unsere Handschrift betrifft.

«Дорогой Владимир Иванович. Простите великодушно, что так запоздал с исполнением Вашего поручения. Но в праздничное время очень трудно было павести нужные Вам справки. На днях я повидался с Н. И. Петровым и узнал от него следующее. Никакого письма или официальной бумаги Антонина, объясняющих обстоятельства открытия глаголических листов миссала и поступления их в Академию — не сохранилось. У ректора Академии Филарета были письма арх. Антопина, по куда они исчезли никто не знает. Н. И. Петров давно их разыскивает. На листке служащем оберткой (d. h. dem Vorsatzblatt, N. Hoepfner) для глагол. листов²⁾ рукой Антонина написано »Иерусалимъ, 1872 г.« и эта записка пока остается единственной датой о месте и времени находки.

Что касается разложения[?] чернил, то об этом я беседовал с нашим химиком С. Н. Реформатским, который обещал мне дать определенное заключение по ознакомлении с самым памятником.

Моравизмы отрывков и мне всегда казались подозрительными, но сама рукопись повидому не внушает подозрений. Если это и подделка, то во всяком случае очень искусная. При первом же досуге постараюсь присмотреться к ней повнимательнее.

В прошлом году такие же справки о глаголических отрывках навел у Н. И. Петрова и А. И. Соболевский...»

Es gehört nicht zu meiner Aufgabe, auf die vorerwähnten, und für eine ganze Richtung in der Geschichte der Glagolica-Forschung typischen Ansichten Lamanskijs einzugehen. Ebenso fallen seine Versuche, die Originalität der Handschrift anzufechten, bei einer aufmerksamen paläographischen und textkritischen Analyse von selbst fort. Hier sei nur betont, daß für Lamanskij eines der schlagendsten Argumente die rätselhaften Umstände der Auffindung der Handschrift darstellen. Dieses Argument ist das Leitmotiv am Anfang und Schluß seines Briefes.

Aus der Antwort Florinskijs ersen wir, daß sogar N. I. Petrov, einer der Organisatoren des Kirchlich-Archäologischen Museums, keine weitere Auskunft über die Herkunft der Handschrift geben konnte. Die Kürzung im Brief und die daraus entstandene falsche Auslegung hinsichtlich der Deutung dieser Bemerkung als Datierung des Ursprungsdatums statt des Schenkungsdatums geht wohl auf Florinskij

¹⁾ Archiv der Akademie d. Wiss. in Leningrad, fond 31, op. 1, Nr. 1470. — Ebenso nach einer nicht ganz befriedigenden Kopie einer Photoreproduktion des Originals gegeben.

²⁾ oben hinzugeschrieben.

zurück. Zugleich wird daran deutlich, wie lebhaft selbst Petrov und andere Gelehrte sich für diese Fragen interessierten, und offensichtlich durchaus nicht nur mit dem Ziel, die Frage, ob Fälschung oder nicht, zu lösen, wie es bei Lamanskij der Fall ist. Letzterer hält auf Grund seiner scharfen, fast zu skeptischen Beobachtung, der er die gelehrten Daten Antonins unterzieht, den russischen Archimandrit für ein natives Opfer eines Betruges. Übrigens schweigt sich Antonin selbst, wenigstens im Druck, hartnäckig über diese überaus wichtige Handschrift aus, die er doch selbst entdeckt und, wie wir sehen werden, auch z. T. selbst untersucht hat, und die dann noch weiter von anderen zu seinen Lebzeiten (er starb 1894) erforscht wurde. Statt Antonin für einen Teilhaber an der vermeintlichen Fälschung zu halten, scheint es jedoch naheliegender, sein auf den ersten Blick rätselhaftes Schweigen aus der nicht ganz legalen Art der Auffindung der Handschrift zu erklären.

Antonin unterschied sich weder in seinen archäographischen Interessen und der Art seiner Arbeit, noch hinsichtlich der von ihm eingeschlagenen Wanderwege von seinen Zeitgenossen. Bereits V. Grigorovič, P. Uspenskij, P. Sevast'janov u. a. lieferten vor ihm Beschreibungen, kopierten und untersuchten und eigneten sich bei erster günstiger Gelegenheit Handschriften, oder wenigstens Teile daraus an, so in den Athosklöstern, in Palästina, auf dem Sinai und in ähnlichen „barbarischen“ Gegenden. Die beachtliche Handschriftensammlung Antonins ist nach und nach in den Besitz der Kiever Geistlichen Akademie gelangt, teilweise auch nach seinem Tode in die Petersburger Öffentliche Bibliothek. Sie besteht ebenso wie die Sammlungen seiner Vorgänger in ihrem ältesten und seltensten Teil vorzüglich aus Fragmenten¹⁾ und ist genau wie jene wohl kaum völlig einwandfrei zusammengetragen.

Dennoch ist es unumgänglich notwendig, kurz die Sammlermethoden Antonins zu betrachten, um einerseits die tatsächlichen Gründe seines Schweigens zu beleuchten, andererseits — und das ist wesentlicher — um damit den Versuch anzustellen, auf Grund einer Untersuchung der Tätigkeit Antonins als Sammler und Forscher, sei es auch bloß nebensächliche und keineswegs nur unanfechtbare Hinweise zur grundlegenden Frage hinsichtlich des Fundortes zu erlangen. Gleichzeitig könnten so auch Anhaltspunkte für die besonderen Umstände der anfänglichen Aufbewahrung der „Glagolitischen Blätter“ gewonnen werden.

¹⁾ S. „Otčet Imp. Publ. Biblioteki“ für das Jahr 1899. Petersburg 1903 S. 75f.

Nur in vereinzeltten Fällen finden wir bei Antonin ein Zeugnis über den Auffindungsort von Handschriften. Es handelt sich dabei immer um legale, käuflich erworbene oder auch geschenkt erhaltene Handschriften.¹⁾

Die Genauigkeit der Angaben bezeugt ein volles Verständnis für die wissenschaftliche Bedeutung ähnlicher „Legitimationen“. Um so weniger kann man aus dem häufigen Fortlassen ähnlicher Vermerke auf pure Nachlässigkeit bei Antonin schließen, dem erfahrenen Verfasser zahlreicher Handschriften-Kataloge.

Das von ihm beobachtete Schweigen kann nicht zufällig sein, ebenso wenig wie bei seinem Zeitgenossen und z. T. auch Lehrer P. Sevast'janov, der in bezug auf Handschriften stets Schweigen wahrte, während er bei photographischen Wiedergaben genaueste Legitimationen gab. Übrigens verstand es der letztere meisterhaft, wertvolle Fragmente aus alten Einbänden abzutrennen, nicht selten sogar mit chronologischen Angaben²⁾, was einen merkwürdigen Zufall darstellt.

Es ist jedoch nicht so, daß das Verschweigen des Auffindungsortes jedesmal einen Diebstahl bezeugt. Abgesehen von der Bedingtheit der Grenzen zwischen Erbitten, „Entdeckung“ und echtem Diebstahl innerhalb der vernachlässigten Bibliotheken der östlichen Klöster, machte der laute Ruhm der älteren Sammler, z. B. P. Uspenskij und Grigorovič³⁾ die Mönche mißtrauisch. Die späteren Forscher waren dadurch gezwungen, um ihren guten Ruf besorgt zu sein, ihre Neigung zu sammeln, mehr oder weniger zu verbergen und nicht selten zu allerlei Listen zu greifen, um Handschriften auch nur zu Gesicht zu bekommen.⁴⁾ Als eine solche List, um in für andere verschlossene geheime Archive oder von Mönchen selbst vergessene alte „Lager“ auf

¹⁾ ebda Nr. 24; „Trudy Kiev. Duch. Akad.“ 1862 Nr. 2, S. 88; 1863 Nr. 1, S. 471—472, 488. Genauer sind die Hinweise in Kopien gegeben, die in Antonins Aufträge hergestellt wurden: vgl. „Otčet Imp. Publ. Biblioteki“ Griech. Nr. 43, 45. Zweifelhafte Handschriften, was die Art der Auffindung anbelangt: vgl. „Otčet Imp. Publ. Biblioteki“ Nr. 2, 1; I. PETROV Opisaniye rukop. cerk. arch. muzeja. . . Nr. 2, Nr. 398, Nr. 151, Nr. 371 u. a.

²⁾ A. VIKTOROV, Sobraniye rukopisej P. I. Sevast'janova M. 1881. Vgl. z. B. die griechische Hs. Nr. 70, die slavischen Hss. Nr. 47f.

³⁾ A. VIKTOROV, Sobraniye rukopisej V. I. Grigoroviča M. 1879 S. 56. Vgl. „Trudy Kiev. Duch. Akad.“ 1860/1, S. 163—164; 1863/1, S. 67—68 u. a. F. PETRUK, Z istorii zbyrannja rukopysiv na Balkans'komu pivostrovi . . . Kiew 1929, Ces. S. 15, 16.

⁴⁾ PORFIRIJ USPENSKIJ, Otryvok iz putešestvija v Meteorskije monastyri v Fessalii, v 1859 g. Vgl. „Trudy“ 1866/1, S. 477.

dem Sinai¹⁾ und z. T. auch auf dem Athos²⁾ zu gelangen, wandte Antonin eine energische Propaganda an für eine allgemeine Katalogisierung der Handschriften als sicheres Vorbeugungsmittel gegen künftige Diebstähle. Ebenso sind seine zahlreichen Ausfälle gegen gelehrte „Archäomanen“³⁾ unzweifelhaft auf die Hebung seiner eigenen Autorität bedacht. Aber es ist hier nicht notwendig, die gesamte Katalogisierungsarbeit Antonins mit ihrem ungeheuren realen Ergebnis zu bewerten und seine aufrichtige, wenn auch nicht ganz selbstlose Empörung über glücklichere Konkurrenten, sei es auch nur als taktisches Mittel zu beurteilen. Zweifellos haben hier nicht so sehr moralische Erwägungen eine bedeutende Rolle gespielt als die Verteidigung der Interessen der Wissenschaft, wenn auch nur in enger Auffassung. So lehnt Antonin den Diebstahl bedingungslos ab, wenn damit die Gefahr des Untergangs einer Handschrift für die Wissenschaft verbunden ist. Der kurz vorher erfolgte Diebstahl einiger Blätter aus der weit bekannten Athos-Handschrift der Ptolemäischen Geographie ist nach seiner Meinung „nicht nur eine unsittliche“, sondern auch eine sinnlose Handlung. Denn nach der allgemeinen Beurteilung, die dieser Diebstahl erfahren hat, mußte sich der Täter schämen, wem gegenüber es auch sei, sich als Dieb zu erkennen zu geben. Folglich mußten die entrissenen Blätter in Vergessenheit geraten, Vergessenheit aber kann Vernichtung sein.“⁴⁾ Wenn der verheimlichte Diebstahl des bekannten Werkes gleichbedeutend ist mit seinem Untergang, so ist die Enthüllung einer diebischen Entdeckung gefährlich für die weitere archäographische- und Sammeltätigkeit des Autors. Antonin kann nicht ohne Empörung von den Zeitgenossen reden, „die nicht nur das Glück hatten (Sperrung des Autors), mit vollen Taschen aus den Bibliotheken hinauszugehen, sondern auch den Mut, sich ihrer mongolischen Überfälle zu rühmen. (Bemerkung für einen der Leser)“⁵⁾

Im übrigen ist in einer Zeit fanatischer Jagd nach alten Denkmälern, als „viele Liebhaber diesem seltenen Wild nachspürten und, wenn sie es auf diese Weise auch nicht immer der Wissenschaft entrissen, so doch auch nicht immer ihr zuführten . . .“⁶⁾ — infolge der von Antonin

1) „Trudy“ 1873/1, S. 389f.

2) ibd. 1862/2, S. 90.

3) ARCHIMANDRIT / ANTONIN / Zametki poklonnika Sv. Gory. s. „Trudy“ 1860/1, 1863/2 und einzeln. Vgl. z. B. für 1861 S. 239/40.

4) ibd. „Zametki poklonnika . . .“ s. „Trudy“ 1861/3, S. 239—40.

5) ibd. Dies stellt offenbar eine Anspielung auf PORFIRIJ USPENSKIJ dar.

6) ibd. 1862/2, S. 90.

oftmals betonten Tatsache einer äußersten Ignoranz der Mönche und unsorgfältiger Aufbewahrung ihrer Schätze¹⁾ (was aber ihr krankhaftes Mißtrauen gegen die Archäologen nicht ausschloß) sogar die Katalogisierung der Handschriften nicht immer durchführbar und bietet keine genügende Garantie für unversehrte Aufbewahrung. Unter gewissen Umständen konnte die Entnahme einer neu entdeckten Handschrift durch Erbitten oder Diebstahl vom Standpunkt Antonins sogar als ein Mittel erscheinen, das Denkmal vor „Vergessenheit und Vernichtung“ zu schützen. Aber die notwendige Bedingung, die einen solchen Diebstahl aus einer „sinnlosen“ Sache zu einer vernünftigen macht und sogar mehr oder minder das Unmoralische dieser Handlung rechtfertigt, besteht in der Absage des Besitzers bzw. Entdeckers der Handschrift an eitlen Ruhm, in der selbstlosen Weitergabe der Entdeckung zur allgemeinen Auswertung. Zu diesem System gehört auch das Verschweigen des Ortes und der Fundumstände aus praktischen Erwägungen, wenn auch nicht ohne einen Einschlag von Demut, weil es sich um eine zweifelhafte Erwerbung handelte. Dieses hat offensichtlich seine Gültigkeit auch in bezug auf die Kiever Glagolitischen Blätter. Deshalb kann man auch keine großen Hoffnungen auf Entdeckung direkter Hinweise in den nicht publizierten Papieren Antonins setzen,²⁾ ganz zu schweigen von Äußerungen im Druck.

Ein solch uneigennütziges Sammeln stimmt scheinbar nicht mit der Neigung Antonins zum Kollektionieren überein, die sich schon z. Zt. seiner Athos-Expedition im Jahre 1859 bemerkbar macht (s. o. S. 45, Anm. 3). Aber von den archäologischen Kollektionen abgesehen, — für die Antonins Interesse immer mehr zunimmt³⁾ — bemerken wir in der Tat, daß er selbst sich ziemlich leicht zum Verschenken oder Verkaufen eigener Handschriften entschloß.⁴⁾ Inwieweit die obenerwähnte Sorge um die Interessen der Wissenschaft dabei eine Rolle gespielt und in welchem Maße die Art der Auffindung einer Handschrift selbst den Zeitpunkt der Weitergabe zur allgemeinen Nutzung bestimmt hat, das

¹⁾ ibd. 1862/2, S. 88—98; 1861/1, S. 239. Vgl. A. DMITRIJEVSKIJ *Putešestvije po vostoku* . . („Trudy“ 1889/5, S. 110): über den Zustand der Handschriftensammlungen des Athos im Jahre 1887, über den Sinai s. w.

²⁾ Außer den im Briefe FLORENSKIJS erwähnten Briefen ANTONINS an den Rektor der Akademie, FILARET, existieren noch Tagebuchblätter Antonins, die seinem Testament gemäß dem Heiligen Synod übergeben wurden mit der Bedingung, sie bis zum Ablauf von 40 Jahren nach dem Tode des Verfassers nicht zu veröffentlichen. S. „Trudy“ 1904/11, S. 378.

³⁾ „Trudy“ 1882/2, S. 63; 1894/5, S. 161f.

⁴⁾ „Trudy“ 1889/5, S. 119; 1894/5, S. 161f; *Otčet Publ. Bibl.* S. 6.

läßt sich natürlich nicht leicht für jeden einzelnen Fall bestimmen. Jedenfalls bleiben mitunter Handschriften, die auf für uns unbekannte Weise von Antonin noch im Anfang seiner archäographischen Wirksamkeit aufgefunden wurden, bis in die letzten Jahre in seiner Sammlung. Andererseits werden in anderen Fällen gekaufte Exemplare ziemlich schnell weitergegeben. Aber immerhin gilt besonders für die erste Periode, als Antonin eng mit der Kiever Akademie verbunden war (unter ihrem Rektor, seinem nahen Freunde Filaret Filaretov, d. h. bis zum Jahre 1878), die Regel, daß der größte Teil seiner handschriftlichen Funde scheinbar ohne besondere Verzögerung fast ausschließlich in die Bibliothek seiner Alma Mater übergeht.¹⁾ Besondere Beachtung verdient die bedeutende Sammlung griechischer (21 Nr.), slavischer (22 Nr.) und z. T. östlicher (2 Nr.) Handschriften und Pergamentbruchstücke verschiedensten Inhalts (13 Nr.). Sie enthielt den größten Teil des bis 1869 von Antonin gesammelten Materials, das er zur Feier ihres 50-jährigen Jubiläums der reformierten Akademie als Geschenk überreichte.²⁾ Das Fehlen der Glagolitischen Blätter in dieser Sammlung darf wohl so gedeutet werden, daß sie 1869 noch nicht in den Händen Antonins waren. Es liegt für unsere Handschrift keine Veranlassung vor, eine Ausnahme anzunehmen, in der Art, wie sie vorher erwähnt wurde, d. h. ein längeres Zurückhalten einer viel früher aufgefundenen Handschrift, sei es auch nur darum, weil sie 1872 ohne besonderen äußeren Anlaß in der Akademie auftaucht.

Klarheit in diese Frage könnte die Richtung der persönlichen Interessen und Vorarbeiten von Antonin bringen.³⁾ In gewissen Grenzen kann man bei Antonin zwischen beruflichen und Liebhaberinteressen unterscheiden. Zu den beruflichen Interessen von Antonin könnte man außer den theologischen, hauptsächlich liturgischen oder hagiographischen Schriften und Publikationen von Handschriften und anderen Denkmälern z. T. auch die Arbeiten aus der griechischen Paläographie und Epigraphik rechnen auf grund seiner akademischen Bildung und

¹⁾ Der größte Teil der Handschriften, die uns als Funde aus der Zeit der Athos-Expedition 1859 bekannt sind, gelangte im Jahre 1869 in die Akademie, ein guter Teil aber auch schon früher.

²⁾ Pjatidesjatiletnij jubilej Kijevsk. Duch. Akademii, 28. sentjabrja 1869 goda. Kiev 1869, S. 356—58.

³⁾ A. DMITRIJEVSKIJ. Načal'nik rus. duch. missii v Ierusalime arch. Antonin (Kapustin) . . . s. „Trudy“ 1904/11, S. 319—80 (die allerumfangreichste Biographie, jedoch im Vitenstil.) S. P(ONOMAREV) Pamjati otca Arch. Antonina. 1. Chronologičeskij spisok sočinenij i perevodov jego. (Dort auch Literaturangaben über ihn) s. „Trudy“ 1894/12, S. 636—652.

seiner amtlichen Stellung als Archimandrit und Vorsteher der russischen geistlichen Mission in Jerusalem. Antonin ist ein ausgezeichnete Kenner der griechischen Sprache, er wird im Verlauf seiner von ihm geliebten Arbeiten auf dem Gebiet der Handschriftenbeschreibung und des Kopierens von Inschriften allmählich zu einem recht guten praktischen Paläographen. Seine zahlreichen, größtenteils nicht publizierten Arbeiten grenzen schon an bibliophile Liebhaberübungen in kalligraphischer Rekonstruktion einzelner verlorengegangener Handschriftenblätter.¹⁾ Auch dies wird in gewissem Umfang an den Kiever Blättern deutlich. Ähnliche halb-kalligraphische Übungen stellten in keiner Weise die Vorstufe einer vertieften und für den Druck bestimmten Arbeit über die betreffende Handschrift dar und konnten daher kaum die Übergabe aufhalten.²⁾ Man kann sie weit eher mit der bei Antonin deutlich hervortretenden Geschmacksrichtung eines Archäologen (fast schon Archäographen) in Verbindung bringen, eines Liebhabers, der mit aller Sorgfalt spürt, abschreibt und nach Möglichkeit die verschiedensten Denkmäler des Altertums wiederherstellt, jedoch wiederum nicht unbedingt mit dem Ziel des Kollektionierens.

Diese Freude am Altertum, unter deren Einfluß Antonin mit echter Liebhaberbegeisterung die Schwelle jeder neuen Bibliothek überschreitet und sich in erster Linie über Haufen ungeordneter, irgendwo am Boden liegender Handschriften und Fragmente ³⁾ hermacht, besonders solche aus Pergament, steigert sich natürlicherweise noch, wenn es sich dabei um die Vergangenheit der Menschen seines Glaubens, oder seiner Nationalität handelt. Als Urheber verschiedener slavophiler Ausdrücke im Stile Šiškovs, wie *knižnica*, *rukopisnica*, vieler Bücher und Handschriftenbeschreibungen usw.,⁴⁾ zeigt er nicht selten ein ausgesprochenes Interesse für glagolitische Denkmäler. Eine bedeutende Rolle bei die-

¹⁾ S. Otčet I. P. B.-ki 1899, z. B. die griechischen Hss Nr. 7, 9, 15, 16, u. a. die slavische Hs. Nr. 15. Aus den Kiever Hss. die griechische Hs. „Dobrotoljubije XVI. v. (Petrov Nr. 149), die von Antonin nach der Ausgabe von 1872 z. T. wiederhergestellt worden ist, und eine Reihe anderer.

²⁾ Nicht selten wurden die Handschriften vor Beendigung, oder sogar vor Beginn der erwähnten Umschriften weitergegeben: so in unseren Blättern die nur teilweise kyrillische Transskription des ersten Blattes. In den griechischen Homilien Gregors des Theologen, 9.—10 Jh; (PETROV Nr. 136, 1869 in die Akademie übergeben), sind die Papierblätter, die hinter den Anmerkungen Antonins an Stelle der Auslassungen eingefügt worden sind, unausgefüllt geblieben.

³⁾ „Trudy“ 1861/1 S. 239; 1862/2 S. 242. S. ferner Antonin „Iz zapisok Sinajskogo bogomol'ca“ Antonina, über die Bibliothek: „Trudy“ 1873/1, 2.

⁴⁾ „Trudy“ 1863/1 S. 30f. Vgl. ANTONIN, Pojezdka v Rumeliju, Petersburg 1879 S. 41, 157 u. a.

sem Interesse spielt jene Hoffnung, unter den Handschriften irgend-
etwas aus der Zeit Kyrills und Methods zu finden. Diese Hoffnung
leitet ihn auch beim Betreten des serbischen Chilandar-Klosters auf
dem Athos im Jahre 1859.¹⁾

Vom Standpunkt der Herkunftsfragen der slavischen Schrift in-
teressiert ihn besonders das Evangelium des Zographos-Klosters. Als
er dieses Kloster gleichfalls 1859 betritt, hat Antonin selbst „. . . nach
dem berühmten glagolitischen Evangelium gefragt, „das im Gegensatz
zum Zeugnis eines der Reisenden, durchaus nicht an eine Kette ange-
schmiedet ist. Ich habe es lange und aufmerksam betrachtet. Über
seine Bedeutung für die Frage nach dem höheren Alter der kyrillischen
oder der glagolitischen Schrift, will ich nicht urteilen, da ich auf eine
solche Problemstellung in keiner Weise vorbereitet bin.“²⁾

Diese Äußerung von Antonin stärkte gewissermaßen Lamanskijs
Mißtrauen ihm gegenüber als intimen Kenner der Glagolica, äußerte er
doch über ihn, daß er „. . . das Altertum zwar hoch schätze, aber auf
diesem Gebiet kein Kenner sei“.³⁾ Zugleich bezeugen aber Antonins
Ausführungen seine Vorsicht und sogar einen gewissen Liberalismus
(innerhalb seiner Zeit und seines Kreises jedenfalls) in der Rangfrage
der beiden Alphabete.⁴⁾ Wenn solche Gesichtspunkte noch Antonins
Interesse für die glagolitischen Handschriften als möglicherweise zeit-
genössische Werke Kyrills steigerten, so diente die Vorsicht, die ihm
nicht selten half, künstliche Nachahmungen in den Daten oder Über-
schriften der Handschriften entdecken⁵⁾, bis zu einem gewissen Grade
als Schutz vor einer Fälschung, die nach der Meinung Lamanskijs im
Falle der Kiever Blätter vorgelegen haben könnte.

Zugleich beweist Antonin noch im Jahre 1859 bei der Besichtigung
eines alten Aktenstückes des Iberischen Klosters aus dem Jahre 982
eine gewisse Vertrautheit mit der glagolitischen Schrift, bzw. mit der
Paläographie.⁶⁾ Später, 1870, als er das glagolitische Euchologium (das
von ihm fälschlich als Psalter betitelt wird) und das Psalterium des
Sinai-Klosters beschreibt, bemerkt Antonin zu dem ersteren: „. . . Die

¹⁾ ibd. S. 453. Vgl. „Pojezdka v Rumeliju“ S. 15.

²⁾ „Trudy“ 1863/1 S. 473—74.

³⁾ Vgl. den oben angeführten Brief LAMANSKIJS.

⁴⁾ S. z. B. „Trudy“ 1851/1, S. 240/41; 1863/1, S. 49—51; 2, S. 131f., 133.

Ferner auch die oben zitierten „Zapiski Sinajskogo bogomol'ca“ 1870.

⁵⁾ Trudy 1873/2 S. 354 Anm. Abgedruckt bei SPERANSKIJ Slavjanskaja
pis'mennost' . . . S. 114—116.

⁶⁾ Trudy 1861, 1 S. 243—45. S. ferner JAGIĆ, Glagoličeskoje pis'mo S. 65—66.

Schrift ist fein und sorgfältig, ohne rotgeschriebene Buchstaben darin, je 23 Zeilen auf einer Seite. Zur Hervorhebung sind die Überschriften der Psalmen teils mit gelber, teils mit grüner Farbe übermalt. . .¹⁾ Antonin enthält sich aus Vorsicht jeglicher Datierung von Handschriften, ersetzt aber, wie wir sehen, eine Analyse der glagolitischen Schrift durch allgemeine paläographische und bibliographische Bemerkungen, für die er seine bedeutende praktische Erfahrung aus der Arbeit an Handschriften benutzt.

Eine genauere Einsicht in die paläographischen Kenntnisse Antonins auf dem Gebiete der Glagolica geben seine eigenhändigen Notizen auf eingelegten Papierblättern in dem Einband der „Kiever Blätter“, der in Jerusalem auf seine Bestellung hin, jedenfalls nicht vor dem Jahr 1865 angefertigt wurde, scheinbar von der Hand Antonins ausgeführt, wahrscheinlich gleichzeitig mit seiner oben angeführten Notiz vom 2. 5. 1872 bezüglich der Übergabe der Handschrift an die Akademie, auch die Paginierung der Pergamentblätter mit schwarzer Tinte in der linken oberen Ecke der Seiten.²⁾ Mit der gleichen Tinte ist auf der Rückseite des zweiten Papierblattes am Ende der Handschrift geschrieben: „Въ сей книжкѣ семь пергаменныхъ листиковъ.“ Schon diese vorbeugenden Maßnahmen gegen Sammlerdiebstahl, wie er Antonin aus eigener Erfahrung gut bekannt ist, deuten auf seine hohe Bewertung der Handschrift.

Vor der Schenkungsnotiz (und verständlicherweise nach dem Einband) steht auf den mit Bleistift linierten zwei bis drei Papier-Blättern in kyrillischem Poluustav mit glagolitischer Transskription unter der Zeile verzeichnet: „*Alfavit glagoličeski*“ (mit schwarzer Tinte; die Anfangsbuchstaben der Worte mit roter Farbe. Das Alphabet selbst besteht aus zwei Spalten: glagolitische Buchstaben (links) und die entsprechenden kyrillischen (rechts) mit der gleichen dunkelroten Farbe geschrieben). Auf der dritten Seite befindet sich unten eine glagolitisch geschriebene Eintragung, die man entsprechend der vorangehenden Tabelle als *Иероусалимъ Антонинъ* lesen muß (anstatt *Иероусалимъ*).³⁾ Das erste Wort ist mit Tinte und roter Farbe geschrieben.

¹⁾ Vgl. „Pojezdka v Rumeliju“ S. 110.

²⁾ Außerdem weisen die Blätter noch zwei spätere Numerierungen mit Bleistift auf, eine ältere, halb verwischte auf der rechten Seite des unteren Feldes und eine jüngere in der rechten oberen Ecke der Blätter.

³⁾ Ebenso entspricht die glagolitische Transkription des Wortes „Глаголическій“ nicht seiner eigenen Tabelle, wonach „глаголически“ gelesen werden müßte.

Die glagolitischen Buchstaben der angeführten Aufschriften sind stark stilisiert und entsprechen den kalligraphischen Gewohnheiten des 19. Jhs. Sie sind in der richtigen Reihenfolge von dicken und dünnen Strichen gemalt, mit den richtigen Ovalen, Kreisen und Halbbogen (z. B. der obere Teil des „b“), oder mit sich nach unten mehr verengenden Schwänzchen („a“) u. s. f. Darum ist es schwierig, in jedem einzelnen Fall die Quelle festzustellen, die der Verfasser benutzte. Aber dennoch darf man sich nicht mit N. K. GRUNSKIJ¹⁾ einverstanden erklären, der einige Buchstaben der Ergänzungen Antonins für Entlehnungen aus anderen Handschriften hält, z. B. Г, Д, Ж, Е. Diese auf den ersten Blick tatsächlich ungewöhnlichen Buchstaben lassen sich durchaus zufriedenstellend als Stilisierung der Schrift nach dem Muster der anschließenden alten Handschrift erklären, während es nicht gelungen ist, Parallelen aus anderen Handschriften zu finden. Eine ausführliche Analyse der einzelnen Buchstaben überzeugt, daß als einzige Quelle seiner Kenntnisse auf dem Gebiet der glagolitischen Paläographie eben nur jene glagolitischen Blätter in Betracht kommen. Es ist auch ganz natürlich — daß er auch bei Vertrautheit mit anderen Formen der glagolitischen Schrift — das Alphabet des betreffenden Denkmals bringt.²⁾

Ungeachtet der Ungenauigkeit in der Wiedergabe der Zeichen der Handschrift, die den Kampf des Paläographen mit dem Liebhaber der Kalligraphie spiegelt und abgesehen von der Auslassung einiger in der Handschrift selten gebrauchter Zeichen, hat das erfahrene Auge Antonins nicht nur eine Abweichung der späteren (für ihn wahrscheinlich mit den zwei folgenden gleichwertigen) Schriftzüge der ersten Seite, sondern auch einen Unterschied zwischen zwei gleichzeitigen Schreibern des originalen Textes wahrgenommen. Dagegen ist Antonin die Feststellung des Lautwertes der glagolitischen Buchstaben, die eine spezielle Vorbildung erforderte, weniger gut gelungen. Erinnern wir nur an die willkürliche Auslegung und den Gebrauch der Varianten von „i“ (in den Aufschriften), an die Fehler in der Transkription der jotierten Nasalvokalzeichen usw. Ein anschauliches Ergebnis davon ist sein Versuch, die letzten sieben Zeilen der (jüngeren) ersten Seite der

¹⁾ N. K. GRUNSKIJ, Kijevskije glagoličeskije listki. Lief. 1. Dorpat 1904, S. 7.

²⁾ In der Anordnung der Abstände, sogar auch in der Auswahl der einen oder anderen Varianten ist kein folgerichtig durchgeführtes System zu erkennen. Aber als Grundlage für die Auswahl der Varianten ist dennoch unzweifelhaft richtig die Beobachtung benutzt, daß in der Handschrift drei verschiedene Schreiber zu erkennen sind.

Handschrift, die ein aus dem Lateinischen übersetztes Gebet an die Gottesmutter enthalten, Zeile für Zeile zu transkribieren. Die Transkription ist im künstlichen Poluustav auf der Rückseite des dritten eingelegten papiernen Blattes mit dunkelroter Farbe (so die ersten zwei Worte und der erste Buchstabe des dritten) und mit z. Zt. stark ausgebleichener Tinte gemacht. Das Unvermögen, die Ligatur „М Л“ zu erkennen, die Fehler bei der Lesung von Buchstaben (s. z. B. c für и und Ъ an Stelle von Ъ И, ѿ an Stelle von а), eine Reihe nicht entzifferter Buchstaben, die unrichtige Worttrennung — all dies deutet auf Unerfahrenheit in einer derartigen Arbeit. Antonin fühlt es selbst und bemüht sich nicht, die Lücken zu ergänzen. Doch trotz der ungenauen Lesung dieses Abschnittes merkte er als guter Kenner der Liturgik, den ganz ungewöhnlichen Inhalt der Handschrift. Ein solcher Inhalt, verbunden mit einem Reichtum an Varianten und hoher Altertümlichkeit der Schrift, mußte bei Antonin unweigerlich eine wenn auch zunächst unklare Vorstellung von der außerordentlichen Bedeutung des Fundes erwecken.

Doch trotz des besonderen Interesses und seiner hohen Bewertung des glagolitischen Schrifttums zeigt Antonin weder eine genügende spezielle Vorbereitung (was er selbst mehrfach unterstreicht), noch eine besondere Geneigtheit zu vertiefter Beschäftigung mit der glagolitischen Schrift. Deshalb lag für ihn kein Grund vor, nach den mehr oder weniger flüchtigen Beobachtungen des erfahrenen Paläographen und Praktikers, nach sorgfältiger bibliophiler (Einband und Zusätze) und kalligraphischer Vorbereitung (für all dies war kaum viel Zeit nötig), das in wissenschaftlicher Hinsicht wichtige Denkmal auf längere Zeit zurückzuhalten. Wiederum führt uns das zu dem Schluß, daß die Blätter verhältnismäßig kurz vor der Schenkung im Jahre 1872 und jedenfalls nach dem Jubiläum des Jahres 1869 entdeckt worden sind.

Außer dem Auffindungsdatum bietet auch der Charakter der Blätter selbst bis zu einem gewissen Grade eine mögliche Vermutung über den Ort ihrer Auffindung. Es geht schlecht an, den Fund als einen zufälligen zu bezeichnen. Das gleiche gilt für die wenn auch nur zeitweilige Einreihung dieser bedeutenden glagolitischen Handschrift in die Sammlung Antonins, die er „mit voller Kenntniss der Sache zusammengestellt hat“ . . .¹⁾ und die besonders reich an südslavischen Handschriften ist.²⁾ Ein solcher Fund stellt viel eher das Ergebnis angestrengter syste-

¹⁾ Otčet Imp. Publ. Biblioteki für 1899 S. 6.

²⁾ A. DMITRIJEVSKIJ. Putešestvije po vostoku. S. „Trudy“ 1889/5, S. 119.

matischer Nachforschungen nach glagolitischen Handschriften des für sie besonders interessierten Archäographen dar — von Nachforschungen, an ganz bestimmten Orten, die von vornherein als Fundorte glagolitischer Handschriften in Frage kamen. Es sind in erster Linie die Athos-Klöster oder das heilige Katharina-Kloster auf dem Sinai.¹⁾ Die Daten der Reisen Antonins nach dem Athos (Juni bis Oktober 1859²⁾), nach Rumelien (Mai Juni 1865),³⁾ oder auch die seiner Arbeiten über die Handschriften der Laura des heiligen Sabbas in Palästina (1868) erwecken Zweifel an der Möglichkeit der Auffindung der Kiever Blätter an den genannten Orten. Chronologisch hingegen kommt dem oben vermuteten Auffindungsdatum (nach 1869) Antonins Reise nach dem Sinai im Jahre 1870 näher, bei der er längeren Aufenthalt im Kloster der heiligen Katharina nahm (August-September).⁴⁾ Außerdem spricht das direkte Zeugnis eines Zeitgenossen zugunsten des Sinai und fast noch überzeugender die Art und Weise der Aufbewahrung von Handschriften im Katharina-Kloster, als sich Antonin dort aufhielt.

Der erwähnte Hinweis wurde von dem Professor der Kiever Geistlichen Akademie I. I. MALYŠEVSKIJ gegeben. Noch zu Lebzeiten Antonins, im Jahre 1885, schreibt er: „Es mag hier eine für den Spezialisten gar nicht notwendige, aber für andere (wie uns die Erfahrung gezeigt hat) nicht überflüssige Bemerkung eingeschaltet werden: die sogenannten *Kiever glagolitischen Fragmente* (Kursiv des Verfassers) — deren Aufnahmen von uns für Professor Geitlers Ausgabe „Die albanesischen und slavischen Schriften . . .“ Wien 1883 gemacht worden sind — sind keineswegs aus Kiev und nicht russischen Ursprungs. Das hiesige Museum der Geistlichen Akademie hat sie vom Sinai bekommen. Wo sie aber geschrieben sind und woher sie dorthin kamen, ist unbekannt.“⁵⁾ Obwohl diese Anmerkung nicht mit dem In-

¹⁾ Vgl. A. I. SOBOLEVSKIJ. *Materialy i issledovanija* . . . Petersburg 1910, S. 109–110. Wie das auch für andere Handschriften Antonins zutrifft, vermutet der Verfasser Auffindung der Kiever Blätter auf dem Athos oder in Palästina. Den Hinweis auf Palästina kann man natürlich unter Einschluß der eng zusammenhängenden Halbinsel Sinai verstehen. Doch haben wir es hier wohl mit einem Mißverständnis zu tun, das Antonins spätere Jerusalemer Vermerke als Eigentümer von Handschriften im Auge hat.

²⁾ S. die o. zitierten „Zametki poklonnika . . .“

³⁾ „Trudy 1904/11 S. 342 f.

⁴⁾ (ANTONIN KAPUSTIN) *Iz zapisok Sinajskogo bogomol'ca*, Kap. 5f. S. „Trudy“ 1873/I. 2.

⁵⁾ I. MALYŠEVSKIJ. *Svv. Kirill i Mefodij*. s. Trudy 1885/7 S. 408 Anm.

halt des Aufsatzes in Verbindung steht, ist sie doch keineswegs zufällig. Indem Malyševskij im Druck seine Händel mit irgendwelchen Gegnern bereinigt (wahrscheinlich in bedeutendem Maße mit Geitler, der ebenso „zufällig“ in der Anmerkung genannt ist), führt der Verfasser das entscheidende Argument an, den direkten Hinweis auf den Sinai. Der erste Eindruck einer scheinbar leichtfertigen und unbegründeten Behauptung, sogar ohne Erwähnung Antonins, erklärt sich eben dadurch, daß in der polemischen Auseinandersetzung auch ohnehin schon zu viel gesagt worden war. Tatsächlich wendet MALYŠEVSKIJ in seinem Aufsatz über Antonins Wirksamkeit¹⁾ und später im Nachruf auf Antonin als Ehrenmitglied der Akademie²⁾ schon eine verschleierte Formulierung an: „In der Zahl seiner (Antonins) besonders wichtigen und wertvollen Schenkungen an die Akademie muß man ein Denkmal des ältesten glagolitischen Schrifttums auf Pergamentblättern erwähnen. Die Bedeutung dieses Denkmals, das von Antonin im fernen Osten aufgefunden wurde, aber jetzt unter dem Namen der „Kiever glagolitischen Fragmente“ bekannt ist, ist schon zur Genüge von russischen und westlichen Slavisten gewürdigt worden.“³⁾ Es ist deutlich, daß hier nicht vom geographischen Fernen Osten, wo Antonin nie gewesen war, die Rede ist, sondern eben vom Sinai, als von dem entferntesten östlichen Punkt seiner Reisen.⁴⁾

Aus dem gleichen Nekrolog ersehen wir, daß MALYŠEVSKIJ noch in den 60-iger Jahren zu dem Kreis der Akademie gehörte, mit dem Antonin speziell im Briefwechsel stand.⁵⁾ Ob aber nicht vielleicht der

¹⁾ Načal'nik russkoj duchovnoj missii v Jerusalime arch. Antonin v jeho otnošenii k Kiev. Duch. Akad. . . S. Cerkovnyje Vedomosti 1893 Nr. 45 S. 1627—30.

²⁾ Otčet o sostojanii Kiev. Duch. Akad. (für das Berichtsjahr 1893—94). S. Trudy 1894/11 S. 453—454 (Die Verfasserschaft MALYŠEVSKIJS nimmt S. PONOMAREV an. Trudy 1894/12 S. 650f.).

³⁾ Trudy 1894/11 S. 452—53. In den „Cerk. ved.“ findet sich der gleiche Text mit folgendem Einschub nach den Worten „v pergamennych listkach“: „... zaključajuščij krome otryvkov čtenij iz Apostola (poslanija k Rimljanam), služby drevnego glagolitskogo missala (v sokraščennom vide).“

⁴⁾ In seinen weiteren Ausführungen weist MALYŠEVSKIJ (Cerk. ved. S. 1630) direkt auf die Klöster Palästinas und den Sinai als den Auffindungsort der glagolitischen Blätter und anderer slavischer Handschriften und alter Drucke überhaupt hin.

⁵⁾ Als jüngster unter den Zeitgenossen, der erst 1849 in die Akademie gekommen ist, d. h. weniger als ein Jahr vor der Ausreise Antonins nach Athen, hat MALYŠEVSKIJ wohl kaum selbst mit ihm nahe persönliche Beziehungen gehabt, s. F. TITOV, Pamjati I. I. Malyševskogo. Trudy 1897/1 S. 280f.

Rektor der Akademie, FILARET, die Quelle für die Bekanntschaft seines Lieblings, MALYŠEVSKIJ,¹⁾ mit diesem Schriftwechsel ist und ebenso auch für dessen Zeugnis von den glagolitischen Blättern, das bleibt offen. Auf diese Weise würden sich auch die unklaren Andeutungen MALYŠEVSKIJS und das beharrliche Schweigen FILARETS selbst auf die Anfragen des Sekretärs der Kirchlich-Archäologischen Gesellschaft und Organisators ihres Museums, N. I. PETROV, erklären. In der Tat wendet sich PETROV, schon nach der Abreise FILARETS nach Riga (im Jahre 1878) bei der Vorbereitung des „Katalogs“ des Museums für den Druck an den ehemaligen Vorsitzenden der Gesellschaft mit der Bitte, ihm für einige Zeit die Briefe des Vorstehers der russischen Mission in Jerusalem, des Archim. Antonin an jenen (Filaret) mitzuteilen, in denen sich irgendwelche Hinweise hinsichtlich der Herkunft der von ihm an das Museum geschenkten Gegenstände finden könnten.“²⁾ Es findet sich jedoch weder in dem erwähnten Zitat noch in der lakonischen Aufzählung des „Verzeichnisses“ irgendein Hinweis auf die tatsächliche Benutzung der hier erwähnten Briefe. Wie wir aus dem Brief FLORINSKIJS gesehen haben, setzt PETROV noch in den Jahren 1901/02, 20 Jahre nach dem Tode FILARETS (+1882) seine Nachforschungen fort, in der Hoffnung, eben doch aus dieser Quelle eine Nachricht über die Herkunft unserer Blätter herausfinden zu können. Und sicher hat FILARET, wenn diese Handschrift tatsächlich im Jahre 1870 auf dem Sinai aufgefunden worden ist, als Teilnehmer an der Expedition (allerdings war er auf dem Sinai selbst nur vier Tage),³⁾ naher Freund Antonins und, wie wir sehen werden, vermutlicher Vermittler der Schenkung der Blätter, mehr als jeder andere über die Umstände der Auffindung und die Ursache des Schweigens von Antonin gewußt.

In seinen „Aufzeichnungen“ schreibt Antonin dort, wo es sich nicht direkt um die Frage der Auffindung handelt, ziemlich genau Tag für Tag seine Beobachtungen über den Zustand und Aufbau der Handschriftensammlungen des Sinai-Klosters auf. Nachdem er die Mönche von der dringlichen Notwendigkeit einer vollständigen Katalogisierung der Handschriften des Klosters (einschließlich der Fragmente) überzeugt hat, erhält er nach Durchsicht der ziemlich dürftigen, „offiziellen“ Bibliothek ständigen Zutritt zu einer ganzen Reihe geheimer Aufbewahrungsorte, wo die wertvollsten Handschriften aufgehoben wurden.

¹⁾ L. S. M(ACEJEVIČ), Pamjati . . Filareta Filaretova. . . S. Trudy 1892/1 S. 299.

²⁾ N. PETROV, Preosv. Filaret Rižskij, kak pervyj predsdatel' Cerk. Arch. O-va, s. Trudy 1882/2 S. 71.

³⁾ Trudy 1912/1 S. 296.

Zugleich erkämpft er das Vertrauen des Aufsehers über die Klostergerätschaften und befreit sich immer mehr von der Aufsicht seines „Gehilfen“ aus dem Kreis jener Mönche.¹⁾

Wie reich und zugleich verwahrlost die Klosterbibliothek zu jener Zeit gewesen ist, das sieht man aus dem tatsächlichen Zustand der Handschriften, der großen Zahl zeretzter Blätter und Hefte, die häufig von den Mönchen selbst vergessen waren. So brachte am 11. 8. der Skeuophylax Antonin einen ganzen Korb voll schadhafter Hefte und zerrissener Blätter. Mehr als eine Stunde war nötig, nur um sie zu ordnen²⁾. Am 20. 8. hat „P. Grigorij (der Skeuophylax) uns zum Trost (für die langweilige Katalogisierungsarbeit) irgendwo einen großen Korb voll schadhafter Blätter, meist von Pergament³⁾, ausfindig gemacht und zu uns ins Zimmer geschleppt.“

Schließlich blieben am Arbeitsplatz sogar nach Beendigung der 40-tägigen Katalogisierungsarbeit „... zwar keine Bücher zurück, aber der Boden war noch ganz bedeckt mit Bruchstücken von Blättern, heilen Blättern, Heften und sogar ganzen Büchern (größtenteils auf Bombycin geschrieben), die so stark von der Feuchtigkeit, von Würmern, von Mäusen und z. T. auch vom Feuer angefressen waren, daß wir uns nicht entschließen konnten, sie in den Katalog einzutragen.“⁴⁾ Es ist gut möglich, daß gerade in jenen Körben mit Membran-Blättern unsere glagolitischen Fragmente aufgefunden worden sind und daher nicht in den Katalog eingetragen wurden. Natürlich sind auch andere Vermutungen möglich, z. B., daß Antonin diese Blätter aus irgendeiner Handschrift ausgesondert hat, etwa aus dem glagolitischen Euchologium oder Psalterium, die dem Format nach nahe kommen. Dazu hat noch die erste der Handschriften, die weder einen Anfang noch ein Ende hat, auch keine Paginierung, sie wird von dem Vorgänger Antonins, PORFIRIJ (USPENSKIJ) nicht erwähnt, was ihn jedoch wiederum nicht hinderte, zwei Blätter aus dieser Handschrift zu entführen.⁵⁾ Aber der Unterschied in Schrift und Sprache in den zwei Sinaitischen Handschriften einerseits und unseren Blättern andererseits spricht eher gegen eine solche Verbindung, jedenfalls in früher Zeit. Wie dem auch sei, die Blätter stellten doch auch damals, z. Zt. der Auffindung, nur ein Bruchstück einer großen Handschrift dar.

¹⁾ Trudy 1873/1 S. 372f.

²⁾ ibd. S. 403.

³⁾ d. h. Pergamentblätter. — ibidem S. 410.

⁴⁾ Ibid. 1873/2, S. 355.

⁵⁾ JAGIĆ Glagoličeskoje pis'mo. . . S. 130—31.

Die Möglichkeit unerwarteter Funde, sogar unter den verstreuten Blättern in der Bibliothek des Sinai-Klosters, gibt bedeutend später, im Jahre 1888, auch noch DMITRIJEVSKIJ voll und ganz zu. Allerdings wird der Paläograph hier nicht mehr „... im Gewühl einen Bibelkodex des 6. Jhs., wie einst Tischendorf, ausfindig machen, die Auffindung von Fragmenten sogar aus früherer Zeit ist jedoch durchaus möglich. . .“¹⁾ Ein noch überzeugenderes und anschaulicheres Beispiel ist das glagolitische Palimpsest-Fragment (ein später kyrillischer Text), das gleichfalls von TISCHENDORF im Jahre 1859 vom Sinai mitgenommen wurde und das sogar seinem Vorgänger, PORFIRIJ USPENSKIJ z. Zt. seiner Pilgerreise 1845 gar nicht bekannt geworden ist.²⁾

Nimmt man die Hypothese vom Sinai als Auffindungsort an, so kann man eine ganze Reihe von Zweifeln und unbegründeten Theorien späterer Erforscher der Handschrift beseitigen. Außerdem hat diese neue, selbstverständlich nur vorübergehende Etappe in den Wanderungen unserer Handschrift auch an sich Bedeutung, da sie kaum sehr kurzfristig und zufällig gewesen ist.

Dank der verhältnismäßig großen Zahl dort erhaltener glagolitischer Handschriften (außer dem bekannten Psalterium, Euchologium, dem Fragment Tischendorfs und eventuell auch dem Evangelium Assemanis,³⁾ gehören hierher auch unsere Blätter) stellt der Sinai für den Glagolica-Historiker ein besonderes und selbständiges Interesse dar, als eine eigenartige Zelle, die scheinbar länger als andere Zentren die Kenntnis archaischer slavischer Schriften bewahrt hat. Daher rührt auch das besonders sorgsame Verhalten seinen Denkmälern gegenüber. Ausläufer einer solchen traditionellen Pietät für glagolitische Handschriften des Sinai haben sich scheinbar bis in das 19. Jh. erhalten.⁴⁾ Aber gerade am Beispiel unserer Blätter, die ihrer Herkunft

¹⁾ A. DMITRIJEVSKIJ *Putešestvije po vostoku*. . . s. Trudy 1889/5 S. 125—27.

²⁾ M. N. SPERANSKIJ *Slavjanskaja pis'mennost' 11—14 vv. na Sinaje i v Palestine*. S. Izv. ORJS 1927 Bd. 32 S. 46f. Dort findet sich auch ein Hinweis auf die Arbeiten von JAGIĆ und LAVROV.

³⁾ SPERANSKIJ S. 78.

⁴⁾ Trudy 1873/2 S. 354 Anm. Antonin beobachtet hier eine offensichtliche Vernachlässigung der slavischen wie der fremdsprachigen Handschriften durch die Klosterverwaltung. Nur den glagolitischen wird die Ehre zu teil, in Kisten aufbewahrt zu werden. Allerdings war die Schrift selbst so sehr in Vergessenheit geraten, daß die glagolitischen Handschriften den lateinischen zugezählt und mit ihnen vereinigt waren. Im übrigen ist es interessant, diese Nachbarschaft lateinischer und glagolitischer Handschriften zu beobachten, wenn auch von da aus kaum irgendwelche Schlüsse zu ziehen sind.

nach völlig verschieden von den übrigen glagolitischen Handschriften des Sinai sind (meist makedonisch-bulgarischen Ursprungs), wird deutlich, wie schwach fundiert noch die Versuche (z. B. von Speranskij) sind, einen unmittelbaren kulturellen Zusammenhang zwischen dem Katharinenkloster — dem späteren Aufbewahrungsort und dem Ort der Entstehung der Handschrift nachzuweisen. Die „Blätter“, die vor allem ein kleines Format haben, konnten auch leicht durch Pilger aus einer anderen Gegend in das Kloster gebracht worden sein, und sie könnten auch gut aus einer anderen Zeit stammen und bereits als Denkmal von hohem Alter überbracht worden sein, das die Verbindung zu seinem ursprünglichen Zentrum nur flüchtig spiegelt (z. B. nach Speranskij mit Makedonien im 12. Jh.). Es ist natürlich besonders gewagt, von einem unmittelbaren Zusammenhang des Sinai mit dem bisher rätselhaften Ort der Entstehung der glagolitischen Kiever Blätter zu sprechen.

Dennoch glaube ich dank der verhältnismäßigen Abgeschiedenheit des Sinai (z. B. im Vergleich mit den, häufigem Wechsel der Nationen unterworfenen zahlreichen Athosklöstern), daß eine Hoffnung besteht, mit der Zeit, wenigstens in Form einer Vermutung, die Zeit und die Bedingungen des Erscheinens unserer Blätter auf dem Sinai feststellen zu können und von da aus mehr oder weniger sicher ihren früheren Aufbewahrungsort zu erschließen.

Ich wende mich nun der Frage nach dem Datum und den besonderen Umständen des Auftauchens der Handschrift in Kiev zu, worüber uns, wie schon vorher erwähnt wurde, urkundliche Belege völlig fehlen. Wenn die Schenkungsaufschrift, — der 2. 5. 1872 — ein Grenzdatum darstellt, nach dem die Übergabe stattgefunden haben soll, so erscheint weiter als ein unbestreitbares Datum nur noch das Referat von I. I. SREZNEVSKIJ auf dem Dritten Archäologen-Kongress in Kiev, der am 2. 8. 1874 eröffnet wurde. Von diesem Augenblick an datiert auch die Kenntnis unserer Handschrift in weiteren Kreisen.

Aber ohne Zweifel befindet sich die Handschrift auch schon vor dem erwähnten Kongress in Kiev, sie hat schon damals in besonderem Maße die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Deshalb gelangt gerade sie zusammen mit anderen Gegenständen zur Ausstellung gelegentlich des Dritten Kongresses. Hier erst, im Ausstellungssaal, geht eigentlich die „Entdeckung“ durch SREZNEVSKIJ vor sich.¹⁾ Das bezeugt auch

¹⁾ N. PETROV, *Zapiska o sostojanii Cerkovno-Archeol. Muzeja i Obščestva pri K. Duch. Ak. za prvoje desjatiletije jich suščestvovanija* (1872—1882). Trudy 1882/12 S. 435.

sein eigenes Referat vom 9. 8. 1874,¹⁾ das zugleich die Umstände beleuchtet, unter denen die Handschrift zur Ausstellung gekommen war: „. . . dank der geschulten Aufmerksamkeit des Archimandriten Antonin für Reste des Altertums und dank der wohlwollenden Teilnahme des weisen Filaret am Erfolg unseres Kongresses, der u. a. auch diese glagolitische Handschrift für die Ausstellung zur Verfügung gestellt hat, ist für die Wissenschaft ein neues wichtiges Faktum gewonnen worden. . .“²⁾ Wir sehen, wieder tritt der Rektor der Akademie, FILARET, als Popularisator des wichtigen Fundes hervor. Wir haben jedoch keine Ursache, dieses Verdienst seinem wissenschaftlichen Verständnis zuzuschreiben. Davon kann nach den schablonenhaften Höflichkeitsformeln des oben erwähnten Zitats gar nicht die Rede sein. Um so wesentlicher ist die Erwähnung FILARETS bei SREZNEVSKIJ, einem wahrscheinlich gut unterrichteten Teilhaber an diesem Ereignis.³⁾

Es ist leicht, eine Übereinstimmung der Rolle des Rektors der Akademie im gegebenen Falle mit späteren uns besser bekannten Fällen von Schenkungen Antonins an die Akademie festzustellen. Schon im Jahre 1873 war eine große Zahl von Schenkungen „direkt an die Adresse des sehr weisen Filaret gerichtet worden, zugleich mit erläuternden Widmungsbriefen, die in der Mappe des Kirchenfürsten liegen blieben.“⁴⁾ Durch die Hände Filarets, der hier nicht nur als Vorsitzender und einer der Initiatoren des Museums wirkte, sondern ebenso auch als Vermittler und Vertrauensmann seines alten Freundes, Antonin,⁵⁾ sind offensichtlich auch unsere Blätter mit einem entsprechenden Kommentar gegangen. Es bleibt offen, ob nicht dank letzterem die Handschrift zur Ausstellung auf dem dritten Kongreß gelangt ist.

Die Blätter kommen anscheinend erst nach Beendigung dieses Kongresses tatsächlich unter die Obhut des Kirchlich-Archäologischen Museums. Zu mindesten bemerkt MAKARIJ (BULGAKOV) bei der Revision der Akademie und ihres Museums nur slavische Handschriften, die nicht älter als das 15. Jh. sind.⁶⁾ Wahrscheinlich befand sich unsere

¹⁾ I. I. SREZNEVSKIJ O glagoličeskoj rukopisi . . . S. Trudy 3. Archeol. Sjezda Bd. 2, Kiev 1878, S. 269.

²⁾ ibd. S. 276.

³⁾ Letzterer ist sowohl vorher, als auch während der Zeit des Kongresses häufig persönlich mit Filaret zusammengekommen. S. seinen Brief an P. G. LEBEDINCEV vom 5. 8. 1872, s. Trudy 1915/7—8, S. 489—90.

⁴⁾ N. PETROV, Preosv. Filaret Rižskij . . . Trudy 1882/2, S. 66—67.

⁵⁾ Trudy 1911/6, S. 288—89; 1912/1, S. 293; 1904/11, S. 373.

⁶⁾ Trudy 1903/1, S. 155.

Handschrift während der langen Aufbauzeit des Museums in Händen von Filaret.¹⁾ Tatsächlich erwähnt weder der Rechenschaftsbericht der Akademie für das Berichtsjahr 1871—72²⁾, noch der Bericht der Kirchlich-Archäologischen Gesellschaft für die Jahre 1872/73³⁾ diese wichtige Schenkung; erst im Rechenschaftsbericht der Akademie für 1874/75,⁴⁾ der nach dem Kongreß gedruckt wurde, taucht Antonins Name inmitten der Persönlichkeiten auf, die besonders wertvolle Schenkungen an die Bibliothek der Akademie gemacht haben.

Obgleich die Handschrift tatsächlich dem Museum übergeben war, wird sie zunächst auf Grund der Eintragung von Antonin anscheinend als Eigentum der Akademie-Bibliothek geführt. Entsprechend den Satzungen hielt man sich ziemlich streng an diese, dem Wesen nach nominelle Scheidung. Darauf weist die Signatur der Bibliothek Z 316 hin, die mit schwarzer Tinte auf den Umschlag des oberen Deckels des Einbandes gesetzt ist. Einen genaueren Hinweis auf das Eingangsdatum der Handschrift gibt jedoch dieses Zeichen nicht, da sie im Inventar-Verzeichnis weder unter dieser, noch unter einer anderen Nummer aufgeführt ist. Vermutlich ist diese Signatur „nachträglich“, gelegentlich einer späteren Revision eingetragen worden. Das Fehlen einer genauen Dokumentierung läßt sich durch die bekannte Unsorgfältigkeit der Akademiebibliothekare erklären, die nur ungern die zusätzlichen Pflichten der Museumsverwaltung erfüllten (seit 1877 — Petrov selbst), und später dadurch, daß die Handschrift in den Ausstellungsvitrinen ja ständig „vor Augen war“, wovon die gedruckten Kataloge des Museums berichten. So befindet sich, laut Katalog von 1875⁵⁾, in einer Ausstellungsvitrine unter Nr. 39 die „Glagolitische Handschrift“ in Oktav, auf Pergament, nicht älter als 11. Jh., auf sieben Blättern, die durch den Archimandrit Antonin in die Akademie-Bibliothek gelangte. Sie enthält Gebete, die während der Messe für die Westslaven gelesen wurden. Über sie berichtet das Referat von

¹⁾ Die Genehmigung der Synode hatte es am 2. 10. 1872 erhalten, endgültig bestätigt wurde es am 31. 1. 1873. Erst nach dieser Zeit begann eine Kommission von 6 Professoren mit der Organisation der Museumssammlungen auf dem Wege der Aussonderung seltener Stücke, besonders von Handschriften aus der Akademie-Bibliothek. S. Trudy 1903/1, S. 235; 1882/2, S. 64/65; 1874/2, S. 119f.

²⁾ Trudy 1872/3, S. 43.

³⁾ Trudy 1874/2, S. 119f.

⁴⁾ Trudy 1875/11, S. 85.

⁵⁾ N. PETROV. Opisanije rukopisej Cerk.-Arch. Muzeja pri Kijevsk. Duch. Akademii, Kiev 1877, Lief. 2, S. 348—49. Die zitierten Seiten sind im Oktober-Band der Trudy 1875 abgedruckt.

I. I. Sreznevskij auf dem Dritten Archäologen-Kongreß und Sreznevskij plant eine Ausgabe derselben in den „Izvestija“ der Akademie der Wissenschaften.“ Natürlich sind diese Angaben veraltet, und doch ist diese Beschreibung interessant, durch das Verschweigen der lateinischen, westlichen Herkunft des Textes, durch den Versuch, den Wirkungsbereich dieses Denkmals auf die Westslaven einzuschränken und durch das Bestreben, die Bedeutung der Handschrift durch zu späte Datierung herabzusetzen.

Diese deutliche Stellungnahme akademischer Kreise in Fragen der Glagolica verschwindet in den Indices von 1880 und 1897.¹⁾ In dem letzteren wird unter Nr. 181³⁾ die „Glagolitische Handschrift auf Pergament mit Gebeten zur lateinischen Messe in Oktav (Hgb. von I. SREZNEVSKIJ und GEITLER) als Ausstellungsgegenstand der Abteilung „Paläographie, Handschriften und Fragmente“ geführt — sie war in der Galerie des Museums in den Vitrinen XVIII—XX ausgelegt. Im übrigen bezeugt die fälschliche Bezugnahme auf die Ausgabe GEITLERS²⁾ und die Nichterwähnung der Ausgabe von JAGIĆ (1890) die ungenügenden Kenntnisse des Verfassers dieser sehr primitiven und allzu vorsichtigen Beschreibung.

Im Jahre 1923, nach der Auflösung des Kirchlich-Archäologischen Museums, gelangte unsere Handschrift, (zusammen mit einer beachtlichen Gruppe von Handschriften und anderen Gegenständen aus den Vitrinen des Museums) in die Abteilung „Schrift und Druck“ des anti-religiösen Museums (des sog. Museumsviertels an der Stelle des Kiever Höhlenklosters).⁴⁾ Wie die entsprechenden Anmerkungen auf der Rückseite des Einbandes der Handschrift (dort befindet sich auch ein runder Stempel des Lavra-Museums) und auf dem dritten eingelegten

¹⁾ N. I. PETROV. Ukazatel' Cerk.-Arch. Muzeja pri Kijevskoj Duch. Akademii. Kiev 1880 S. 58. Unsere Handschrift erscheint hier ebenso wie in der Beschreibung von 1875 unter Nr. 39. Dass. 2. Aufl. verbessert und ergänzt Kiev 1897, S. 206. Ein Handschriften-Katalog existierte bereits 1878 im Museum. S. Trudy 1879/1 S. 157.

²⁾ Ein Aufklebeschildchen mit dieser Nummer in schwarzer Tinte befindet sich auf dem dritten Papierblatt vor dem Text der Handschrift und stammt wahrscheinlich aus der Zeit der Vorbereitung einer zweiten Auflage des „Ukazatel'“.

³⁾ MALYŠEVSKIJ hat für GEITLER nur die Abbildungen der ersten Seiten besorgt. S. Cerkovnyje Vedomosti 1893 Nr. 45 S. 1629.

⁴⁾ Die übrigen bereits früher vereinigten Handschriftensammlungen des Kirchl.-Arch. Museums und der Bibliothek der Kiever Geistlichen Akademie waren gleichfalls damals in die Bibliothek der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften übergeben worden.

Papierblatt (s. Abb. 6) beweisen, wird sie hier unter Nr. 46 in der Liste der Handschriften-Abteilung und unter Nr. 19264 des Gesamtkatalogs des Museums geführt. In Wirklichkeit wurde die Handschrift in der feuersicheren Kasse der Buchhaltereie des Museums aufbewahrt.

Schließlich wurde unsere Handschrift am 26. 4. 1934 zusammen mit einer Reihe anderer aus der Abteilung für Schrift und Druck in die Handschriften-Abteilung der Bibliothek der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften übergeben¹⁾, wo sie bis zum Jahre 1941 aufbewahrt wurde. Damals ist ein großer Teil der Handschriftensätze der Bibliothek nach dem Osten evakuiert worden.

Abgesehen von ihrer langjährigen Ausstellung in den Vitrinen des Kirchlich-Archäologischen Museums sind die Kiever Blätter weitgehend auf dem Wege des Ausleihs über Kiev hinaus, durch photographische Reproduktion und durch Erforschung am Ort untersucht worden. Zuerst heißt es in einem Vermerk am Ende des Jahres 1874 oder in der ersten Hälfte von 1875 (vor dem 15. August): „der Kais. Akademie der Wissenschaften auf Anforderung für die Abteilung für russische Sprache und Literatur eine glagolitische Pergamenthandschrift zugesandt, die einen Teil des Sakramentariums enthält.“²⁾ Nach dieser Entleihung, die in Verbindung mit der Ausgabe I. SREZNEVSKIJS steht, wird die Handschrift mindestens noch zweimal in die Akademie gesandt, im Januar 1883³⁾ (wohl in Verbindung mit der geplanten aber nur teilweise verwirklichten Ausgabe von JAGIĆ 1890) und 1902⁴⁾ offenbar für die Arbeit von N. K. GRUNSKIJ. Außer den Photoreproduktionen, die z. Zt. des Ausleihs hergestellt wurden, ist noch eine Teilphotokopie zu nennen, die in Kiev für GEITLER gemacht wurde. Obwohl das Museum für fernerstehende Besucher erst seit Dez. 1878 geöffnet war⁵⁾, so haben offensichtlich doch schon vor diesem Termin viele die Handschrift besichtigt. Unter den späteren Besuchern sind V. JAGIĆ (1884)⁶⁾ und N. GRUNSKIJ (1901), der im Hause des Museums arbeitete⁷⁾, zu nennen.

In die Zeit, als sich die Handschrift im Lavra-Museum befand, fällt der nicht verwirklichte Plan einer wissenschaftlichen Ausgabe der

¹⁾ Übergabe-Akte Nr. 6, § 1.

²⁾ Otčet o sostojanii Kijevsk. Duch. Akademii 1874/75, s. Trudy 1875/11 S. 84.

³⁾ Izvestija Cer. Arch. O-va Januar 1883, s. Trudy 1883/4 S. 186.

⁴⁾ Otčet za 1902 g. S. Trudy 1903/2, S. 21.

⁵⁾ Izvestija za nojabr' 1878 g., S. Trudy 1879/1, S. 156—57.

⁶⁾ Izvestija za sentjabr' 1884 g. S. Trudy 1884/3 S. 4.

⁷⁾ Otčet o sost. Kijev. Duch. Akademii za 1901 g. S. Trudy 1902/4.

Handschrift mit einem erschöpfenden Kommentar unter Mitwirkung des verstorbenen P. A. LAVROV. In die gleiche Zeit datiert auch die Ausgabe von N. K. GRUNSKIJ.¹⁾ In der Bibliothek der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften wurde die Handschrift häufig Besuchern gezeigt. 1934 wurde eine systematische Bearbeitung der Handschrift für eine neue, aber ebenfalls bisher nicht zustandegekommene, wissenschaftliche Ausgabe begonnen.

Schon aus den oben angeführten und längst nicht vollständigen Hinweisen kann man sich ein Bild über das Ausmaß der langjährigen und wahrscheinlich nicht immer genügend vorsichtigen Benutzung der Blätter in der Museums-Bibliothek machen. Die Folgen sind leicht am äußeren Zustand der Handschrift zu erkennen. Wenn die zerriebenen Ecken und andere kleine Beschädigungen des Einbandes, das erste im Einband gelockerte Blatt der Handschrift u. a. m. von der häufigen Benutzung eben in der letzten „Kiever Periode“ zeugen, so weisen die verblichenen und am Rande sogar von Fliegen beschmutzten eingelegten Papierblätter auf die lange Dauer der Ausstellung in der Vitrine hin. Besonders verblichen ist der Transskriptionstext Antonins (Papierblatt, drittes Blatt verso) und daher natürlich auch die gleichzeitig aufgeschlagene erste Seite der glagolitischen Handschrift selbst. Es ist schwer zu sagen, in welchem Maße die Beschädigungen der weiteren Seiten der Handschrift mit der Aufbewahrung in Kiev verbunden sind.

Kiew.

N. HOEPPNER.

¹⁾ Kyivski lystky ta frejzings's'ki uryvky. Kiev 1928 (mit einer mißlungenen Reproduktion des gesamten Textes unserer Handschrift).

Die Hausordnung des Heiligen Bernhard und ihre slavischen Fassungen¹⁾

De cura rei familiaris.

Dieser früher Bernhard von Clairvaux zugeschriebene Brief ist bis zu Beginn der Neuzeit im ganzen Abendlande sehr beliebt und verbreitet²⁾ gewesen, zu Lehrzwecken auch mit Kommentar wie in B₄. Mir liegen folgende in Breslau³⁾ befindliche Handschriften vor:

1. H: aus Krakau stammend.

2. B: I Q 50 Bl. 6; aus dem Kollegiatstift zu Glogau stammende Sammelhandschrift, die nach Bl. 311 wohl um 1412 von einem zur Breslauer Diözese (Bl. 16 dominus noster episcopus Wratislaviensis) gehörigen Geistlichen angelegt und hier zugrunde gelegt wurde.

3. B₁: IV Q 53 Bl. 147^v; ebenfalls aus dem Kollegiatstift zu Glogau stammend. Auf dem Titelblatt (mit alter Inhaltsangabe) ex Testamento magistri Mathei Hammer 1494. Bl. 149 Epistola beati Bernardi per me P. llobin in Cracovia explicit feliciter. Bl. 74^v: anno domini MCCCC 66 per manus cuiusdam

¹⁾ Der unermüdliche Verfasser dieses Aufsatzes ist kurz vor der Einnahme Berlins 1945 einem Fliegerangriff zum Opfer gefallen. Die Korrektur mußte von Prof. M. WOLTNER und mir erledigt werden. M. V.

²⁾ Mehr als die anderen Werke des Heiligen, der überhaupt zu den am meisten abgeschrieben und gedruckten Vätern gehört; vgl. VANDARD, Vie de Saint Bernard Bd. 2 S. 539.

³⁾ Wegen der Kriegsverhältnisse (1944 geschrieben) habe ich mich damit begnügt. Mit Ausnahme der letzten in der Stadt-Bibl. befindlichen gehören sie alle der Univ.-Bibl. an. Bzgl. vieler anderer Hss. vgl. XENIA BERNARDINA IV S. 493 (17 Nr.; 290 zu streichen); Cod. Manuser. Bibl. Reg. Monac. I₁ Nr. 231, 364, 424, 426, 538; I₃ Nr. 57, 193, 377; II₂ Nr. 985, 1505, 1543, 1586, 1609, 1784; II₃ Nr. 33, 138, 768, 930, 1200, 1547, 1576, 2061, 2090; II₄ Nr. 1132, 2094, 2155 (zusammen 26 Nr.); Tabulae cod. mss. bibl. pal. Vindob. 2 S. 329 (6 Nr.), 3 S. 478 (14 Nr.), 4 S. 344 (1 Nr.; zusammen 21 Nr.); HEINEMANN, Die Handschriften d. Bibl. zu Wolfenbüttel Nr. 212 (29), 1108 (3), 1305 (4), 2715 (6), 3293 (2), 3306 (23; zusammen 6 Nr.); WISŁOCKI, Katalog rękopisów biblioteki Jagiellońskiej I Nr. 693, 1236; BARTOŠ, Soupis rukopisů národního musea Nr. 362, 3331; Soupis rukopisů zemí českých Nr. 100, 125, 179, 391, 686, 702, 776, 1143, 1347, 1545, 1580, 1601, 1630 (zusammen 13 Nr.); TRUHLÁŘ, Catalogus cod. mss. Latin . . . Pragae Nr. 445, 1016, 1550, 1565, 1837, 1990, 2027, 2568, 2637 (9 Nr.); HÜBL, Cat. cod. mss. Bibl. Monast. B. M. V. ad Scotos Vindobon. S. 526 (mit 3 Nr.), ROSE, Handschriftenverzeichnis d. Königl. Bibl. zu Berlin Bd. 13 Nr. 306 (1 Hs.), GÜNTHER, Catalog d. Danziger Stadtbibl. Bd. V St. Marien Bibl. S. 523, 539 (2 Hss.); GRABMANN Festschrift: Aus der Geisteswelt des Mittelalters S. 107 (1 Hs.); insgesamt mit den Breslauer Hss. 113 Nr. Dazu kommt HAURÉAU, Notices et Extraits (Paris 1890) I S. 334 mit 9 und MAZZATINTI (s. S. 4) mit einigen Hss.

baccalarii Cracoviensis olim rector scholarum in llobin. Bl. 319^v: per me Paulum de Lobin in levtschouia [Leutschau, sö. Krakau] . . . anno domini MCCCC 69.

4. B₂: I Q 171 Bl. 138. Am Schluß Verzeichnis der Breslauer Bischöfe mit Johannes als letztem susceptus anno domini MCCCCLXXXII.

5. B₃: I F 245 Bl. 210^v; aus dem Cistercienserkloster in Rauden mit Jahreszahl 1387.

6. B₄: IV F 68 Bl. 3^v (mit Interlinearkommentar) und 21^v (andere Hand, später eingheftet, anderer Wortlaut: B₄). 1496—1517 (z. T. in Brux, Freiberg und Dresden geschrieben).

7. B₅: IV Q 100 Bl. 216^v. Aus Kollegiatstift zu Glogau, Ende XV. Jh.

8. B₆: I Q 72^m Bl. 253. Auf B 1 liber sancti Petri in Erfordia. 2. Hälfte XV. Jh. Abschrift der Incunabel Nr. 3961 in Gesamtkatalog der Wiegendrucke Bd. III.

9. B₇: I Q 344 Bl. 42^v. Von den Augustiner Chorherren zu Sagan. 2. Hälfte XIV. Jh.

10. B₈ in der Stadt-Bibl. Nr. 1606, Bl. 82^v. Aus dem 1454 gegründeten Bresl. Bernhardiner Kloster, 2. Hälfte XV. Jh.

Auch die ältesten Ausgaben der Werke Bernhards von Clairvaux enthalten diesen Brief; so die Ausgaben der Bresl. Univ.Bibl. Basel 1552 Bd. II Sp. 2287, Paris 1586 Bd. II Sp. 708, Antwerpen 1616, Sp. 1926, ferner die in Early English Text Society 42 S. VI wieder abgedruckte Ausgabe Paris 1640 Sp. 1926 und die von KLUCZYCKI benutzte Lugduni 1520 Bd. II f. CLIII. MABILLON hat ihn in seine Ausgabe nicht aufgenommen, wohl aber MIGNE 182 Sp. 645. Andere Ausgaben des Briefes sind im Gesamtkatalog der Wiegendrucke (GW) Bd. III Sp. 660 Nr. 3960 bis 3981 angeführt.

Verfasser.

In den obigen Hss. wird der Brief als *epistola beati* (oder: *sancti Bernardi*¹⁾, als er *in senium (de)ductus* war, bezeichnet, entsprechend (gelegentlich auch *abbatis* oder *doctoris*) in fast sämtlichen übrigen Handschriften (s. S. 73) und in den Übersetzungen (s. u.); er ist deshalb lange Zeit Bernhard von Clairvaux zugeschrieben worden. In den Ausgaben wird er jedoch z. T. Bernardus Silvester (oder: Chartrensis) zugeschrieben, zuweilen wie in Basel 1552 Bd. II Sp. 3287, Paris 1586 Bd. II Sp. 708. Antwerpen 1616 Sp. 1926 und Paris 1640 Sp. 1926 mit dem Zusatz *nonnulli eam a sancto Bernardo putant esse compositam*. Deshalb ist er von MABILLON nicht in seine Ausgabe aufgenommen

¹⁾ In vier franz. Hss. *Bertrandus* zugeschrieben; vgl. HAURÉAU, Notices et Extraits (Paris 1890) I S. 334; ähnlich Festschrift GRABMANN: Aus der Geisteswelt des Mittelalters S. 107: *Epistola Bernardi . . . Bertraidus in senium d.*

worden (vgl. Ausg. 1719 Bd. II 824: haec epistola tam indigna est nova luce, quam Bernardo auctore). Dagegen hat ihn MIGNE Bd. 182 S. 645 unter die echten Briefe gesetzt, wogegen Enciclopedia Italiana VI (1930) unter Bernardo Silvestre diesen „con probabilità“ für den Verfasser hält¹⁾ (und von Bernardo di Chartres trennt), doch ist von letzterem nur wenig bekannt und GUIL. RIEDEL, Commentum Bernardi Silvestris (Gryphiswaldae MDCCCXXIV) führt den Brief nicht unter seinen Werken an. Der Gesamtkat. d. Wiegendr. rechnet ihn mit VACANDARD zu den unechten Werken des Heiligen, obgleich dieser selbst sagt „non fuit meae consuetudinis hactenus nolle respondere hominibus etiam pusillis“ und die Zahl der Briefe von ihm und an ihn auf rund tausend geschätzt wird (VACANDARD, Vie de Saint Bernard S. XI, XII).

Übersetzungen.

Der Gesamtkat. (GW) bringt a. a. O. alte und bis 1500 gedruckte Übersetzungen ins Niederdeutsche, Französische, Italienische, Niederländische und Spanische. Dazu kommt nun die hier vorliegende Übersetzung ins Polnische und Čechische, sowie eine in Early English Text Society 42 veröffentlichte englische poetische Paraphrase (Hs. Ende XV. Jh.). ZAMBRINI, Le opere volgari⁴ (Bologna 1878) führt Sp. 63ff. 11 alte it. Übersetzungen an, d. h. fast ebensoviel, wie von sämtlichen anderen Werken des Heiligen zusammengekommen; zwei von ihnen sind veröffentlicht in Scelta di Curiosità letterarie (Bologna 1866) Dispensa 68 und 73. Weiteres Material findet sich bei MAZZATINTI, Inventari dei Manoscritti (Firenze; bis jetzt 71 Bände) in den Bänden 1, 2, 3, 4, 6, 9, 11, 12, 41, 47. Deutsche Übersetzungen sind noch verzeichnet HÜBL, Cat. cod. mss. Bibl. Monast. B. M. V. ad Scotos Vindobon. Nr. 209 (16), Catalogus Cod. Manusc. Bibl. Reg. Monac. V. VI (Die Deutschen Handschriften) unter Nr. 323, 396, 564, 746, 751, 1141; III₃ (Codices Latini) Nr. 1551 (zusammen 7 Nr.); XENIA BERNARDINA IV S. 493 (9 Nr.); DEGERING, Kurzes Verzeichnis der germanischen Handschriften, Berlin 1932 (5 Nr.); Tabulae cod. mss. bibl. pal. Vindob. 2 Nr. 2881 u. 7 Nr. 12497; HEINEMANN, Die Handschr. d. Bibl. zu Wolfenbüttel Nr. 2771 (3), 2779 (4), 3306 (24); insgesamt 26 Nr. Darunter befindet sich eine kommentarartig erweiterte Paraphrase: Die Epistel Sanct // Bernhards // Von der // Haussorge // Wie ein jglicher Hausvater / sein // Haus / Weib / Kinder / Gesin // de / Vihe und Güter / on an // derer

¹⁾ Trotz des Zweifels von HAURÉAU S. 336.

Leute schaden / recht // vnd wol / regieren sol. // Verdeutschet durch // Johan. Spangenberg. // Wittenberg 1541¹⁾.

Im GK. III 3982—3986 sind fünf deutsche Inkunabeln verzeichnet, so daß insgesamt 31 Übersetzungen vorhanden sind.

Die polnische Übersetzung.

Sie ist von FRANCISZEK KLUCZYCKI in den Rozprawy i Sprawozdania der (Philol. Klasse) Krakauer Ak. d. Wiss. I (1874) S. XXXVIIff. mit allen Auslassungen und Fehlern (vermehrt um eigene Lesefehler) nach der einzigen Handschrift herausgegeben worden. Beigefügt ist der lateinische Text, seltsamerweise aber nicht in der dem poln. Text unmittelbar vorhergehenden und ihm näher stehenden Fassung, sondern nach den Opera S. Bernhardi, Lugduni 1520 (T. II, f. CLIII), deren Text bis auf geringe Varianten mit dem der übrigen gedruckten Ausgaben übereinstimmt. Zum Schluß gibt K. auf S. XLVIII eine kurze Beschreibung der Hs. (jedoch ohne Angabe, wo oder wie sie ihm zugänglich war!) mit Abbildung des Buchzeichens, das auf die (Augustiner) regulierten Kanoniker in Kazimierz (Krakau) weise. Łoś, Początki piśmiennictwa polskiego (1922) S. 235 weiß nicht, wo sie sich befindet. Mir ist sie mit dem Warschauer Bibliotheksvermerk „Wil“ versehen, in der Breslauer Univ. Bibl. zugänglich geworden. Sie enthält die folgenden von verschiedenen Händen geschriebenen Traktate:

1. Bl. 1 Thomas a Kempis, Imitatio (unvollständig).
2. Bl. 25 Tractatus averrois²⁾ de longitudine et brevitae³⁾ vitae.
3. Bl. 33^v Tuis rogatibus assiduis. . . Thomas Aquinas, Liber super transmutatoria arte; vgl. THORNDIKE, Catalogue 1937, III 137 n. 54.
4. Bl. 37 Albertus Magnus, de lapide philosophorum (Librum istum).
5. Bl. 63 Incipit liber philosophorum Rosarius Thesaurus. Arnaldus de Villanova (Anfang *rerum natura*; THORNDIKE Sp. 624).
6. Bl. 87 Epistola s. Bernhardi: De cura rei familiaris. Bl. 90 Dasselbe in polnischer Fassung.
7. Bl. 93 David de Augusta (nach B₂ Bl. 135 Beati Bernhardi abbatis), Formula honeste vite (Petis a me).
8. Bl. 97—106. Omnium carnalium et eorum . . . (Aszet. Traktat).
9. Bl. 109—118 Intime allocucionis tractatu . . . (Alchimie).
10. Bl. 119—120^v Viri sapientis quis laudabit opera eius . . . Ende: Quia omnia non libenter litteraliter trado in hys scriptis. Si enim littere perderentur

¹⁾ Das Werkchen war (1944) in der Bresl. Un.-Bibl. vorhanden. Andere Bibliotheken besitzen spätere Ausgaben.

²⁾ KLUCZYCKI fälschlich *aureus* . . . *beatitudine*.

³⁾ Vgl. S. 73 A. 7 pykezolovanyanyv, S. 74 A. 19 u. 21, S. 81 A. 12 u. 13, S. 82 A. 14 u. 17; im lat. Text kommt das nicht vor.

ad aliorum manus poterint pervenire. Datum Ratisbone in die cene domini per me Bernhardum. // Scriptum anno domini M^oetcl III feria III^{ta} ante Viti. (Alchimie).

11. Bl. 123—134^v Secreta secretorum Aristotelis vel liber de regimine regum.

12. Bl. 136^v—137 Hanc oracionem devote omnibus dicentibus, scil. Salve Theolog. Notate. Orationes. Ablassgebete.

13. Bl. 138—156^v Fratres in domo dei cum consensu ambulantes sunt pro tua salute oracioni insistentes (D)iligencie quidem tue oraciones . . . (Honorius Augustodunensis: Inevitable, seu Dialogus discipuli et magistri de praedestinatione).

14. Bl. 157 Unum crede deum (Versus de 10 praeceptis).

15. Bl. 157^v (C)artula nostra tibi . . . Bernh. Morlacensis oder Joh. de Garlandia: Migne 184, 1307.

16. 164^v—167 Nota quod multis de causis elevatur corpus dominicum a sacerdote in missa . . .

17. 167^v Divinacio et errores et auguria mendacia . . . und Eccles. XXXII 4—8 und 1 oratio.

Nr. 6 d. h. die Cura rei familiaris ist von zwei Schreibern abgeschrieben, und zwar rührt von dem ersten, den BRÜCKNER, Literatura religijna III S. 168 wegen seiner Auslassungen und Fehler¹⁾ für einen Deutschen hält, die lat. Fassung her und von der poln. der Anfang bis S. 74 Z. 11 *siwejeczskyech*, ferner S. 78 Z. 23 *albo spyłmany* bis S. 79 Z. 10 *slugy odsqnsyqdq* und von S. 81 Z. 4 *nawka nyebandyely* bis zum Schluß. Auch der zweite Schreiber hat gelegentlich geringere Versehen, vgl. S. 77 A. 11, S. 77 A. 14, S. 79 A. 18. Aus allem ergibt sich, daß hier die schlechte Abschrift eines älteren zu rekonstruierenden Originals vorliegt. Letzteres hat schon die Vorlage der in H vorliegenden lat. Fassung benutzt (vgl. die Lesarten *sitiunt et non clamant* S. 75 A. 4, *magis risu quam baculo* S. 77 A. 7, *qui-care* S. 80 A. 7); im übrigen aber folgt es meist der von mir zugrunde gelegten Gruppe B B₁, die sich früher im Kollegiatstift Glogau befanden und allein die alte Lesart bieten *sequitur hanc uxorem filius Derisio*, vgl. S. 78 A. 6. Auch der Umstand spricht für das Alter der unbekannten Vorlage, daß sie eine Reihe von erweiternden Zusätzen noch nicht gehabt hat (vgl. S. 76 A. 3, S. 77 A. 3, S. 79 A. 1, S. 80 A. 2 u. 6, S. 80 A. 8 u. 9, S. 82 A. 4), wie sie meist aus Interlinearglossen für den Schulgebrauch (dies zeigt in weitestem Umfange B_{4a}) eingedrungen sind. Obgleich die Übersetzung davon nicht ganz frei ist, wie S. 80 A. 7 und S. 75 A. 4 zeigen und an letzter Stelle wohl B das Ursprüngliche hat, so repräsentiert sie (jedenfalls

¹⁾ Jedoch nur im heutigen Umfange; eine vollständige Bezeichnung der im 15. Jh. noch vorhandenen Längen, wie ich sie in meiner Ausgabe des Statuts von Wislica gegeben habe, mußte hier unterbleiben.

nach dem hier benutzten Material) im ganzen genommen die älteste Fassung.

In der vorliegenden Ausgabe rührt die Einteilung in Abschnitte von mir her, ebenso die Interpunktion und die Längen¹⁾- und Erweichungszeichen; *q* habe ich stehen lassen und nicht entgegen BRÜCKNERS Ansicht durch *ę* wiedergegeben, weil mir diese (s. Ztschr. f. slav. Phil. III S. 235) nicht erwiesen scheint (heutiges *q* ist außer im Inf. und Imp. durch *ą* wiedergegeben). Die enklitischen Partikeln, die in der Hs. meist mit dem folgenden Wort zusammen geschrieben sind, heute aber nicht, habe ich durch einen Punkt über der Zeile davon abgetrennt. Die Schreibung ist von mir uniformiert worden.

Die Graphik der Hs. bietet das gewöhnliche²⁾ Bild dieser Zeit. So werden *y*³⁾ (mit und ohne Punkte) und *i* gleich gebraucht, ebenso *u*, *v* und *w*; *j* wird durch *g*, *y* und *uy* bezeichnet (letzteres auch vor *a*, z. B. *gyako*, *gyanzyk*, *pogyqcz* usw.), wie im Pul. Ps. Bei den Zischlauten ist *sz* von *z* = *ż* geschieden; *f*, *ff*, *fz* werden ohne Unterschied für *s*, *ś* und *sz* gebraucht, dagegen *sch* und *fzch* nur für *sz*; *cz* bezeichnet *c*, *ć* und *cz*, *scz* steht für *ść* (wie im Flor. Ps. entgegen *szcz* im Pul. Ps.; Arch. 5, 240). Die *l*-Laute sind noch nicht geschieden. Die Erweichung ist nicht bezeichnet in *niewiedzen(i)a* (aber kurz danach *wiedzenia* S. 77) und in *jimenem* (kurz zuvor *jimieniem* S. 78).

Die Sprache bietet außer der vollen Komparativendung *-ieje* (vgl. S. 78 A. 15) und *wszacki* (vgl. S. 74 A. 20) nichts Besonderes und entspricht im allgemeinen der etwa gleichzeitigen Sprache des Wislitzer Statuts (vgl. meine Ausgabe S. 3). Auch hier ist nur ein Nasalzeichen *q* (neben *an*) vorhanden, dem nach PARKOSZ (vgl. Łoś I S. 55) entgegen BRÜCKNERS Meinung (Ztschr. f. slav. Phil. III S. 235) auch ein Laut (kurz und lang) entsprach. Dem widerspricht nicht, daß neben *siq* des ersten Schreibers der zweite *sie*, *cie* (ohne Nasal) hat, denn diese enklitischen nasallosen Formen kommen auch im Florianer und Pulawer Ps. vor (vgl. Arch. f. slav. Phil. 5 S. 242) und entsprechen lautlich lat. *se*, *te* usw. Auffallend ist *między* gegenüber *miedzy* des Wisl. Stat. Ältere Lautgestaltung ist erhalten in *wiątszej*, *kako*, *telko*, *wiesioły*, *wiesiele*, *cirp(ieć) napirzwy*; aber schon *śmierć* (wie Flor. Ps. und Wisl. St.) und *sierce* neben *serce* (Łoś I S. 75). Für die Deklination mögen folgende

¹⁾ Vgl. KUHN'S Ztschr. f. vgl. Sprachf. Bd. 50 S. 1ff., Sborník Matice slovenskej 1938 S. 15ff.

²⁾ Doch ist *c* für *k* älter in *riczrczyc* S. 73, *cocha* S. 78, *przyczal* S. 81, *caplanom* S. 81 (oft noch im Flor. Ps., nicht mehr im Pul. Ps., vgl. Arch. f. slav. Phil. 5, 238).

³⁾ Jedoch zur Bezeichnung der Erweichung allein im Gebrauch.

Formen notiert werden: gsg. *boga, groda, początku, użytka, działu, rozumu, urzędu, rodu, głodu, gromu, dusze*; dsq. *panu, człowieku, światu, rozumowi, rycerzowi, sąsiadowi, synowi, nieprzyjacielowi*, asg. *świętego Bernarta, syna swego*; lsg. *w Bodze, w domu*; npl. *synowie*; gpl. *przyjacieli*; ipl. *słowy*; apl. *świadki nieprzysiągłe*; lpl. *rąbiech, uczyncech*. Beim Verbum zeigt *żywie żywać* das Alte, *jesteś* das Neue.

Die Handschrift hat früher den Augustinerchorherren¹⁾ gehört (vgl. S. 67), die 1405 von Glatz nach Krakau an die Fronleichnamskirche berufen worden waren. Sie hatten die für die 1399 plötzlich verstorbene Königin Hedwig angefertigte Übersetzung des Florianerpsalters mitgebracht und hier vollendet (vgl. BERNACKI in *Rocznik zakładu narodowego imienia Ossolińskich* Bd. I S. 15 ff.). Sie besaßen einen zweiten vielleicht noch älteren poln. Psalter, von dem nur ein Blatt mit dem 50. Psalm erhalten geblieben ist (ebda S. 12 ff.). Auch dieser mußte bei den Augustinerchorherren entstanden sein, wenn Łoś (*Początki piśmiennictwa polskiego* S. 140) recht hat, daß beide Übersetzungen auf dieselbe Vorlage zurückgehen. Vielleicht ist die Übersetzung der Epistola beati Bernardi auch bei ihren Besitzern entstanden; der Tschechismus S. 82 A. 22 könnte dafür sprechen, da das Glatzer Kloster zu Prag gehörte und von dort 1349 mit Überführung von Prager Mönchen gegründet worden war.

Auch sonst ist der Heilige Bernhard ins Polnische übersetzt worden. So verzeichnet WISŁOCKI, *Katalog rękopisów* II Nr. 2608: *Kropke słodkiej nauki Bernarda świętego . . . wierszem polskim przełożone*. Ferner besitzt die Breslauer Bibl. folgenden unbekannt gebliebenen Druck (Theol. ant. III Q. 202): *Lament. Albo rozmowa zalosna, y barzo straszliwa dusze scialem potepionych. Niekiedy przez S. Bernarda, zwidzenia nocnego napisány, teraz troche rozszerzony y ná Polski wiersz przełożony. Przez księdzã Janã Łaszowskiego. W. Kaliszu, w drukárnicy Woyciechã Gedeliuszã 1608* (mit Gegenüberstellung der lat. und poln. Fassung). Es handelt sich um eine der ältesten Ausgaben des im Mittelalter berühmten Streites von Leib und Seele, vgl. zuletzt *Studi Medievali* I (1928) S. 288 ff. und die Literatur bei H. WALTHER, *Das Streitgedicht in der lat. Lit. des Mittelalters* (Quellen und Untersuchungen zur lat. Phil. des Mittelalters 5, 2 [1920] S. 68 A.). In einigen Handschriften²⁾ wird dies Gedicht ebenso wie in der polnischen Ausgabe dem S. Bernhard zugeschrieben, in den meisten und heute

¹⁾ Die unterschieden werden müssen von den Augustinereremiten (Bettelorden), zu denen z. B. Luther gehörte.

²⁾ Verzeichnis derselben bei WALTHER S. 211 ff.

allgemein gilt es als *Visio Philiberti*; Vermutungen über den Verfasser bei WALTHER S. 70ff. Die obige für die poln. Übersetzung benutzte Fassung steht der in Studi Medievali I S. 293ff. veröffentlichten Fassung viel näher als der bei KARAJAN, Frühlinggabe S. 85ff., weist aber auch dieser gegenüber Erweiterungen auf. So ist nach ihrer Str. XVIII eingeschoben:

Priusquam te ad funus splendide duxerunt
Pulchrè te sericis vellis ornaverunt,
Lampades cum vexillis clarè splenduerunt,
Stemmataque aurata tibi attexerunt.

Parvum tempus gloriae, cum te perduxerunt,
Et falso tuam vitam teque laudaverunt.
Mox ad limen tumuli, te spoliaverunt,
Vix tibi linteolum vile reliquerunt.

Jaces modo debilis, morte trucidatus,
Et rerum abundantia omni spoliatus.
Et pomposa seculi gloria privatus,
Aeternis cruciatibus misere damnatus.

Recordare, obsecro, qualis tua aetas
A juventute fuit, et falsa pietas.
Capiebas jucundè horas semper laetas,
Pro his habes signatas in inferno metas.

Weiter steht nach Str. LXXXIV:

O miram caecitatem fatuam humanam
Considera fragilem laudem hanc mundanam,
Repletam miseriis, omne parte vanam:
Et delectationem corporis insanam.

Ferner folgt nach Str. LXXXVI:

Judicium postea recognosce verum
Tremendum Dei tui, magnum et severum:
Divitibus, superbis magis improperum;
Erit consolatio magna hic pauperum.

Recogita inferni ignem post futurum:
Quem, aeternis diebus, scio te passurum
Faectorem sulphureum, nimis valde durum:
Et cave, (quod audisti) te lamentaturum;

Adhaec valde oportet te considerare,
Et animo ardenti, devotè curare.
Oportet in virtute te perseverare,
Ut cum Jesu in caelis tu possis regnare;

Et hoc corpus tam vile, et ad malum pronum,
 Quod putat haec mundana esse valde bonum
 Oportet castigare, ut te ante tronium
 Dei, inter beatos annumeret unum.

Unde quidam sapiens ita de se fatur:
 Quando genus hominum morti deputatur,
 Contremisco iugiter, dum mens meditatur
 Quid sum, et quo propero, quid mihi paratur.

De morte dum cogito contristor, et ploro:
 Unum est quod moriar, et tempus ignoro:
 Tertium quod nescio quorum iungar choro:
 Sed ut sanctis merear iungi, Deum oro.

Jesu, Sancto spirito, edoce me verè
 In saeculo nociva mihi contemnere:
 Ne tuo iudicio puniar severe,
 Sed precor, iubeas me in caelis manere. Amen.

Von den sonstigen Abweichungen sind bemerkenswert:

v. 7 *vitiis* f. *graviter*; v. 9 *anima* f. *Spiritus*; v. 14 *tota*; v. 22 *bene* f. *septem*
 v. 27f. fehlen; v. 32ff. *Moxque ad interitum cum corpore data. Magnis cruciatibus*
ad tempus necata, Vel statim ad tumultum de ventre sublata; v. 39 *miseram* f.
minimam; v. 43f. umgestellt, *gemmae, tu* f. *Deum*; v. 51 *agnis nec gregibus* f.
cichoniis vel gruibus, v. 52 fehlt; v. 57 *nihil tibi* f. *nullum membrum*; v. 58 *more*
f. modo; v. 61 *rapiunt mors humus humore* f. *rapuit mors unius hore*; v. 67 *Ceres*
f. et res; v. 103 *conjunxere* f. *commiscere*; v. 104 *quam*; v. 105 *foveam* f. *formam*;
 v. 114 *num carnem ut f. non Carnem sed*; v. 117 *si*; v. 119 *vegetatur*; v. 123 *cui* f.
carni; v. 126 *Si voluntas spiritus, in opus ducatur*; v. 135 *refrenare*; v. 139 *stulta*
f. multa; v. 143 *voluntati*; v. 149 *frivolis coegit vacare*; v. 153 *tandem me misisti*;
 v. 159 *fatui* f. *statui*; v. 166 *fallacium*; v. 180f. *Honor vis scientia virtus nec her-*
barum, Mortis possunt fugere stimulum amarum; v. 189 *utique*; v. 190 *sed* f. *licet*;
 v. 197 *liquet omnibus*; v. 199 *jam mihi patens*; v. 200 *agitne quid caro*; v. 201
movetne se postea; v. 208 *nec pravorum hominum adhaesisses*; v. 212 *haec* f. *hoc*;
 v. 216 *perpetes*; v. 218 *cum* f. *tam*; v. 219 *Heu si nunquam fuissem*; v. 221 *praes-*
cita; v. 224 *loca*; v. 234 *quaestio* f. *ratio*; v. 249 *praecipitatur* v. 251 *gravius* f.
stranius; v. 254 *prompserat*; v. 255 *multi* f. *duo*; v. 256 *penna*; v. 261 *manibus*; v.
 266 *hanc ignitis catenis*; v. 269 *Qui vice tripudii dentibus striderunt*; v. 272
Quidam uncis ferreis ipsam disruperunt, Quidam plumbum fervidum in eam
fuderunt. Quidam fimum stercorum in os projecerunt, Et quidam in faciem ejus
imminxerunt: Quidam feris dentibus ipsam corroderunt, Et acutis unguibus di-
laniaverunt; v. 290 *dehinc*; v. 291 *Erit apud inferos hoc solamen ei*; v. 298 *ab-*
renuntiavi; v. 302 *Exultat iusticia*; v. 304 *pergit his diebus* f. *vertitur*; v. 307
sceptris; v. 316 *splendidis*; v. 317 *circumvalatus*; v. 320 *cum defecerint*; v. 322
Cessat amicitia; v. 323 *dives* f. *vivens*; v. 324 *miranda*; v. 326 *tot vivos* v. 335 *Nulli*
prorsus hominum parere.

Die poln. Übersetzung ist der Äbtin von Ołobok Elżbieta Ciemińska gewidmet und mit deren Wappen Dębno¹⁾ versehen. Die Sprache zeigt noch den verbalen Dual: *będziewa, jeźdezwa* (aber mit folgendem *winnizmy*); zu den letzten beiden Formen und ständigem *jezdem, jeźdeś* vgl. die Grammatik von Łoś III § 523. Neben *żyjąc* wird *żywąc* gebraucht, vgl. Łoś III § 484. Öfters wird der Übergang *-il > -el-* bezeichnet: *siela, smielowanie, gnielo (:okryło), skończeta, pozbeta, beli*; vgl. ib. § 577. Beachtenswert ist noch *wieldzy* (neben *wielki*) *ptacy*.

Die Bibliographie von ESTREICHER Bd. 21 kennt unser Gedicht nicht, wohl aber ein anderes Werk desselben Verfassers, das seiner in Wieluń lebenden Mutter gewidmet ist: *Pieśń żywota Jana Pobożnego*. w Krakowie 1598.

Epistola beati Bernhardi ad Raimundum militem de modo et cura rei familiaris utiliter gubernandae²⁾.

[87^a] Generoso militi et famoso domino Johanni³⁾ castri Ambrosii⁴⁾ Bernhardus in senium ductus⁵⁾ salutem in domino⁵⁾.

[90^a] Epistola świętego⁶⁾ Bernharta niektór(e) mu rycerz(o)wi o rządzeniu⁶⁾ czeladnym pisana tymito słowy. Prosił niektóry⁷⁾ rycerczyk⁸⁾ świętego Bernharta, aby jemu nauką⁹⁾ dał o rządzeniu⁶⁾ czeladzi, ku któremuż święty⁹⁾ Bernhart takie¹⁰⁾ odpisał¹¹⁾:

Urodz(o)nemu rycerzowi i sławąt(e)mu panu Janowi Groda

1) Jedoch in abweichender Form mit Mitra statt Kreuz und Büffelhörner im Helm.

2) Überschrift nach B, vom Polen frei übersetzt und erweitert (beachte das Deminutiv *rycerczyk*); in der Inkunabelkopie B₆: *Raimundum nepotem suum de cura et modo rei familiaris utilius gubernando*; ebenso in anderen Inkunabeln.

3) Nur in B, sonst *Raimundo* oder fehlend. Die in GW (s. S. 66) verzeichneten deutschen Übersetzungen fügen hinzu „seßhaft zu Mailand“.

4) Engl. *Ůb. sancti angeli* (in Rom).

5) Nach H.

6) H pistola Swannheko: Nasal Mitte des XV. sc. auch *an* geschrieben wie in rzandzenyu und öfters.

7) H nyktory: *é* wurde schon wie noch heute dial. *y* gesprochen, vgl. Łoś I § 158; daher weiter *pozdrawynie, pykezolowanyanyv* (fehlerhaft mit *k* und wiederholtem *any*), *nijedomnymana*.

8) H *riczrzecyc* (K anders).

9) H *nauka*: *a* ohne Nasalstrich, ebenso in *swatky* und öfters; umgekehrt steht er öfter, als KLUCZYCKI angibt, unberechtigt.

10) Nom. Acc. Neutr. von *taki* mit Bedeutung „solches“ (wie z. B. in Archivum Kom. Prawniczej III S. 232 Mitte) oder „so“ (öfter bei ŚWIĘTOSŁAW 1. c.).

11) H *opyssal*.

Ambrożego Bernhart ku starości przyszły pozdrowienie¹²⁾ w¹³⁾ Bodze.

I. Doceri petis a nobis de cura et modo¹⁾ rei familiaris utilius gubernandae et²⁾ qualiter pater familias debet³⁾ se habere. Ad quod tibi respondemus, quod licet omnium rerum mundanarum status et exitus⁴⁾ sub fortuna laborret⁵⁾, non tamen hoc⁵⁾ timore⁵⁾ vivendi norma est obmittenda.

II. Audi ergo et attende, si in tua domu sumptus et reditus sunt aequales, casus inopinatus⁶⁾ poterit destruere domum⁷⁾, statum tuum. Status⁸⁾ hominis negligentis domus est ruinoso. Quid est⁹⁾ enim⁹⁾ negligentia¹⁰⁾ gubernantis domum? Ignis ac validus in domo¹¹⁾ accensus.

I. Żądasz od nas nauczzenia o pieczolowaniu¹²⁾ (90^{b)} i o obyczaju rzeczy czeladnej¹⁴⁾ użytecznieje¹⁵⁾ rządzenia¹⁶⁾ a którymby ociec¹⁷⁾ [rycerz]¹⁸⁾ czeladny obyczajem miał się mieć. A na to tobie odpowiadamy¹⁹⁾, aczkole wszackich²⁰⁾, rzeczy świeckich²¹⁾ początek i dokonanie we-szcząściu jest, a wszakoż ustawienie bydlenia tego dla nie-ma być opuszczono.

II. Przeto słysz a bacz w twem domu jestli nakład [albo trawienie]²²⁾ z-przychodem jimienia tego równy, przygoda nie-domnieniana może dom twój i-bydlenie skazić. Bydlenie człowieka zmudliwego²³⁾ jest dom jego w nadziei upadnienia. Bo czso jest zamieszkanie rządzącego dom? jedno ogień wielki w domu zapalony.

1) Nach H.

2) Nach B₁ B.

3) Nach H mit weggelassenem *erga familiam suam*; B B₁ *patres f. debent* (B₁ *debeant*).

4) Mit Migne, sonst überall + *negotiorum*.

5) Nach B B₁ B₂ (letzteres *temare*).

6) H + *de facili*.

7) Nur in B (durchgestrichen).

8) H + *enim*.

9) H *omisit*.

10) H + *hominis*.

11) H *ignis in domo validus et inutiliter* (letzteres auch in B am Rande).

12) S. Anm. 7 auf Seite 73.

13) H verlesen *pozdronynye ne bądze*.

14) H czeladyny mit über *n* geschriebenem *e*.

15) Nur hier u. S. 82 belegtes komp. Adv. in voller Form (wie noch heute russ. čech.) aus der -ej ebenso verkürzt ist wie č. bohatěj aus bohatěji und russ. skorěj aus skorėje.

16) H rządzenie.

17) H oczryczercz.

18) Glosse, die wie im Flor. Ps. in den Text aufgenommen wurde, vgl. Archiv f. slav. Phil. V, 234.

19) H odpowayedamy.

20) H wsschaczkyh, nur hier belegt, entspricht russ. *vsja českiĭ* (wie *boski*: russ. *božeskiĭ*); vgl. č. *všaký*.

21) H swyeczkysch.

22) Glosse, vgl. S. 75 Z. 13, S. 85 Z. 2.

23) Nur hier belegt.

III. Discute diligenter [87^b] eorum diligentiam et propositum, qui tua administrant, labendo nondum lapsis¹⁾; verecundius est cadere quam prius²⁾ abstinere. Saepe revisere, quae tua sunt et³⁾ quomodo sint magna, est providentia.

Cogita de cibo animalium tuorum et potu⁴⁾; nam esuriunt et non petunt, sitiunt⁴⁾ et non clamant⁴⁾.

IV. Sumptus pro militia honorabilis est; alias expensae sumptuosae vel nuptiae sumptuosae damnum sine honore sunt⁵⁾. Sumptus pro juvando amicos rationabilis est, sumptus pro juvando prodigos perditus est.

V. Familiam tuam grosso cibo et non delicato pasce⁶⁾; nam qui⁶⁾ gulosus effectus est⁶⁾, non⁶⁾ aliter quam morte mores mutabit. Gulositas solliciti et diligentis hominis solatium est, gulositas inutilis et negligentis hominis putredo est. Diebus paschalibus abundanter, non tamen delicate

III. Rozmyszla j pilnie pilność tych⁷⁾ i umysł, którzy⁷⁾ twym j imieniem⁸⁾ sie⁹⁾ opiekają, a to przed upadnieniem¹⁰⁾; bo wiątsza jest sromota upaść niżli sie¹¹⁾ udziierać od początku. Częstoć opatrza j, czso twoje jest a jako wiele jest, bo to jest opatrność.

Myśli¹²⁾ o nakarmieniu bydląt twoego i o napojeniu; boć łącznie a nie prosi, pragnie a nie woła.

IV. Nakład na rycerskie rzeczy poczesny jest; trawienie a swadźby kosztowne szkoda bezużytku. Nakład ku pomocy przyjacielskiej rozumny jest; nakład człowieku bez miary strawnemu stracony jest.

V. Czeladź twą pospolitą potrawą a nie rokoszną karmi; bo gdy bądźcie łąkożyrca, obyczają jnako tego nie odmieni i nie odejmie aliz¹³⁾ śmierci, łąkożyrstwo pieczującego a pilnego człowieka [91^a] wiesiele jest, łąkożyrstwo człowieka leniwego jest sprochniałość. W wielkąc noc do-

¹⁾ Nach B₇; B *lapsus*, B₁ *lapso*, B₈ *labenda n. lapsa*.

²⁾ Nach B₂.

³⁾ Nach H (jedoch ohne *et quot sunt* nach *magna*), in B von derselben Hand übergeschrieben, B_{4a} *et quomodo, magna*; sonst fehlt es und das Komma steht in den Ausgaben vor *magna*.

⁴⁾ So nur in H, während der Nachsatz überall außer B₈ fehlt und B *pecudum* statt *potu* hat, was wohl älter ist.

⁵⁾ Nach B B₁ rekonstruiert, jedoch mit Einsatz von *vel* aus B₁ für verlesenes (*al* statt *ul*) *alias*. Im folgenden Satz fehlt der erste Teil in B B₁ und ist nach H usw. ergänzt.

⁶⁾ Nach H.

⁷⁾ KLUCZYCKI fälschlich *thwa . . . tkorzy*.

⁸⁾ Vgl. Łoś III § 164.

⁹⁾ Ohne Nasal nur beim 2. Schreiber; ebenso schon Flor. Ps., vgl. Łoś III S. 52.

¹⁰⁾ Vgl. Łoś III § 164

¹¹⁾ Ohne Nasal nur beim 2. Schreiber; ebenso schon Flor. Ps., vgl. Łoś III S. 52.

¹²⁾ Vgl. S. 77 A. 10.

¹³⁾ „außer“ vgl. Encykl. Polska III S. 222. — KLUCZYCKI fälschlich *abyz*.

familiam pasce. Fac gulam litigare cum bursa et cave, ne gulae advocatus existas. Si autem inter gulam et bursam iudex existas, saepius et non semper¹⁾ pro bursa sententiam feras; nam gula probat affectionibus²⁾ suis²⁾, testibus non juratis.

VI. Et²⁾ tunc male iudicas contra gulam, quando avaritia ligat bursam; numquam enim inter gulam et bursam avaritia bene²⁾ iudicabit. Quid¹⁾ est avaritia? sui homicida! Quid¹⁾ est avaritia¹⁾? paupertatis timor, semper in paupertate vivens! [88^a] Recte vivit avarus in se non perdens divitias, sed aliis reservando³⁾.

VII. Si abundas blado, non diligas caristiam⁴⁾; cupiens caristiam cupit esse pauperis inimicus, immo⁵⁾ homicida. Vende bladum, cum satis valet, non tunc, cum per pauperem emi non potest. Vicinis vende minori pretio, etiam inimicis; nam non semper gladio, sed servitio saepe vincitur inimicus. Superbia⁶⁾ contra vicinum bellum est exspectans⁶⁾ tonitruum cum

statecznie czeladź nakarmi, ale nie-rokosznie. Kaź⁷⁾ łażożyrstwu walczyć z-mieszkiem, a waruj-sie być rzecznikiem jego. A-bądź-sie-li między jimi sądzią, rychlej dawaj skazanie za-mieszkiem; boć łażożyrstwo świadczy na-mieszek swymy żądzami a-wodzi świadki nieprzysiągłe⁸⁾.

VI. Też źle sądzisz naprzeciwno łażożyrstwu, gdy łażomość za-wiązuje mieszek. Bo zali łażomość między mieszkiem a-łażożyrstwem dobrze sądzi? Łażomość jest sama w-sobie mążobojca, w-bojaźni ubóstwa w-ubóstwie żywąc. Łażomy sam w-sobie upada, a-jimienia nie-trawi⁹⁾.

VII. Gdy masz dosyć żyta, nie-miłuj głodu; bo żądając głodu żądasz być ubogich nieprzyjacieli i owszejki mążobojca. Przedaj obile, gdy sie godzi, a-nie-tedy, gdy przes¹⁰⁾ ubogiego nie-może być kupiono. Sąsiadom przedaj taniej, i-nieprzyjacielowi; bo nie-telko nieprzyjacieli przepomożon bywa mieczem, ale i-posłużeniem. Pycha¹¹⁾ przeciwko sąsiadowi wal-

¹⁾ In allen Texten, poln. nicht übersetzt.

²⁾ Nach H.

³⁾ In allen Hss (ausgenommen B₄) folgt: *Melius enim est aliis reservare quam in se perdere.*

⁴⁾ Bei DUCANGE öfter belegt „Teuerung, Mangel“; ebenso romanisch außer franz.

⁵⁾ Nach B B₁.

⁶⁾ Nach H; B B₁ superbire, B B₈ expetens vel exspectans, B₁ ex spectans exspectabis.

⁷⁾ Vgl. S. 77 A. 10.

⁸⁾ In sämtlichen lat. Texten folgt: bursa evidenter probat (iam) archa et cellario evacuatis vel brevi tempore evacuandis.

⁹⁾ Freie Wiedergabe.

¹⁰⁾ Mit *s* wie čech. neben *przez* S. 82 (ebenso Flor. Ps.); auch für *bez* z. B. in *uprzespieczać*.

¹¹⁾ H *picha*, von KLUCZYCKI fälschlich *puha* gelesen.

sagitta. Habes inimicum, quaeras oculum tuum¹⁾ pro custode; habes inimicum, commercium non habes cum ignotis. Semper enim²⁾ cogita, quod inimicus sagax³⁾ cogitat inimici vias. Si te securas, non cogitare inimicum id⁴⁾ quod⁴⁾ tu cogitas, periculo te exponis.

VIII. De feminis tuis suspectis quid agant ignorantiam magis⁵⁾ quam⁵⁾ scientiam quaeras; postquam enim sciveris crimen uxoris, a nullo medico curari poteris. Dolorum de mala uxore tunc mitigabis⁶⁾ quando idem⁶⁾ audies de uxoribus alienis. Cor nobile et altum non inquit de operibus mulierum. Malam uxorem magis⁷⁾ risu⁷⁾ quam baculo⁷⁾ castigabis. Mulier senex et meretrix omnes divitias annihilabit⁸⁾; mulier meretrix et senex, si lex permitteret, sepelienda esset viva.

IX. De vestibus⁹⁾ nota. Vestis

ka jest czakając gromu i strzały. Masz-li nieprzyjaciela, żądaj oka twego mieć stróżem sobie; masz-li nieprzyjaciela, waruj się obcowania z nieznanymi. A myśli¹⁰⁾ zawsze, iż nieprzyjacieli myśli drogi nieprzyjacielskie. Acz się uprzedziasz nie-myśleć nieprzyjaciela twego to, czso ty¹¹⁾ myślisz¹¹⁾, na szkodę się sám wydawasz.

VIII. O podeżrenych twojich niewiastach niewiedzen(i)a rychlej pytaj niżli wiedzenia, czso czynią; bo gdy winą wzwiesz żony twej, żadny cie lekarz nie uleczy. Bolesć o twą złą żoną uskromisz ją, gdy takie¹²⁾ czso usłyszysz o¹³⁾ cudzych. Sierce ślachtetne [91^b] a wysokie nie pyta o uczyncech niewieścich¹⁴⁾. Złą żoną lepiej śmiechem niżli kijem karzy¹⁵⁾. Niewiasta nieustawiczna stara wszystko jimienie potraci; niewiasta niestawiczna stara, by przepuścił zakon, dostoina by żywo pogrzebienia.

IX. O rąbiech słysz! Rąb ko-

¹⁾ Stellung nach H; letzteres hat vorher einen Zwischensatz: haberi inimicum conserva caritatem cum amicis.

²⁾ Nach H.

³⁾ In allen Texten, ebenso der Nachsatz: Debilitas inimici non est loco pacis, sed treuga ad tempus.

⁴⁾ Nach H; B B₁ quae.

⁵⁾ Nach H; B B₁ non.

⁶⁾ Nach H.

⁷⁾ Nach H, jedoch mit Weglassung von *verbo et* vor *risu*; B *verbis potius quam verberibus*; B₄ *potius risu quam baculo*.

⁸⁾ Dieser Vordersatz nach H B₂ B₃ und den Ausgaben; in B B₁ usw. fehlt er.

⁹⁾ Am Rande, *nota* nach B₁₋₆.

¹⁰⁾ Gegenüber heut *myśl* auffällig, da bei ursprüngl. gestoßenem Wurzelton der Endvokal schon im Flor. und Pul. Ps. abgefallen, sonst erhalten ist; doch hat Pul. Ps. Deut. 8 ebenso, andererseits S. 76 A. 7 *kaž* statt *każy*.

¹¹⁾ Von mir eingesetzt; vom Schreiber fälschlich aus der vorhergehenden Zeile *szye vprzespyeczasz* wiederholt.

¹²⁾ Vgl. S. 73 A. 10. KLUCZYCKI fälschlich *thakq*.

¹³⁾ Davor irrig *od*.

¹⁴⁾ H fehlerhaft davor nyewyestach.

¹⁵⁾ Vgl. S. 75 A. 12.

sumptuosa probatio est parvi¹⁾ sensus. Vestis nimis apparens vicinis odium²⁾ [88^{b)} parit et³⁾ taedium. Stude⁴⁾ bonitate placere, non veste. Mulieris petitis habentis vestes et vestes petentis non indicat firmitatem.

X. De amicis teneas, quod maior est amicus, qui sua tribuit, quam qui se ipsum offert. De verbis magna est copia amicorum. Amicum non reputes, qui te praesentem laudet: Si consulis amico, non quaeras placere ei, sed rationi. Dicas amico in consulendo: sic mihi videtur; non praecise dicas: sic est agendum; facilius enim de malo exitu consilii redargutio sequitur, quam de bono laus.

XI. Audiui, quod te visitent joculariores. Attende⁵⁾, quae secuntur: homo jocularibus intentus cito habebit uxorem, cujus nomen erit Paupertas; sequitur hanc uxorem⁶⁾ filius Derisio! Placet tibi

sztowny świadektwo jest małego rozumu. Rąb nadwysze ukazany sąsiadom mierzączką czyni i-teszność. Wykni dobrocią lub być, nie rąbem. Prośba niewieścia szat a szaty mającej⁷⁾ znamia jest nie-mocnej wiary.

X. O przyjacielu tako trzymaj, iż wiąwszy to jest przyjaciel, który swe dawa niżli który sam sie zakazuje. Na rzeczy dosyć jest przy-jacielu⁸⁾. Przyjacielem sobie nie-liez, który cie oczywiście chwali. Raczis-li przyjacielowi, nie-radź⁹⁾ jemu¹⁰⁾ k-lubości, ale rozu-mowi. Gdy radzisz przyjacielowi, nie-mów jemu: tako masz uczynić, ale rzekni tako: mi-sie-widzi; bo ze-złego doradzenia rada nie-przyjaźni przyczyna pochodzi, a z-dobrej rady rzadko chwała bywa¹¹⁾.

XI. Słysz, żeby-cie nawiedza-ły kłamecy¹²⁾ [albo szpilmany]¹³⁾. Wiec¹⁴⁾, iże kto się rad w-nich kocha, bądźcie miał żonę jimie-niem Ubóstwo, a tą żonę naśladowe syn jim(i)en(i)em Naśmiewanie. I

¹⁾ Mit Weglassung von vorstehendem *pauci vel*.

²⁾ Mit weggelassenem vorstehendem *cito*.

⁴⁾ Mit Weglassung von wiederholtem *de*.

⁶⁾ Diese ursprüngliche Lesart nur in B und B₁ (in B₈ *sequitur hanc filius, cuius nomen erit d.*) erhalten, jedoch in B nach den übrigen Hss. von späterer Hand verbessert in *sed quis erit huius uxoris*; B₂ *si quaeris erit huius filius vere derisio*.

⁷⁾ Dieser Genitiv gehört zu dem in echt slavischer Weise durch das poss. Adj. *gniewieścia* wiedergegebenen Gen. *mulieris*; diese Konstruktion heute noch die Regel.

⁸⁾ Vgl. Łoś III S. 8; heute nur die alte konsonant. Form *przyjaciół*.

⁹⁾ Vgl. S. 79 A. 14.

¹⁰⁾ Hier stark betont.

¹¹⁾ Frei übersetzt in gutem Polnisch, ebenso der folgende Abschnitt.

¹²⁾ Łoś III § 237: mit msc. Endung neben gewöhnlich fem. -e.

¹³⁾ Glosse.

¹⁴⁾ Gegenüber heut *wiedz bądź* phonet. Schreibung, da auslautende Konsonanten wie im Deutschen stimmlos werden.

verbum jocularis, finge, te non audire, sed aliud cogitare; ridens et gaudens de verbis jocularis jam pignus sibi dedit¹⁾).

XII. Audi²⁾ de familia³⁾! famulum alti cordis repelle ut futurum⁴⁾ inimicum; famulum tuis moribus blandientem repelle; famulo vicino te laudanti⁵⁾ resiste; famulum de facili se⁶⁾ verecundantem dilige ut filium.

XIII. Si vis edificare, inducat te necessitas, non voluntas; cupiditas namque⁷⁾ [89^{a)}] aedificandi aedificando non tollitur. Inordinata⁸⁾ aedificandi cupiditas expectat⁹⁾ aedificiorum venditionem. Turris completa et arca evacuata faciunt tarde¹⁰⁾ sed valde¹⁰⁾ hominem sapientem.

XIV. Vis aliquid vendere, caveas ne partem hereditatis vendas potentiori¹¹⁾ te, sed potius vendas¹²⁾ minori pretio te minori; totum autem vende plus offerenti. Melius est gravem famem pati,

lubo·cie¹³⁾ kłamce słuchać, staw. się jinsze myśleć, jakoby tego nie słuchał; śmiesz się rzeczy którego kłamce a wesołość z rzeczy jego, jusz masz swój zakład u niego.

XII. Słysz o·czeladzi! Sługi wysokiej myśli odbąć¹⁴⁾ jako nieprzyjaciela; sługi twym [92^{a)}] obyczajom chlebiącego odbąć; sługi od·sąsiada chwalącego odbądz¹⁴⁾; sługą sromieźliwego miłuj jako syna swego.

XIII. Chcesz·sie budować, niechaj·cie nie·przywodzić·temu żądza·twa, ale potrzeba; boć żądza budowania budowaniem¹⁵⁾ nie·gini. Żądza nierządnego budowania naśladowuje¹⁶⁾ domu przedania. Wieża dokonana a·mieszek wypróżniony czyni człeka acz nierychło, ale barzo mądrego.

XIV. Chcesz·li¹⁷⁾ czso sprzedać, nie·przedawaj części dziedziny ciebie mocniejszemu, ale sprzedaj za·mniejsze pieniądze mniejszemu¹⁸⁾ siebie; sprzedaj, czso¹⁹⁾ więcej dawa, i wszystko. Lepiej cir-

¹⁾ In allen Hss. folgt: *joculatores impropertantes digni sunt suspendio quid est jocularis mala impropertans alias* (H nisi, cet. animal) *homicidium alias* (H et) *homicidae* (H homicidam) *scutum* (H secum) *portans jocularis* (H jocularum) *instrumenta deo non placuerunt* (H placent).

²⁾ Nach B₁ B₂.

³⁾ Nach B₁; B B₂ *famulis*.

⁴⁾ In allen Hss.; in B folgt *damnum seu*, in B₈ *damnum vel*.

⁵⁾ H *laudam*, B₂ *laudantem*.

⁶⁾ B₁ vor *de*, H *verecundum*.

⁷⁾ Nach H.

⁸⁾ Davor in allen Hss. *nimia et*.

⁹⁾ Davor in B *paupertatem parit*, in allen übrigen Hss. *parit et*.

¹⁰⁾ In dieser Reihenfolge in H B₄ B₅ B₆.

¹¹⁾ Nach H B₁ B₂ B₅ B₆.

¹²⁾ Wiederholt nach H.

¹³⁾ In Soph. Bib. mit Dat., hier mit Akk., vgl. VONDRÁK II² S. 268.

¹⁴⁾ Vgl. S. 78 A. 9, 14.

¹⁵⁾ Vgl. Łoś III § 164. H *budowanye*.

¹⁶⁾ Mit Genit. „auf der Spur sein“.

¹⁷⁾ KLUCZYCKI fälschlich *by*.

¹⁸⁾ H *rownieyszemv*.

¹⁹⁾ Davor zu ergänzen *temu*.

quam patrimonium vendere; sed¹⁾ melius est partem vendere quam te usuris subicere²⁾).

Nihil emas in consortio potentioris te. Parem vicinum³⁾ patienter sustineas, ne tibi consortiet fortiozem.

XV. Qui⁴⁾ in diversa⁵⁾ vinorum abundantia est sobrius, ille est terrenus deus⁶⁾. Sentis⁷⁾ vinum, fuge colloquium et quaere somnium potius quam consortium. Qui suam ebrietatem verbis excusat, se ipsum aperte accusat; enim ex nimio potu titubat pes, lingua ligatur, caligant oculi, mens ratione caret⁷⁾. Male sonat in juvene vina cognoscere!

XVI. Fuge medicum in te volentem experiri, sed inquire qualiter alios de simili⁸⁾ morbo⁸⁾ sanat. Fuge medicum [89^{b)}] scientia plenum, exercitatione non probatum.

XVII. Canes⁹⁾ custodes utiles sunt. Canes ad venandum plus constant¹⁰⁾ quam conferunt.

pieć głód wielki niżli oóczyzną przedać; ale lepiej część przedać niżli w-lichwie żyć.

Nic nie-kupuj s-towarzyszem mocniejszym ciebie. Równego sąsiada cirp, być nie-przylączył nierównego.

XV. Kto jest w-opwitości wina trzeźwy, ten jest ziemski bóg. Czujesz się, iż się upił, waruj się biesiady; ale szukaj usnąć lepiej niżli towarzystwa. Kto się wymawia upicia, ten się sam soczy; bo¹¹⁾ spicia wielkiego nogi drżą, język związany, oczy poszły¹²⁾, myśl rozumu nie-ma. Upicie złe znamia na-młodziencu!

XVI. Waruj się lekarza, który na-tobie swe nauki napirzwej chce kosztować; a-baczy [albo badaj]¹³⁾ kako jinsze uleczył. Waruj się lekarza niekosztowanego świadczenia, acz-kole i-nauki ma dosyć.

XVII. Pies stróż użyteczny jest. Psy łowcze więcej kosztują niżli użytku noszą.

¹⁾ Nach H B₂ B₃ B₄ B₆ B₇.

²⁾ In allen Hss. folgt: *quid est usura venenum patrimonii quid est usura* (H *usurarius*) *legalis latro praedicans* (B B₈ *contradicens*) *quod intendit*.

³⁾ Nach H; cet. *consortem*.

⁴⁾ In allen Hss. geht vorher: *quae sivist de usu vini*. ⁵⁾ Cet. *diversitate v. et*.

⁶⁾ In allen Hss. folgt: *ebrietas nihil recte agit (facit) nisi cum cadit in lutum* (H B₂ *luto*).

⁷⁾ Dieser Satz in dieser Reihenfolge nur in H; *enim-care* nur hier.

⁸⁾ In allen Hss. (ebenso der in der Übersetzung fehlende Vordersatz: *fuge medicum ebrium*); dieser Satz an erster Stelle nur in H und Übersetzung, sonst hinter dem folgenden.

⁹⁾ In allen Hss. davor: *caniculos valde parvos dimitte clericis et reginis*.

¹⁰⁾ B B₁ B₈ *vastant*.

¹¹⁾ Dieser Nachsatz von KLUCZYCKI willkürlich in Klammern gesetzt.

¹²⁾ „sind dahin“.

¹³⁾ Glosse, vgl. S. 77 A. 10.

XVIII. Habes filios¹⁾, dispensatores¹⁾ tuorum bonorum non constituas.

Sed²⁾ forte dices: si adversetur fortuna, quid prodest vivendi doctrina³⁾! Audi! vidi⁴⁾ stultos obmittentes contingentia et tandem se excusantes sub fortuna. Evenit autem⁵⁾ aliquando fortunam variari, sed servans doctrinam raro accusabit fortunam; raro enim⁶⁾ diligentiam cum infortunio sociabis, sed rarius pigritiam⁷⁾ ab⁸⁾ infortunio separabis. Exspectat piger sibi subveniri a deo, qui vigilare praecepit in hoc mundo. Tu ergo vigila et levitatem expendendi cum gravitate lucrandi compensa.

XIX. Appropinquat senectus, consulo quod potius deo quam tuo filio te committas. Disponis legata, quando⁹⁾ mors appropinquat, consulo, quod prius servitoribus quam sacerdotibus solvi mandes. Diligentibus tuam personam non committas animam tuam, sed committe animam tuam diligentibus

XVIII. Masz-li¹⁰⁾ syny, szafarzmi jich nie-czyn jimienia twego.

Ale by¹¹⁾ rzekł: nie nie pomocna [92^b] nauka, nie bądźcie-li szczęścia. Słysz! widziałem szalone opuszczając przygodne rzeczy omawiając-się szczęściem. Prawda¹²⁾, szczęście się rado mieni, ale kto podług nauki żywie, rzadko bądźcie szczęście wini!; bo trudno pil(ność z nieszczęściem złą-)¹³⁾ czyć, ale trudniej leniwość z nieszczęściem rozłączyć. Czekaj pomocy od Boga, który przykazał na tym świecie czuć o sobie. Przeto¹⁴⁾ ty czuj a przychód twój z trawieniem zawiąży.

XIX. Przychodzić, starość, radzać, aby¹⁵⁾ radniej się polecał Bogu, niżli synowi; Gdy sprawiasz testament [albo urząd pośledni]¹⁶⁾ przed-twą śmiercią, radzać, aby¹⁵⁾ pirwej¹⁷⁾ płacił sługom niżli¹⁷⁾ kapłanom. Kto miłuje obliczność twoją, nie-polecaj-mu dusze twej; ale polecaj duszę twą temu, kto

¹⁾ Nach B B₁; cet. mit Singular, Migne *habentem filios dispensatorem*.

²⁾ Nach H usw., in B₅ aus *si* (so auch B B₃) verbessert.

³⁾ Nach H usw.; B B₁ norma.

⁴⁾ Bis Satzschluß nach H usw. (mit hier entsprechend Übers. weggelassenem vorhergehendem *quid de hoc* oder *quid dicam*) gegenüber B B₁ haec videtur stultis obmittentibus c. e. t. s. excusantibus (B₁ excusantes) s. f.

⁵⁾ Nur in B, im übrigen bis zum Komma nur in B B₁ B₃ (in letzt. ohne *variari*).

⁶⁾ Nach H B₂ B₄₋₇. ⁷⁾ Nach H B₃₋₆, cet. *negligentia*. ⁸⁾ B₅ *cum* wie Übers.

⁹⁾ Dieser Zwischensatz nur am Rande mit roter Tinte in B₅, ähnlich in B *de legatis in extremis*.

¹⁰⁾ H verlesen *maszh*.

¹¹⁾ Alte Form 2. Sg., vgl. Łoś III § 607.

¹²⁾ H *pranqda*.

¹³⁾ Vom Schreiber ausgelassen.

¹⁴⁾ H *przytho*.

¹⁵⁾ 2 P. Sg., vgl. Łoś III § 607.

¹⁶⁾ Glosse.

¹⁷⁾ H *pirwe* . . . *nesszly*.

animam suam. Dispone de rebus tuis¹⁾ ante morbum; quia²⁾ saepe quis efficitur infirmitatis filius⁴⁾, immo³⁾ servus, et, servus testari non potest⁴⁾).

XX. Mortuo patre querunt filii⁵⁾ divisionem bonorum⁶⁾. Si nobiles sunt, melius⁷⁾ est [90^a] per mundum eorum dispersio quam hereditatis divisio; nam⁸⁾ saepe huiusmodi generis divisio fit hereditatis dispersio. Si laboratores sunt, faciunt⁹⁾, quae volunt. Si mercatores, tutior est eis¹⁰⁾ divisio, quam communio, ne unius infortunium alii imputetur.

XXI. Mater vidua¹¹⁾, si remari-tari quaerit, stulte facit. Sed¹²⁾ ut¹³⁾ peccata sua deploret, utinam ipsa

swą miłuje. Rosprawiaj swę rzeczy przed niemocą; bo w niemocy jesteś nie tylko syn, ale i sługa niemocy, a sługać nie może ani jest wolen czyn(i)ć¹⁴⁾ żadnego urzędu przez¹⁵⁾ swego pana.

XX. Po oćcowej¹⁶⁾ śmierci szukają synowie działu o(ć)¹⁴⁾ czynny. Są-li¹⁷⁾ ślachetnego¹⁸⁾ rodu, lepiej¹⁹⁾ jim rozjechać [93^a] się po świa-tu, niżli rozerwać jimienie; bo jich taki dział rad bywa rosprosz(e)²⁰⁾ nie jimienia. Są-li robotnicy, niechaj cz(y)²⁰⁾nią co (chcą. Są-li kupcy, le)²⁰⁾ piej się jim dzielić, by jednego nieszcząście wszystkim się nie dostało.

XXI. Mac wdowa bądąc²¹⁾, chce-li męża pojąć, szalenie czyni. Bo pojmie-li starego²²⁾, lepiej

1) Nach H; B B₁ *de rebus*, in B₅ verbessert aus älterem (*disponere*) *debes*, was alle übrigen Hss. haben (B₇ *te debes*).

2) Nach H; cet. (ohne B B₁) *enim*.

3) Nach B B₁ B₈.

4) In allen Hss. folgt: *liber* (fehlt in B) *ergo testaris antequam servus* (H B₂ + *infirmitatis*) *efficiaris sufficiat* (B *ergo*, H *jam*) *tibi quod de te dictum* (H *quid de hoc reductum*) *est de filiis audi*.

5) Fehlt B₁ B₇; B zurückbezügliches *qui* am Satzanfang.

6) Nach B₂.

7) Nach B B₃ B₇; cet. *melior*.

8) Dieser Nachsatz nach H; B₁ B₂ B₈ *n. s. est eorum generis (dis) solutio huius (modi) hereditatis divisio* (in B₄ hinter dem folgenden Satz); cet. ital. nicht vorhanden.

9) Nach H ital. Übers.; cet. (B B₁ B₈ *ea*) *faciunt*.

10) Nach B; cet. *eorum*.

11) Nur in B₅ am Rande, B *vero forsitan*, B₁ *forsitan*, B₂ *forte*.

12) So B B₂ B₈; B₁ *si*.

13) So B₁ B₂, sonst *utinam*.

14) Das Einklammerte vom Schreiber ausgelassen.

15) Vgl. S. 76 A. 10.

16) Das anlautende *o* über *c* geschrieben.

17) H *dqly*, in dem vom Schreiber das seinem D ähnliche S der Vorlage als D gelesen wurde, weil sein S eine andere Form hat.

18) Verbessert aus *slachethna*.

19) H *lepeyey*; vgl. S. 74 A. 15, aber auch folgendes *lepiej*.

20) Das Einklammerte vom Schreiber ausgelassen.

21) H *wdowa bandacz*.

22) H *stareho* in čech. Form; dieser Satz nur hier in dieser Form.

senem¹⁾ recipiat; si juvenem, juvenis²⁾ non ipsam, sed sua quaerit, quibus habitis, bibet³⁾ cum eo⁴⁾ calicem doloris [quem optavit]⁵⁾ ad quem eam⁶⁾ perducatur⁷⁾ sua damnabilis senectus.

by jej było za grzechy płakać, niżli płakać s-nim bądąc; a pojmie-li młodego, który wiąceje⁸⁾ szuka, co ma, niżli jej samej, bądzie piła u-niego z-kielicha boleści, którego ją domieści jej przekłata starość⁹⁾.

Die čechische Fassung.

Nach DOBROWSKÝ, Geschichte der Böhmischen Sprache² (Prag 1818) S. 240f., JUNGMANN, Historie Literatury české (Prag 1825) Odděl. IV Nr. 165 (in der 2. Aufl. Odděl. III Nr. 252) und Hanuš II 40 ist sie in einer Klattaufer 4^o Handschr. von 1465 so überschrieben: Ržeč S. Bernarda¹⁰⁾ o rzadnem sprawowánj hospodářstw; sie soll aber noch in anderen Hss. vorhanden sein. Im folgenden wird sie nach Photographien von der dem 15. Jh. angehörenden Prager Hs. (BARTOŠ, Soupis rukopisů národního musea. V Praze 1926 Bd. I Nr. 1081) herausgegeben. Die Hs. ist eine Abschrift, wie die zahlreichen Versehen beweisen (in der Hs. zahlreicher als in der vorliegenden Ausgabe). Im Gegensatz zu der ursprünglicheren polnischen Fassung ist die čechische durch zahlreiche Zusätze erweitert, die im Schulunterricht entstanden sind und daher häufig in Frageform erscheinen.

Bezüglich der Graphik ist auch hier wie oben bei der poln. Fassung zu bemerken, daß die Einteilung in Abschnitte von mir herrührt, ebenso die Interpunktion, die Abtrennung der Enklitiken von den betonten, in der Hs. mit ihnen zusammengeschriebenen Wörtern durch einen Punkt, die Längen- (für é hat die Hs. zuweilen ee) und Erweichungszeichen. Da der Text nicht nur für Philologen von Interesse ist, habe ich zur bequemerer Lesbarkeit die Orthographie in belanglosen Dingen modernisiert. So trenne ich z von ž (Hs. hat nur z), c von č (Hs.

¹⁾ So B B₁ B₈; sonst *senex r. juvenem nam non . . . abjectis*.

²⁾ fehlt B₈. ³⁾ So B B₂ B₃; B₈ *bibat, cet. vivet*.

⁴⁾ So B B₈; sonst *ea*. ⁵⁾ Glosse.

⁶⁾ So B B₂ B₈; fehlt B₃, sonst *ea*.

⁷⁾ So B₂ B₄; B B₁ B₈ *perducant merita suae damnabilis senectutis, H + et opera*. In B₁ folgt *et sic est finita Epistola beati Bernardi per me P. Ilobin in Cracovia explicit feliciter amen*.

⁸⁾ H *wyqnczyje*.

⁹⁾ H *przekłathą sstarosszy*, vgl. lat. *senectus* neben *senectutis*.

¹⁰⁾ DOBROWSKÝ und JUNGMANN fügen hinzu: Der eigentliche Verfasser aber dieser Rede ist ein gewisser Bernhardus doctor de Senis.

hat *c* und *cz* promiscue), schreibe *š* für *ſſ* und *f*, *u* für *v* (neben *u*), *v* für *w*, *j* für *g*, *ř* für *rz* der Hs.; die Abbreviaturen für *ra*, *re*, *ro*, *m* habe ich aufgelöst.

Wo die Schreibung der Hs. für die Sprache von Bedeutung ist oder sein kann, habe ich sie beibehalten und schreibe daher *ie* für heutiges *i* und *ě*, *uo* oder *ó* für *ů*. Wie im Imperativ, so ist auch im Infinitiv Stammkürze durchgeführt (vgl. Kuhns Zschr. 50 S. 1ff., Sborník Matice slovenskej 1938 S. 13ff.). Sonst ist bezgl. der Sprache außer dem in den Anmerkungen Gesagten nichts zu bemerken. Der Übergang von *i* > *y* nach Zischlauten und *-em* > *-ym* (einmal S. 33 A. 4) könnte auf den schles. Grenzdialekt weisen, ist aber allein nicht beweisend.

Außer der hier vorliegenden sind auch von anderen Werken des heiligen Bernhard čechische Übersetzungen vorhanden. So hat JUNG-MANN¹, Oddělení IV Nr. 1772 (in der 1. Aufl. Odděl. V Nr. 1419) a) *Kázání o umučení páně*, übersetzt von M. Dan. Ad. z Welesl. 1593 in 8° b) *Řeč kteráž slowe řebřík kajících* 1599. Hs. öffentl. Bibl. XVII G. 6; ferner Odděl. III Nr. 867 (DOBROWSKÝ S. 240) a) *Rozmyšlenie a obieranie* (o umučení Kr.) Hs. öffentl. Bibl. XVII E. 5 (in einer anderen Hs. befindet sich *Marias Weinen*) b) *Traktat o boji duchovního Jerusalema*, Venedig 1506, auch in Prag 1507, c) *O dokonaném životě*, 15. Jh., Hs. öffentl. Bibl. XVII E 8 Nr. 14.

Auch Štítný schätzte den Heiligen Bernhard sehr und hat nach JAKUBEC, Dějiny literatury české² Bd. I. S. 247 seinen Traktat *O sedmi dařích Ducha svatého* zum Teil aus dessen *De interiori domo* übernommen. Ferner hat FRANTIŠEK VĚNCESLAV *Písňě a modlitby* (v Olo-mouci 1673) des Heiligen Bernhard übersetzt.

[164^b] Velebné(m)u a·štiasné(m)u rytieři Rejmundovi Bernarth již v·starost jsa doveden pozdravenie v· Panu Bohu.

I. Naučen býti ode·mne žádal·sy¹) o·prácy¹) a·o·obyčeji viecy¹) hospodařských užitečné(m)u zpravovaní a·kterak hospodaři k·své če-[165^a]ledi mají se mieti. K·to(m)u tobie odpowiedám, že ačkoli všech viecy na·swietie stánie y¹)·snitie, totiž prospiech y·zkaženie, po štíestich jdú a·však proto z·potupnosti a· z· lehkosti táto zpráva nemá opuštiena býti.

¹) Über den dial. Wandel von *i* > *y* besonders nach harten Zischlauten (wie im Sorb. und Poln.) vgl. GEBAUER, Hist. mluvnice jaz. česk. I S. 212; am nächsten steht das Osorb., vgl. MUCKE, Hist. u. vergl. Laut- u. Formenlehre d. niedersorb. Spr. § 48 Z. 1.

II. Protož slyš a·pilnie znamenaj, jestliže v·tvém domu [to jest v·tvém hospodařství¹⁾] požitek s·utracením jsú sobie rovni²⁾ [tak že požitkuov nezuostává po·utracení¹⁾] škoda, jiež se nenadieješ přijde-li, lehce zruší duom tvój, tvé hospodařstvie. Nadto pak [ktož více utrácie než mu přicházíe³⁾] duom, kterýž chce padnúti a rozno letí, znamenanie jest človieka netbacieho. Co jest netbánlivost hospodaře domu? Oheň přielišný v svém domu a·bez·potřeby⁴⁾ zapálený [neb ten nikdy zysku, než spieš škodu přinese³⁾].

III. Pilnie rozeznej a·spatř pilnost a·umysl tiech, ktož tvým vladnú a·přisluhují tvým viecem⁵⁾. Často opatrovati své viecy⁶⁾, které jsú, a·kterak jsú, veliká opatrnost jest; neb menšie hanba jest sobie za·času před·padem uskrovniti, nežli již když by padl.

Opatř také pilnie o·jiedlu a·pitíj dobytka tvého; neb zajisté lačnie a·žieznie a·neumie sobie kazati dáti.

IV. Svadby neb hody ná-[165^{b)}]kladné škodu beze·cti činie⁷⁾; náklad na·ryceřstvie rozumný a·poctivý jest. Náklad přáteluom ku·pomocy⁵⁾ hodný a·rozumný jest, ale náklad ku·pomocy mrhačóm ztracený jest a·daremný.

V. Čeled' svú dielnú hrubým a·nerozkošným pokrmem krm, a⁸⁾ v·svatečnie dni hojníe⁹⁾, ale vždy ne rozkošnie krm; neb kterýž se člo(vie)k roztrhne a·lakotný učini, tiežce jinak leč smrtí obyčeje promieni. Lakota [mrzká viec jest a]¹⁰⁾ netbacieho a·lenieho člo(vie)ka zahynutie jest, ale stříezlivost a·skrovnost¹¹⁾ pilného a·snažného člo(vie)ka utiešenie jest¹²⁾. Kaž své lakotie, at' se·súdí s miešce(s)tvym¹³⁾, a hled či chceš řečník býti. A jestliže súdcý¹⁴⁾ mezy lakotú a·mezy [mieščem]¹⁵⁾ budeš, často, ale však ne·vždy, súd miešcy¹⁶⁾ vydaj; neb

¹⁾ Glosse.

²⁾ GEBAUER I S. 290.

³⁾ Glosse.

⁴⁾ Vgl. S. 74 A. 23.

⁵⁾ Der sonst hier folgende Satz (in der Lyoner Ausgabe von 1520): *labenti enim nondum lapso facultatibus minus verecundiae est abstinere quam cadere.*

⁶⁾ Vgl. S. 84 A. 1.

⁷⁾ Dieser Vordersatz steht sonst hinter dem Nachsatz.

⁸⁾ Dieser Satz (bis *krm*) folgt sonst hinter dem folgenden (hinter utiešenie jest).

⁹⁾ Heutige Endung *-ěji* mit Kürzung auch hier schon in *radieji*, s. u.

¹⁰⁾ Glosse.

¹¹⁾ Entspricht z. B. dem Lyoner Text von 1520 *frugalitas*, während die anderen *gulositas* wiederholen.

¹²⁾ Dieser Nachsatz ebenso gestellt bei Migne Sp. 649, während er sonst Vordersatz ist.

¹³⁾ Im poln. Grenzdial. *-em* > *-ym* (vgl. GEBAUER III, 1 S. 45 u. 138); nur hier gegenüber ständigem *-em*.

¹⁴⁾ Vgl. S. 84 A. 1.

¹⁵⁾ Vom Schreiber ausgelassen, darauf mit Umstellung *často budeš*.

¹⁶⁾ Vgl. S. 84 A. 1.

lakota tát jedno svú žadostij právdy své dovodí, a·tak sviedky nejistý(m)i a·nepřísežný(m)i. Ale miešec ten svietle svú právdu okazuje, ano již truhla a·pivnice prázdna neb v·skuore bude prázdna¹⁾. [Protož tak piti a·jiesti, aby dluho miel co jiesti]²⁾.

VI. Tehdy také zle súdiš proti lakotie, když přielišna skúpost a·lakomstvie zavazuje miešec; neb nikdy skúpost a·lakomstvie právie ne·rozsúdí mezy lakotú a·miešcem. Co jest skupec a·lakomec? Sám svúj vražedník! A co [166^a] více? Chudoby se vždy báti a·v·chudobie vždy býti! Právie živ jest skupec a·lakomec, jiným chovaje sbožie a·sám ho ne·užívaje. A však lépe jest, své sbožie jiným zuostaviti, než samému marnie utratiti. [Lakomec a·skupec nic pravého nečiní jednie když umře].

Zbývá·lit' co obilé, nežadaj proto drahoty; neb žádaje drahoty žádáš chudých býti vražedníkem. Prodaj obilé, když dobře platí, ne v·ty časy, když chudí nemohú kupiti. Súsedom rovníeje³⁾ a·lacinieje daj y⁴⁾ také nepřáteluom; neb ne·vždy mečem a·mocý⁴⁾, ale dobrotú často a služebnostij nepřítel přemožen bývá. Neb pýcha proti nepřie(te)li ne múdrost, a·rúhanie⁵⁾ jest a·čekaje na·se hromu a·šípu [to jest přemoženie]²⁾. Máš·li nepřie(te)le, nemiejž obcovanie s·neznámými [v·tajných radách]²⁾. A vždy pomni⁶⁾, že nepřie(te)l tvój pilný a·chytrý jest, vždy pomni na·cesty nepřie(te)le tvého. A ubezpečíš·li·se, že·by nepřie(te)l tvój ne·myslil na·to, jako ty myslíš, dáš·se v·nebezpečenstvie. Protož máš·li⁷⁾ nepřitele, zuostav sobie jedno oko své vždy za stražy⁸⁾. [A snad dieš: jest nepřie(te)l můj mdlý, a·chudý, nemuož mi uškoditi. Wiez, že]²⁾ mdloba nepřie(te)le nečiní viečného [166^b] pokoje, ale jedno přimieřie za·chvili⁹⁾ [to jest, doniž·by mocý⁴⁾ nemiel uškoditi]²⁾.

VII. Máš·li ženu v·zlém domnieni, co učiniš? Hled¹⁰⁾ radieji¹⁰⁾ neviedieti než viedieti zlosti jejie; neb když jistie zvieš nešlechtnost zlé¹¹⁾ ženy, který lékař muož tie uzdraviti od·tesknosti? Bolest zlé ženy tehda ukrotiš, když o·cýzie ženie tuž neb horšij nešlechtnost

¹⁾ Vgl. S. 76 A. 8.

²⁾ Glosse.

³⁾ Heute -ěji mit Kürzung.

⁴⁾ S. Seite 85, Fußnote 16.

⁵⁾ Vgl. bzgl. -ant und -án GEBAUER I S. 604.

⁶⁾ Der Schreiber war auf das zweite *pomni* überggesprungen, hat sich aber verbessert.

⁷⁾ Dieser Satz steht sonst oben vor *máš li*.

⁸⁾ S. Seite 85, Fußnote 5.

⁹⁾ Vgl. S. 77 A. 2.

¹⁰⁾ Vom Schreiber wiederholt. Vgl. S. 85 A. 9.

¹¹⁾ Hs. *zzlee*.

uslyšíš. Srdce urozené a·veliké neptá se na·skutky žensky. Zlú ženu dobr(ými) a piek(ný)mi řeči a·smiechem¹⁾ radieji treskey než bičem²⁾. Žena stará a·nešlechtná všecknot' zmaří zbožie [neb při placeti musy³⁾]⁴⁾. Stará žena a·nešlechtná hodna jest zahrabánie.

IX. Slyš o·rúchu! Rúcho velmi nákladné znamenie jest malé(h)o rozu(m)u. Nebo rúcho přielíš okrášlené súsedom nenávist činí. Uč·se radieji dob(r)otú svú lidém hoditi, než sukni. Žena majíc rúcho a·odiev, a·žádá·li vždy nové(h)o, nenie umyslu upřiemé(h)o a·pevné(h)o.

X. Bez·pochybenie drž o·prie(te)li (:jest to přítel více³⁾)⁵⁾ jento své více³⁾ tobie dává aneb puojčuje, nežli ten, ktož se sám tobie zakazuje. O co veliká více⁶⁾ jest přátel? řeči! Nenazyvaj sobie přietelem toho, jento tie chválí v·uočy³⁾. A·ra[167^a]díš·li prie(te)li, hled pravdie a·rozu(m)u libiti se, a·ne·jemu. A·když radíš prie(te)li, rey: tak·mi·se za podobné zdá; a·ne říekaj: to máš učiniti. [Proč·?]⁴⁾ Neb ze·zlé(h)o konce rady vynitie mnoho spieš přijde pohanienie, než, když dobrý konec tvé rady vyjde, přijde chvála a·dieka tobie.

XI. Slyším, že u·tebe bývají hercy³⁾. Znamenaj, co z·toho bude. Člo(vie)k, kterýž ty herce a·žerteře k· sobie vine a·snadby⁷⁾ jich, bude brzo ženu mieti, jiež jmeno jest chudoba; a·kto bude syn? zajisté posmiech. Libie·lit' se tobie žerty a·řečy³⁾ tiech hercuov, čiň se jich neslyše a·netbaje a·jako·by jiné myslil; nebo raduješ·li·se a·smieješ jeho řečy³⁾ a·žertóm, již·s mu základ a·posylu⁸⁾ dal·⁹⁾ A·který ten herec a·žerteř mluví šerednie a·nepoctivé více⁸⁾ a·řečy, hoden jest šibenice. Co jest to, že žerteř nebo herec? Hercy⁸⁾ jsú, jito⁹⁾ nepoctivé a·oplzlé řečy⁸⁾ mluvie, a·duši vražednícy⁸⁾ s·sebu nosie a·skutkove jich Bohu se·nelibie.

XII. Slyš o·sluhách. Sluhy vysoké(h)o a·hrdé(h)o varuj se jako nepřie(te)le budúcie(h)o. Sluhu, jenž tvým obyčejóm nepravým pochlebuje a·povoluje, zažena nemievaj·ho sluze. A súsedu, jenž tie chvále¹¹⁾, protiv·se, neb jinak oklaman budeš; a·řcy⁸⁾: zda·li mie [167^b] nynie prodati chcete, co mie chválíte? A sluhu, kterýž ž·lehké více⁸⁾ a·brzce se zastydí, miluj ho jakožto syna své(h)o.

¹⁾ Vgl. S. 77 A. 7.

²⁾ Hs. schreibt *byczê*; ähnliche Beispiele bei GEBAUER, *Slovník Staročeský* I S. 54, vielleicht wegen *býkovec* „Ochsenziemer“.

³⁾ Vgl. S. 84 A. 1.

⁴⁾ Glosse.

⁵⁾ Vom Schreiber ausgelassen, indem er vom ersten *ġto* = *jest to* übergesprungen ist auf das zweite = *jen·to*.

⁶⁾ Hier „Menge“.

⁷⁾ Sonst unbelegt, zu *snaditi*; *vine* 'wendet'.

⁸⁾ Vgl. S. 84 A. 1.

⁹⁾ Zum Folgenden vgl. S. 79 A. 1.

¹⁰⁾ Hs. *ġto* mit anscheinend über *g* geschriebenem *i*.

¹¹⁾ Man erwartet *chválí*, doch ist vielleicht das lat. Particip. nachgeahmt.

XIII. Chceš-li stavieti duom svój, vedi-ž tie k-to(m)u pilna potřeba, ale ne-žádost; nebo žádost stavienie, ač jedno ustaviš, ne-proto [žádost]¹⁾ pomine. A tak přelišné a nepotřebné žádosti stavienie co čekají? Jedno toho ustavené(h)o prodanie. [A tak duom nebo]¹⁾ vieže dokonala, miešec a-truhla vyprázdniena pozdie, ale velmi člo(vie)ka činí mudra.

XIV. Chceš-li co (prodati)³⁾, varuj-se, aby dielu diedict(vi)e svého sebe sylniejšíe(m)u²⁾ neprodával, ale radieji m(en)žšíe(m)u a-chudšíe(m)u; ale chceš-li všechno prodati, daj to(m)u, ktož víc da. Ale lépet' jest tiežký hlad na čas trpieti, než diedictvie své prodati; (ale lépe jest část prodati)⁴⁾ než v-lichvy a-v-škody vniknutí. [Neb lichva jest jed diedictvie a jest tajný a-chytrý lotr a-zlodiej, jenž jiné mluví a jiné miení]⁵⁾.

Nic nekupuj vespolek sylniejšíeho²⁾. Malé(h)o a-chudšíe(h)o súseda trpielivie zachovaj a-drž ho vedle sebe, aby toho neutiskna y²⁾ nevsadil sobie sylniešíe(h)o.

XV. Tázal-s mne také o-pití vina. Ktož [mnohem a]¹⁾ v-rozličném vinie a-v-hojnosti⁶⁾ [krmiech]¹⁾ skroven a-stříez[168^a]liv nenie⁷⁾, tent' zemský buoh jest. Opilstvie nic spravedlivieje⁸⁾ neučiní, než když opilý padne v-blato [neb v-lužy⁹⁾, až nad-nim kruopie že-jsú]. Protož učiješ-li v-hlavie, v-to hledaj-ž radieji snu než mluvenie. Neb opilý, čím se více řečy⁹⁾ vymluvá, tiem své opilst(vi)e více oznamuje a-zjevuje¹⁰⁾. Najohyzdniejšíe opilst(vi)e jest na člo(vie)ku mladém.

XVI. O lékařych. Varuj-se¹⁰⁾ od-lékaře, kterýž nenie dobře zkušný, ač pak y⁹⁾ mnoho umiel-by. Varuj-se o(d) lékaře zlého a toho, jenž se chce na-tobie učiti a-zkusyti⁹⁾, aby potom jiného umiel v-temž¹¹⁾ neduhu zhojiti.

XVII. Psíkov velmi malých nechat' kniežé bohatý a-královny chovají. Ale psy⁹⁾ strážní požiteční sú. Ale psy lovčí [tak mnoho nebo]¹²⁾ více stojie než užitku přinesú.

XVIII. Máš-li syna, úředníka nad svým sbožím¹³⁾ nečín je(h)o.

¹⁾ Glosse.

²⁾ S. Seite 87, Fußnote 8

³⁾ Vom Schreiber ausgelassen, indem er an seine Stelle eine darüber geschriebene (von mir weggelassene) Glosse zu *chceš-li* setzte: *a.mienis*.

⁴⁾ Vom Schreiber ausgelassen, indem er vom ersten *prodati* auf das zweite sprang.

⁵⁾ Vgl. S. 80 A. 2.

⁶⁾ Vgl. S. 80 A. 5.

⁷⁾ Diese Änderung durch den Zusatz von *skroven* bedingt.

⁸⁾ Vgl. S. 74 A. 15a, S. 82 A. 19.

⁹⁾ Vgl. S. 84 A. 1.

¹⁰⁾ Dieser Satz und der folgende frei wiedergegeben.

¹¹⁾ Auffällig statt *tom* neben ständig *toho*.

¹²⁾ Glosse.

¹³⁾ Dies die ältere Schreibung, vgl. GEBAUER III 1 S. 167.

[Neb snad počna vlásti y¹) nechtiel-by potom vladařstvie postupiti. A také tiežší počet s-synem než s-jiným, neb maje sbožie v-rukú spíše se jme utracovati y mrhati]²).

XIX. Proto, že se k-tobie již blíží starost, radímt', aby se radieji Bohu, než synóm poručil. A činí-li rozkázanie³), radímt', najprvé sluhám svým a-vieřitelóm zaplatiti kaž prvé než kniežy¹). [168^b] Neporučeij duše tvé to(m)u, ktož tie miluje, ale to(m)u, ktož miluje duši tvú. Učiň rozkázanie o-svém statku před-nemocý¹), neb každý člo-(vie)k v-nemocy jest sluha, a nesvobodný nemóž rozkazati aniž umie. A protož, doníž sy¹) svobodný a zdrav a při-pamietí, tehdy rozkazuj⁴).

XX. O-rozdílu synów slyš, když otec umře a-synove žádají-li rozdieliti-se. A-sú-li panští aneb urození lidé, lepší jich jest po-svietie rozeslání na-služby, než rozdiele(ni)e jich diedictvie; neb často bývají rozdielove tiežcý¹) mezy urozený(m)i lidmi. A také, doníž bratří v-jednotie a-v-svornosti přebývají, poctivíe mohú svůj řád vésti, než každý sám. A-jsú-li pak dielní a-prácní lidé, ti učinie⁵) jakž chtěie. A-jsú-li kupcy⁶), tiech lepší jest rozdiele(ni)e než spolu býti, a-to proto, aby jedno(h)o neštístím jiní netrpíeli a-neztratili.

XXI. A-mátie⁷) jich žádá-li se opiet vdáti, nemudře činí. Ale radiejšy⁶) aby plakala na hříechy své. Pakli jsúc starú y⁶) pojme mladé(h)o muže, kterýžto ne-ji, ale sbožie jejie pojal jest, a-potom spolu budú plačtivý chléb jiesti a-nikdy utieše(ni)e, než vždy žehránie (s-)suobú⁸) strav budú mieti.

A⁹) die snad niekto: když štiestie nebude, co mi platna pilnost a-rozum hospodařst(vi)e! Slyšiž! Nemudré sem vidal, ani opuštíejí pilnost [169^a] a-rozum hospodařst(vi)e a-potom vymluvají-se neštístím, když netbaním v-škodu pa(dnú). Protož budeš-li naučenie a-pilnost zachovavati, řiedko žalovati budeš (n)a neštístie; nebo řiedko pilnost s-neštístím (po)juje se, a-jistie téeže nepilnost (a) netbanie od-neštístie dielí-se. Čeká leni(vý) aby-mu Buoh dal a-sám nechce dielati; a Buoh přikázal, aby každý bdiel a (pilen byl) vedle svého řádu svých viecey⁶). Protož ty pilen bud' a-lehkosti (utracenie)¹⁰) s-tiežkostij dobyvání važ sobie a-zmieř.

Breslau.

O. GRÜNENTHAL†

¹) S. Seite 88, Fußnote 9 ²) S. Seite 88, Fußnote 12 ³) Hier „Testament“.

⁴) Vgl. S. 82 A. 4.

⁵) Hs falsch gelesen *vzite*.

⁶) Vgl. S. 84 A. 1.

⁷) Neubildung nach *zemie* neben altem *mati*, vgl. GEBAUER III, S. 429.

⁸) Vgl. GEBAUER III 1 S. 529.

⁹) Dieser Schlußatz steht sonst überall hinter XVIII.

¹⁰) Ist am Zeilenende ausgefallen. — Die letzte Seite ist verschiedentlich beschädigt und schwer zu lesen.

Zur Aktionsart der negierten Präsensia perfektiver momentaner Verben im Russischen

In einer Übersicht über den Gebrauch des Präsens perfektiver Verben im Russischen geht V. VINOGRADOV¹⁾ unter anderem auch auf die Fälle ein, in denen perfektive präsensische Formen in Verbindung mit der Negation erscheinen. Vinogradov bemerkt hierzu:

„Das Hinzutreten der Negation gibt dieser Form (dem perfektiven Präsens, J. H.) die Möglichkeit, die Grenzen zwischen Präsens und Futurum zu beseitigen.“ (op. cit. S. 574).

In dem genannten Zusammenhang zieht Vinogradov zwei Beispiele heran, die diese Beobachtung belegen sollen:

1. (Dnepr) ni zašeločnet, ni progremit (Gogol', Strašnaja mest')
2. tišina, ne ševel' netsja ni odin list (Čechov, Skučnaja istorija)

Es läßt sich nun unschwer zeigen, daß die beiden Beispiele sich zwar formal entsprechen, funktionell jedoch durchaus nicht zusammengehören und daß infolgedessen die Feststellung Vinogradovs nicht voll zu befriedigen vermag. Nur auf das 1. Beispiel läßt sich diese Feststellung sinnvoll anwenden, wie der Textzusammenhang zeigt:

1. *čuden Dnepr pri tichoj pogode, kogda vol' no i plavno mčit skvoz' lesa i gory polnye vody svoi. Ni zašeločnet, ni progremit: . . .*

Das Bild des Dnepr ist hier zu allgemeiner und wesenhafter Geltung erhoben („pri tichoj pogode“), so daß tatsächlich in der Vorstellung Gegenwart und Zukunft zusammenfallen. Der Gebrauch eines perfektiven Präsens in solchen ganz allgemein beschreibenden Sätzen ist ja durchaus legitim und auch ohne die Negation sehr verbreitet: in der Regel dann, wenn, wie auch Vinogradov a. a. O. hervorhebt, eine „episodische“ Handlung auf dem Hintergrund einer fortdauernden Handlung bzw. eines andauernden Zustandes vor sich geht. So z. B.:

- razgovarivaja s nimi, on obyknovenno gljadit na nich sboku . . .*
ili vdrug voz'met da ozarit ich jasnym i nepodvižnym vzorom . . .
 (Turgenev, Dva pomeščika).

Es wird hier evidenterweise kein Einzelfall beschrieben, sondern ein sich wiederholender Vorgang („obyknovenno“); das perfektive Präsens bezeichnet daher weder Gegenwart noch Zukunft, sondern eine abstrakte Gegenwart.

Wie steht es aber mit dem zweiten von Vinogradov angeführten Beispiel? Die vollständigere Lesart lautet hier:

¹⁾V. V. VINOGRADOV Russkij jazyk, Moskau-Leningrad 1947.

2. *Odna* točno takajaže vorob'inaja noč' byla i v mojej ličnoj žizni . . . na nebe spokojnaja, oč'en' jarkaja luna i ni odnogo oblaka. Tišina, *ne ševal'netsja* ni odin list. Mne kažetsja, čto vse smotrit na menja i prislušivajetsja, kak ja budu umirat'. Žutko, zakryvaju okno i *begu k posteli*.

Es fällt hier im Gegensatz zu der sonstigen Regel auf, daß ein perfektives Präsens („ne ševal' netsja“) in der *konkreten* Schilderung eines *einmaligen* Vorfalles („odna noč'“) auftaucht, wo es nicht als abstraktes Präsens abgetan werden kann. Ausdrücke wie „žutko“, „begu k posteli“ u. a. deuten vielmehr auf eine dramatische Situation hin, in welcher Gegenwart und Zukunft *nicht* zusammenfallen können. Der Vorgang bleibt rein im Gegenwärtigen, verschwunden ist höchstens die Grenze gegen die Vergangenheit, von der ja eigentlich berichtet wird. Der Grund für die Verwendung des perfektiven Präsens muß hier folglich in der *Aktionsart*, und nicht in der Art der Zeitlichkeit der Handlung gesucht werden.

Zur Verdeutlichung des Folgenden gebe ich noch einige weitere Beispiele (aus der volkstümlichen Sprache des Märchens):

(roditeli) revut: „Ivan-golubčik, smiluj'sja, sojdi s svojego mesta; za tebjja s nas š živych koži derut.“ Ivan-kupečeskoj syn ležit, *ne vorochnetsja*, znaj otmalčivajetsja. (Afanasjev II, S. 89)¹). jedut dorogoj, a navstreču pojezdu byk nesetsja, tak i revet, rogami zemlju kopajet. Vse pojezžane ispugalisja, a soldat *usom ne mignet* . . . (Afanasjev II, S. 316) lošadi opjat stali, ni odna s mesta *ne tronetsja*. (ibid.).

Wie die Beispiele zeigen, handelt es sich hier immer wieder um die gleiche, durch das Suffix -nu- charakterisierte Verbalklasse. Auffällig ist dabei die Tatsache, daß die negierte Verbalform als Steigerung eines vorausgegangenen Argumentes oder aber als Ausdruck des Gegensatzes auftritt, so schon in dem aus Čechov angeführten Beispiel:

Argument 1: tišina

Argument 2: ne ševal'netsja ni odin list

Ähnlich bei Afanasjev:

Argument 1: ležit

Argument 2: ne vorochnetsja

Im folgenden Beispiel liegt adversative Stellung vor:

„a soldat usom ne mignet“

¹) Zitiert nach der Ausgabe von Ladyžnikov, Berlin 1922.

Im letzten Beispiel ist wieder deutlich die Steigerung zu erkennen:

Argument 1: lošadi opjat' stali

Argument 2: ni odna s mesta ne tronetsja

Bekanntlich kennt die russische Sprache zwei Gruppen von n-suffigierten Verben, von denen die eine uns hier interessierende Gruppe nur perfektive Verben umfaßt. Diese Gruppe perfektiver Verben nimmt insofern eine Sonderstellung ein, als den ihnen in den betr. Aspektpaaren gegenüberstehenden imperfektiven Verben von Haus aus eine getrennte Bedeutung zukommt¹⁾. Während die perfektiven Formen (ševel'nut'sja, tronut', mignut' u. ä.) eine momentane Aktion bezeichnen, kommen die entsprechenden imperfektiven Formen (ševelit'sja, trogat', migat' etc.) ursprünglich nur in iterativer, nicht aber in durativer Funktion vor. Dieser Unterschied beginnt sich zwar schon im Aksl. zu verwischen²⁾, jedoch ist der Bedeutungsunterschied der perfektiven und der imperfektiven Verben dieses Typus noch bis heute nicht ganz verschwunden, da er sich auf einen grundsätzlichen Unterschied in der Aktionsart gründet.

KARCEVSKIJ³⁾ charakterisiert die Aktionsart der momentanen Verben vom Typus chlopnut' folgendermaßen:

„Le début et la fin du mouvement se rejoignent ne laissant plus de place à aucun développement.“ (a. a. O. S. 240).

Auf der anderen Seite bezeichnen die entsprechenden Imperfektiva (chlopat' etc.) die Aufeinanderfolge getrennter Bewegungen der erwähnten Art:

„Dans les imperfectifs correspondants ces opérations-là sont reprises indéfiniment, et comme chaque geste constitue un tout, une pause est pensée entre une détente et la nouvelle tension, entre la fin d'un geste et le début du geste suivant. De là l'impression d'une discontinuité: $\wedge \wedge \wedge$ et non pas $\wedge \wedge \wedge$.“ (KARCEVSKIJ a. a. O. S. 241).

Das hier über chlopnut' gesagte läßt sich sinngemäß auch auf die übrigen Verben dieser Kategorie übertragen. In dem folgenden Beispiel aus Jevgenij Onegin z. B. müssen wir das Verbum „dochnut“ durch „einen Atemzug tun“ übersetzen:

Kap. 5, XV (Tatjanas Traum)

¹⁾ Vgl. REGNELL, „Über den Ursprung des slavischen Verbalaspektes“, Lund 1944, S. 78.

²⁾ Vgl. E. BOEHME, „Die Actiones der Verba Simplicia in den abg. Sprachdenkmälern“, Diss. Leipzig 1904, S. 3.

³⁾ S. KARCEVSKIJ „Remarques sur la psychologie des aspects en russe“, Mém. de ling. off. à Charles Bally, Genève 1939, S. 231—248.

Ona besčuvstvenno pokorna,
Ne ševalitsja, *ne dochnet*;

Hier bedeutet offensichtlich „ne dochnet“ so viel wie: „sie tut nicht einen einzigen Atemzug, sie hält den Atem an“. Gleichzeitig aber dient „ne dochnet“ zur Steigerung des Ausdruckes „ne ševalitsja“.

Deutlich wird sonach folgendes: Das perfektive Präsens vertritt in der dramatischen Erzählform die Gegenwart, wenn die korrespondierende imperfektive Form ungeeignet ist, den gewünschten Sinn auszudrücken. Dieser Fall ist bei der hier zur Erörterung stehenden Verbalklasse gegeben, wenn die Einmaligkeit des Vorganges besonders akzentuiert ist: in der negierten Form, die den Sinn „nicht ein einziges Mal“ zum Ausdruck bringen soll. Das imperfektiv-iterative Verbum würde hier in der negierten Form nur das Nichtvorsichgehen einer Tätigkeit ausdrücken können, nicht aber die Steigerung der Aussage bis zur absoluten Leugnung jeder Bewegung überhaupt. Gerade die unerwartete Ruhe tritt ja hier durch das negierte perfektive Präsens so plastisch hervor:

„kak jest', bratcy moi, dva zajca, i sidjat rjadyškom, *ne šelochnutsja* . . .“ (G. Uspenskij, *Neizlečimyj*).

Die Form an der angeführten Stelle sogar noch einmal als Frage aufgenommen:

„ty vot čto rassudi, *otčego oni ne šelochnutsja*, kto ich deržit-to, slovno mne podajet: na, mol, Kuznecov, voz'mi ich!“ (ibid.)

Wir sind hier mitten in der Lebendigkeit der gegenwärtigen Handlung hineingeführt, das Hauptargument „ne šelochnutsja“ hat wieder rein präsensische Geltung und ist nicht mit den Formen „ni zašelochnet, ni progremit“ (s. o.) bei Gogol' zu vergleichen. Die präsensisch-futurische (abstrakte) Geltung der Form „zašelochnet“ ist an der angegebenen Stelle ja außerdem auch noch durch die zusätzliche Präfigierung unterstrichen. Gleichwohl ist nicht in Zweifel zu ziehen, daß auch das präfixlose „šelochnut'sja“ (nicht anders als *mignut'*, *tronut'* etc.) perfektiv ist.

Zusammenfassend läßt sich über alle Fälle dieser Art sagen: Die Negation wandelt die „momentane“ Aktionsart des Verbums in der Weise ab, daß durch die Vorstellung „nicht ein einziges Mal“ uns das Bild der absoluten Ruhe und Bewegungslosigkeit vermittelt wird. Besonders klar wird diese Anschauung durch ein Beispiel wie das folgende zum Ausdruck gebracht:

v tu samuju minutu koldun omertvel: ležit, *ne tronetsja*, slovno derevjannaja koloda. (Afanasjev II, S. 288).

Die Wendung „slovno derevjannaja koloda“ evoziert hier genau die Vorstellung, die schon durch „omertvel“ und „ne tronetsja“ vorgezeichnet ist.

Hamburg.

JOHANNES HOLTHUSEN

Zur slavischen Etymologie¹⁾

4. Russ. *zabeda*, *zab'oda* (зábѣда, забѣда, забѣда) 'Beleidigung'.

Russ. *обида* 'Beleidigung, Kränkung; Schaden, Nachteil' wird von einigen Forschern (MIKLOSICH, SOLMSSEN und PREOBRAŽENSKIJ) mit slav. *běda* 'Not' verbunden, von anderen wieder (MEILLET und BERNEKER) als *ob* + *vida* zu *viděti* 'sehen' gezogen, s. BERNEKER Slav. etym. Wb. s. v. *běda* und PREOBRAŽENSKIJ ЭТИМОЛ. словарь русск. яз. s. v. *обида*. Ich bin von der Richtigkeit der ersteren Deutung überzeugt, s. Neuphil. Mitteilungen (Helsinki) 1948 S. 66—67 („Zu der Etymologie der russ. Wörter *jarus* und *jabeda*“) und 1949 S. 225—29 („Zu der slavischen Anlautsdehnung“); vgl. auch 1950 S. 38—39 („Ein Nachtrag zu der Etymologie von slav. *běda* 'Not'“).

In dem Aufsatz „Zu der slav. Anlautsdehnung“ habe ich u. a. Belege aus dem Russischen und dem Serbokroatischen angeführt, die m. E. für die Richtigkeit der Zusammenstellung von *obida* mit *běda* sprechen, und zwar Präfixableitungen von slav. *běda*, die sich der Bedeutung nach enger an russ. *обида* als an russ. бѣда anschließen und somit besonders geeignet sind russ. *обида* mit der Sippe *běda* zu verbinden. Solche sind u. a. russ. dial. обѣдѣть 'beleidigen, Unrecht tun' (s. DAL) und serbokr. *objeda* 'Verläumdung'. — Ich sehe jetzt, daß die Wörterbücher noch andere Beweise bieten, die mir entgangen waren.

Zu diesen gehört das von SRJ (= Словарь русск. яз. Академіи Наукъ) erwähnte зaбѣда, забѣда 'Ärgernis, Beleidigung (обида)'. Wir sehen also, daß забѣда, obgleich es eine Ableitung von бѣда ist, durch 'обида' übersetzt wird. Weiter kennt dieselbe Quelle russ. зaбѣдный 'ärgerlich, unangenehm, beleidigend', зaбѣдно, зaбѣдко, забѣдко id., забѣдно 'завидно' (z. B. тебѣ забѣдно 'du beneidest'), забѣдѣть 'надоѣсть неотступными просьбами или посѣщеніемъ', забѣдовать 'начать досадовать, завидовать; жаловаться'. Der schlagendste Beweis, daß *obida* nicht *ob* + *vida* sein kann, ist jedoch russ. зaбида, забѣда

¹⁾ Vgl. ZfslPh Bd XX, 2, 1950, S. 406—17.

‘Beleidigung, Händelmacherei’ („обида, придирка“, s. SRJ.), welches nicht nur die Bedeutung, sondern auch den Vokalismus von обида aufzeigt. Russ. *забида* ist ja unzweideutig *za* + *bida*; slav. *viděti* kommt hier nicht in Frage. Ähnlich muß auch russ. *обида* einfach *o* + *bida* sein. Außer russ. *забида* kennt SRJ *зábидный*, *зabídный* ‘beleidigend, ärgerlich’ („обидный, притѣснительный, досадный“), *зabídчикъ* ‘der Beleidigende, Bedrängende’, *забиж́ать*, *зabídѣть* ‘beleidigen’ („обижать, обидѣть“) und *зabídѣть*, *зabídить* ‘одолѣть, побороть, пересилить слабого’.

Der Kürze wegen habe ich mich hier auf das Präfix *za-* beschränkt, obgleich auch einige andere sich an *běda*, *běditi* resp. *-bida*, *-biděti* (*-biditi*) anschließende Präfixe zum Teil Beweismaterial liefern könnten, vgl. z. B. russ. dial. *набида* ‘Unrecht, Bedrückung’ („обида, притѣснение; привязчивость“).

An das in SRJ angeführte *зaběda* ‘Beleidigung’ knüpft sich noch eine Frage. Russ. *’o* geht ja gewöhnlich auf ein *e* zurück, mag dieses *e* ein urspr. *e* oder *ь* sein, vgl. russ. *мёд* (< *medъ*) ‘Honig’ und *нѣс* (< *psъ*) ‘Hund’. In der russischen Literatursprache ist ein analogisch entstandenes *’o* an Stelle eines urspr. *ě* (ѣ) selten, vgl. *звѣзды* (= *zv’ózdy*) Nom. Pl. von *звѣздá* ‘Stern’. In der Volkssprache sind derartige Fälle etwas zahlreicher. Jedenfalls kann man die Frage stellen, ob es sich nicht in russ. *záb’oda* (*зaběda*) um ein urspr. *e* handelt. Ein *e* sehen wir auch in russ. *ябеда* ‘Verläumdung’, welches ich — trotz der allgemein angenommenen germanischen Etymologie — als *ja-beda* zu slav. *běda* stelle. Die Verschiedenheit des Vokalismus habe ich mit Hilfe des indogermanischen Ablauts erklärt, s. Neuphil. Mitteilungen 1949 S. 228—29. Geht *’o* in russ. *záb’oda* auf ein *e* zurück, dann würde dieses Dialektwort eine weitere Stütze meiner Zusammenstellung von *běda*, *obida* und *jabeda* bieten, einer Zusammenstellung, deren eingehende Begründung ich hier nicht wiederholen werde.

Das Präfix *ja* (*a*), das nach meiner Ansicht in russ. *jabeda* vorkommt, ist eine ähnliche Vorsilbe wie *pa* z. B. in *pásynok* ‘Stiefsohn’ (zu *syn* ‘Sohn’) und *páospa* ‘Windpocken’ (zu *ospa* ‘Pocken’), vgl. russ. *r’abina* ‘Eberesche’ aber poln. *jarzębina* (also *ja-rzębina*) id. Man kann weiter beweisen, daß die Vorsilbe *ja* (*a*) sich zu *o-* ähnlich verhält wie slav. *pa-* zu *po-*, vgl. einerseits altbulg. *pa-guba* ‘Untergang’ mit *po-gybělb* id. und andererseits russ. kirchensl. *ošutъ*, *ošuti* ‘vergebens’ und altbulg. *ašutъ* id. Ich erwähne dies hier nur weil es kein Zufall ist, daß dem russischen *jabeda* gerade Ableitungen mit *o-* (serbokr. *objeda* und russ. *обида*) zur Seite stehen.

Russ. *záběda* veranlaßt mich noch zu einem besonderen Vergleich zwischen diesem Wort und russ. *ябеда*.

Ich habe in den Sitzungsberichten der Finn. Akademie der Wissenschaften 1949 in dem Aufsatz „Zur Präfigierung in der slavischen Wortbildung“ den Versuch gemacht, die semasiologische Funktion des slavischen Präfixes *ja* (*a*) zu untersuchen, da ich gefunden habe, daß sich BERNEKER Slav. etym. Wb. s. v. *ja-* darüber etwas zu pessimistisch äußert. Er sagt nämlich: (*ja-*) „Erscheint bei einigen Wörtern als Präfix, wobei jedoch alles unsicher bleibt und auch keine bestimmte Bedeutung des Präfixes festzustellen ist.“ Zu einer solchen Hoffungslosigkeit ist man m. E. nicht gezwungen. Ich finde, es gibt gewisse Mittel, um etwas über die Funktion dieses Präfixes zu erfahren. U. a. wies ich in dem genannten Aufsatz auf die Wörter ukr. *jaducha* (gewöhnlich Pl. *jaduchi*) ‘Atemnot, Asthma’ (zu *duch* ‘Hauch, Seele’) und russ. dial. *jávod* ‘ein starker Strom’ (zu *voda* ‘Wasser’) hin. Man sieht in diesen Fällen, daß die *ja*-Ableitung in ihrer Bedeutung von dem Stammwort abweicht, und man ist gezwungen, diese Abweichung der Funktion des Präfixes zuzuschreiben. Ist dem so, dann wissen wir doch etwas von der Bedeutungsfunktion des Präfixes *ja-*. Ich möchte aber hier hinzufügen, daß man in gewissen Fällen noch ein Kontrollmittel besitzt, die Richtigkeit der auf Grund solcher *ja*-Ableitungen gemachten Folgerungen zu bestätigen.

Es wurde oben gesagt, daß *ja(a)* sich zu *o-* ebenso verhält wie slav. *pa-* zu *po-*. Wie zwischen einer *pa*-Ableitung und einer etymologisch verwandten *po*-Ableitung eine Bedeutungsverwandtschaft (bisweilen sogar Identität) nachweisbar ist, kann man dasselbe auch zwischen den *ja*-(*a*-) Ableitungen und *o-* Ableitungen finden, was natürlich auch auf der etymologischen Verwandtschaft beruht. Das Nebeneinander der gleichbedeutenden *ošutb*, *ošuti* und *ašutb* wurde schon oben angeführt; zur Aufhellung der Bedeutungsfunktion ist dieses Beispiel jedoch nicht geeignet, und derartige Fälle machen BERNEKERS Pessimismus in unserer Frage verständlich. Anders verhält es sich aber mit ukr. *jaducha* ‘Asthma’, denn ihm steht russ. *odyška* (= *o-dyš-ka*) id. zur Seite. Hier sind ja die Stammwörter mit einander verwandt, ebenso die Präfixe, und dazu ist die Bedeutung in beiden Wörtern identisch; wir sehen also dasselbe wie im Falle *pa-guba*: *po-gyběl*,¹ s. oben. Was wieder russ. dial. *jávodb* betrifft, so steht ihm russ. dial. *óvodb* zur Seite, dessen Bedeutung von Dal’ mit „омуть, пучина“ (also „tiefe Stelle“) erklärt wird. Nur ist es so, daß russ. *pučina* nicht nur ‘Abgrund, Tiefe’ sondern auch ‘Strudel, Wasserwirbel’ bedeutet, was auch

russ. *ómutъ* wegen seiner Etymologie (vgl. auch DAL s. v. *ómutъ*) früher bedeutet haben muß, und so ist es sehr wohl möglich, daß auch russ. *óvodъ* ursprünglich 'Strudel' bedeutet hat und somit von russ. dial. *jávodъ* semasiologisch nicht weit steht. Der Umstand, daß die *o*-Ableitungen den *ja*-(*a*-) Ableitungen zur Seite stehen, gibt der Erforschung der betreffenden Frage eine Stütze, die das semasiologische Problem erleichtert, was BERNEKER nicht beachtet zu haben scheint.

Diese Stütze liegt in der Natur der Sache, sind doch *ja*-(*a*-) und *o*-miteinander etymologisch verwandt. Es scheint mir aber, daß wir vielleicht einige Erhellung unserer semasiologischen Frage auch mit Hilfe eines Präfixes bekommen können, das nicht als etymologisch verwandt angesehen werden kann. Dies ist slav. *za*-. Auf diesen Umstand wurde meine Aufmerksamkeit durch einen kritischen Aufsatz J. ROZWA-
DOWSKIS in Rocznik Slawistyczny II gelenkt, wo er aus Anlaß des Slav. etym. Wörterbuches von BERNEKER S. 101ff. die Etymologie des Präfixes *ja*- verdienstvoll behandelt, ohne jedoch auf die Bedeutungsfunktion einzugehen.

Unter den von ihm angeführten Beispielen des Präfixes *ja*- findet sich serbokr. *jăpăd* 'schattiger Ort', welches er mit serbokr. *zăpăd*, *zăpad* vergleicht. Das in beiden Wörtern identische Stammwort gehört zu slav. *pasti*, *padq* 'fallen'. Wir sehen, daß *ja*- dem Stammwort in der Ableitung *jăpăd* dieselbe Bedeutungsverschiebung gibt, wie *za*- in der Ableitung *zăpăd*, da das semasiologische Ergebnis in beiden Fällen dasselbe ist. In diesem Beispiel müssen also *ja*- und *za*- der Bedeutungsfunktion nach zusammenfallen. Kennt man die betreffende Bedeutungsfunktion von *za*-, so weiß man das Entsprechende auch von *ja*-(*a*-). Das Resultat ist natürlich sehr bescheiden, etwas ergiebiger ist aber der folgende Fall, das oben behandelte ukr. *jăducha* (*jăduchi*) 'Asthma, Atembeschwerden', dem ein *zaduch* oder *zaducha* beinahe in allen slavischen Sprachen zur Seite steht und zwar immer in der Bedeutung 'Asthma, Atembeschwerden oder Keuchen', so serbokr. *zăduha* 'Asthma', bulg. *zăduch* „удуше, одышка“, poln. *zăduch* 'Engbrüstigkeit', čech. *zăduch*, -u 'schwerer Atem, Engbrüstigkeit', *zăducha* 'Keuchhusten', russ. *zăduč* 'Erstickung', ukr. *zăduča* 'удуше, астма' usw. Die genannte Bedeutung ist nicht nur gemeinslavisch sondern auch urslavisch und die semasiologische Übereinstimmung von ukr. *jăducha* mit slav. *zaduch* und *zaducha* ist um so weniger ein Zufall.

Ohne die Möglichkeit der semasiologischen Verwandtschaft zwischen *za*- und *ja*-(*a*-) in Betracht zu ziehen, habe ich früher („Zur Präfigie-

rung in der slavischen Wortbildung“, s. oben) über ukr. *jaducha* gesagt: „Wenn das an slav. *duch* ‘Seele, Hauch’ sich anschließende ukrainische *jaducha* ‘Atemnot, Asthma’ bedeutet, so ist wenigstens hier offenbar, daß die Vorsilbe dem Stammwort eine Nebenbedeutung gibt, indem sie dasselbe hervorhebt und zugleich zum Ausdruck bringt, daß es sich um ein besonders geartetes, die Aufmerksamkeit erregendes ungewöhnliches Atmen handelt. In dieselbe Richtung weist das russ. Dialektwort *javod* ‘ein starker Strom’. Das Stammwort ist *voda* ‘Wasser’. Fließendes Wasser erregt mehr Aufmerksamkeit als ein ruhiger Wasserspiegel, Atembeschwerden mehr als das gesunde Atmen“.

Es fragt sich jetzt, ob slav. *za*, bekannt als Präfix und Präposition, eine solche Bedeutungsfunktion hat, die dem *ja-* (*a-*) in diesen zwei Beispielen zukommt.

Am nächsten liegen wohl poln. *za* bei Adjektiven und Adverbien, wenn es ein Übermaß ausdrückt, wie *za duży* ‘zu groß’, *za wiele* ‘zu viel’, vgl. auch russ. *зѣдоро* ‘sehr teuer’ u. a. Zugleich muß man aber gestehen, daß serbokr. *zǎpád* (= *jǎpád*) nicht in dieser Weise erklärt werden kann. Handelt es sich in *zǎpád* um *za* ‘hinter’, dann wäre es etwas befremdend, diese Bedeutung auch dem *ja-* in *jǎpád* zuschreiben zu müssen.

Bekanntlich besitzt slav. *za* eine Menge von Bedeutungen. Eine oder mehrere von diesen Bedeutungen hat das Präfix *ja-* (*a-*) mit *za* gemein.

Über die Bedeutungsfunktion von *ja-* (*a-*) kann man also etwas wissen, obgleich die große Mehrzahl der Fälle (so *ja-* in den Baumnamen wie poln. *jarzębina* ‘Eberesche’) keine unmittelbare Kenntnis über dieselbe vermittelt, da die Bedeutung ganz verblaßt ist. Über die Möglichkeit mittelbar gemachter Rückschlüsse s. meinen Aufsatz „Zur Präfigierung in der slavischen Wortbildung“¹⁾

Es dürfte wohl nach dem obigen berechtigt sein, die Frage zu stellen, ob das Nebeneinander von russ. *зѣбѣда* (*zǎbĕda*, *zǎbĕda*) ‘Beleidigung’ und russ. *ѣбѣда* ‘Verleumdung’ nur ein Zufall ist und ob nicht *ѣбѣда* ‘Verleumdung’ aus den hier angeführten Gründen als *ja-beda* zu slav. *bĕda* zu stellen ist (man beachte hierbei, daß dem *jabeda* auch eine Ableitung mit *o-*, serbokr. *ǫbjeda*, russ. *obida*, zur Seite steht, und

¹⁾ Ich bin dort auf den Gedanken gekommen, daß *ja-* u. a. auf irgend eine Weise hervorhebend ist und daß *ja-* und *pa-* Gegensätze sind. Während russ. *pádub* ‘Esche oder Stecheiche’ (zu *dub* ‘Eiche’) ursprünglich wohl ‘keine richtige (wirkliche) Eiche’ bedeutet haben dürfte, könnte poln. *jarzębina* (neben russ. *r’abina*) ‘eine wirkliche Eberesche’ bedeutet haben.

weiter, daß serbokr. *bijèda* die Bedeutung ‘ungerechte Beschuldigung’ hat und somit semasiologisch dem russ. ябеда näher steht als russ. бѣда).

Ich habe diese Erklärungsweise gewählt, gestehe dabei aber, daß altruss. ябетникъ ‘magistratus novgorodensis genus’ (< germ.) aus dieser Sippe ausgeschieden werden muß.

Helsinki.

JALO KALIMA.

Ch. R. Maturins Roman „Melmoth, the Wanderer“ und Dostojewskij

Der englische Schriftsteller Horace Walpole (1707—1797) veröffentlichte im Jahre 1764 den Roman „The Castle of Otranto“, dessen Qualitäten ihm selbst so zweifelhaft erschienen, daß er es vorzog, seinen Namen als Verfasser fortzulassen und von aufgefundenen alten Klostermanuskripten zu reden. Er war sehr überrascht, als das Buch in kurzer Zeit vergriffen war, als alle Welt davon sprach, als eine Auflage der anderen folgen mußte. Nun schrieb er seinen Namen auf das Titelblatt und wurde ein berühmter Mann.

Warum einer Schauergeschichte, die auf einem alten Ritterschloß im Mittelalter spielt und von dem schicksalhaften Eintreffen eines alten Fluchs, der eine Familie auf grausige Weise vernichtet, unter reichlicher Benutzung eines überirdischen Zuberapparats und mit der offenkundigen Absicht, dem Leser Angst einzuflößen, erzählt, dieser ungeheure Beifall zuteil wurde, ist schwer zu sagen. Sie entsprach irgendwie dem Geschmack der Zeit und steht am Beginn einer literarischen Schule, deren Produktionen als „gothic novel“, „roman terrifiant ou noir“ oder „Schauerroman“ bald ganz Europa erobern sollten. Ein schwaches Buch fand ein praedisponiertes Publikum und leitete eine neue Periode in der Entwicklung des Romans ein!

Der Erfolg Walpoles ließ Nachahmungen entstehen, die vorerst bei den unheimlichen Schlössern blieben, doch unter dem Einfluß der „Sturm und Drang“-Ideen kamen bald Räuber und Geächtete hinein, die von reinen Mädchen geliebt werden; da die Handlung gewöhnlich in Italien und Spanien spielte, wurde die Kirche viel herangezogen, wobei eine starke antikatholische Tendenz herrschte; Kirchhöfe, efeumrankte Ruinen, mondbeschienene Seen waren die Schauplätze, die der Phantasie des alle Register des Übernatürlichen ziehenden

Dichters jede Freiheit ließen, bis der Hexensabbath schließlich so toll wurde, daß man Versuche unternahm, die zügellose Einbildungskraft durch einen starken Schuß Realismus zu neutralisieren. Dies geschah vor allem im französischen Boulevardroman Eugène Sues, Jules Janins und Frédéric Soulié's. Damit war der Spuk überwunden und eine neue Periode in der Entwicklung des Romans begann. Mag man nun die Erzeugnisse der „Schauerschule“ schön finden oder nicht, es ist jedenfalls eine Tatsache, daß ihre Beliebtheit sich nicht nur auf das „gewöhnliche Lesepublikum“ erstreckte, sondern daß alle großen europäischen Schriftsteller bis in das vierte Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts hinein mit ihnen auf das Beste vertraut waren. Eine Tatsache, die sich durch die ungeheuere, lebendig sprudelnde Phantasie, durch den Sujetreichtum, durch die Fülle gelungener Einzelszenen, bei aller Formlosigkeit des Ganzen, bei aller Lächerlichkeit mancher Details, leicht erklären läßt.

Neben Walpole sind es vor allem drei Namen, die als Exponenten der neuen Richtung gelten könnten: Anne Radcliffe, Matthew Gregory Lewis und Charles Robert Maturin.

Auch Rußland stand in jener Zeit unter dem stärksten Einfluß dieser Literatur. Besonders gut kannte man Anne Radcliffe. Schauerromane anderer Verfasser wurden sogar als bewußte Fälschung unter ihrem Namen gedruckt, um das Lesepublikum anzulocken (u. a. auch Maturin). Im Jahre 1861 erzählt Dostojewskij, er habe sich bereits als achtjähriger Junge an ihren Romanen nicht sattören können.

Die Geschichte dieser Einflüsse Englands in Rußland ist noch nicht geschrieben. Als einen kleinen Beitrag dazu will dieser Aufsatz einige Beziehungen aufweisen, die zwischen dem Roman „Melmoth the Wanderer“ des letzten und vielleicht bedeutendsten Vertreters dieser Schule Charles Robert Maturin (1782—1824) und dem Werk Dostojewskijs bestehen.

„Melmoth“ war in Rußland bald nach seinem Erscheinen (1820) bekannt geworden. Puschkin erwähnt ihn bereits im „Jewgenij Onegin“ („Мельмот бродяга мрачный“ III, 12 und „Чем ныне явится? Мельмотом“, VIII, 8) und es erscheint mir ziemlich sicher, daß der berühmte Beginn des „Jewgenij Onegin“ nicht ohne „Melmoths“ Einfluß zustande gekommen ist. Die Situation ist genau die gleiche: Ein junger Mann aus der Stadt fährt unwillig seufzend aufs Land an das Sterbelager seines Onkels, von dem er, der Mittellose, eine große Erbschaft erwartet. Die trüben Gedanken Onegins im Reisewagen bei der Aussicht, einen launischen Kranken zu finden, entsprechen denjenigen Melmoths in der

gleichen Lage. Nach der Ankunft nimmt jede Geschichte ihren eigenen Verlauf, doch der Auffälligkeit dieser Übereinstimmung wird man sich kaum verschließen können.

Auch Gogol hat den „Melmoth“ gekannt. Auf die Übereinstimmungen mit dem „Portret“ wurde in der Literaturforschung bereits hingewiesen (zuletzt V. VINOGRADOV, O literaturnoj ciklizaciji). Das unheimlich lebende Bildnis des alten Mannes bei Maturin (I, 93ff)¹⁾ hat ohne Zweifel in den faszinierenden Alptraumszenen Čertkovs seinen Niederschlag gefunden.

Aber ein nicht minder aufmerksamer Leser Maturins scheint auch Dostojevskij gewesen zu sein, der sowohl während seiner Studienzeit in Petersburg als auch später im Kreis Petraševskijs die Lektüre des „Melmoth“ seinen Freunden begeistert empfiehlt.²⁾

Nach den neuesten Forschungen steht der große Einfluß des französischen Boulevardromans auf Dostojevskij außer jedem Zweifel. Hier hat er nicht nur in der Kompositionstechnik und im Stil, sondern auch in der Auswahl der Themen manches gelernt. Die Ausführungen KOMAROVİČS über den „Mauprat“ George Sands (vgl. „Die Urgestalt der Brüder Karamazov“, München 1928) einen Roman, der ungefähr der gleichen Linie angehört, lassen diese Art der Beeinflussung völlig deutlich werden. Aber die französische Vermittlung ist durchaus nicht immer notwendig. Auch unmittelbare Einflüsse des „Melmoth“, hier als Vertreter einer ganzen literarischen Gattung, scheinen recht plausibel.

Schon der eigenartige Aufbau des Romans, der aus mehreren ineinandergeschachtelten Erzählungen mit gemeinsamem Helden besteht, mußte D. beeindrucken. Die vielen Brechungen und Biegungen in der Führung der Intrige, der häufig angewandte Kunstgriff, einschneidende Ereignisse erst lange post factum zu motivieren, die ungeheure fieberhafte Redseligkeit der handelnden Personen, eine seltsame Mischung von Ernst, ja Grauen, und Humor, die Freude daran charakterisierende Redeweise einzelner Personen oder pathetische Zitierungen in Gänsefüßchen in den Fluß der Autorerzählung einzuschieben, das alles sind technische Mittel D.'s, die er bei Maturin vorfinden konnte. Aber die Übereinstimmungen beschränken sich nicht nur auf die Technik. Es finden sich erstaunliche Ähnlichkeiten in der Thematik und im gedanklichen Gehalt.

¹⁾ Ich zitiere nach der dreibändigen Ausgabe von R. BENTLEY, London 1892.

²⁾ Über Dostojevskijs Interesse für Maturin vergleiche LEONID GROSSMAN, Sobranije sočinenij, Band II, S. 73 und Band III S. 32, Moskau 1928.

Der Satz Maturins „Alas! the varieties in moral botany far exceed the wildest anomalies of those in the natural“ (II, 248), der Begriff der „moral wilderness“ (II, 282) führt sofort in die Welt Dostojevskijs ein. Die menschliche Seele in Grenzsituationen gestellt, ist auch Maturins Thema. Die Fülle von grauenvollen Szenen, die sein Roman enthält, dient immer wieder dazu, einen allgemeinen psychologischen Satz aufzustellen, der das Rätsel Mensch von einer neuen Seite beleuchtet: „It is actually possible to become amateurs in suffering. . . It is a species of feeling of which we never can divest ourselves, — a triumph over those whose sufferings have placed them below us, and no wonder, — suffering is always an indication of weakness, — we glory in our impenetrability“ (II, 62). Dies ist der Grund, weshalb „the most delicate females feast on groans and agonies“ (II, 69). Diese Wonne, die aus dem eigenen (die zuerst zitierte Stelle bezieht sich auch darauf), wie aus dem fremden Leid gezogen werden kann, erklären sowohl Maturin als auch Dostojevskij aus der Vereinsamung des Menschen, der in sich zurückgezogen ein Gift aufspeichert, dessen Entladung ihm Lustgefühle bringt.

Seltsamerweise haben beide das gleiche Symbol dafür: die Spinne. . . . those who . . . diminish their misery by dividing it, and, like the spider, feel relieved of the poison that swells, and would burst them, by instilling a drop of it into every insect that toils, agonizes and perishes in their net. . . .“ (I, 195). Man denke hier an die Spinnen Svidrigajlovs, Versilovs, Ippolits und Ivan Karamazovs, man denke an den Kellerlochmenschen, dessen aus der Enttäuschung und der glühenden Sehnsucht nach dem Ideal entstehende Bosheit allerdings andere Tiefendimensionen hat.

Die grausamen Fälle Maturins erinnern zuweilen erstaunlich an Gleiches bei Dostojevskij. „I have heard that this monster cut his own father's throat, as he sat at supper, to obtain a small sum which he had lost at gambling“ (II, 10); die Formulierung in den „Aufzeichnungen aus dem Totenhaus“ ist ähnlich und gleich anschließend folgt bei Maturin die Schilderung der Entweihung des Muttergottesbildes, an die Dostojevskij bei der Abfassung der „Teufel“ vielleicht gedacht haben könnte.

Die erniedrigende Armut — eines der Hauptthemen Dostojevskijs — klingt in der Walburg-Geschichte (III, 78ff.) auf. Die Grablegung der verhungerten Mutter hat das fiebrig-grausame und dabei irgendwie peinlich-rührende Kolorit Dostojevskij. Die Frage Walbergs „Is all the energy of intellect, and all the enthusiasm of feeling, to be ex-

panded in contrivances how to meet or shift off the petty but torturing pangs of hourly necessity?“ (III, 114) formuliert ein Problem, das Dostojevskijs Werk seit den „Armen Leuten“ durchzieht. Julia Walberg, die, um ihre hungernde Familie zu retten, auf die Straße geht, läßt in diesem Zusammenhang unwillkürlich an Sonja Marmeladova denken. (III, 124).

Die Forderung Dostojevskijs in den Entwürfen zum Großinquisitor, den Menschen erst Brot zu geben und sie danach erst zur Christlichkeit aufzurufen, wiederholt sich in Walbergs Satz: „Show me the means of procuring another meal, and I will spit at the tempter and spurn him“ (III, 134). Eine wirklich sehr auffällige Parallele!

Auch eine Idee von Dostojevskij's „Jüngling“ ist von Maturin ausgesprochen worden: „A consciousness of our superiority is often more delightful when confined to our own breasts, than when expressed by others“ (II, 6/7). Die Rothschild-Träume Arkadij Dolgorukijs besagen nichts anderes als dieser Satz. Die Fähigkeit des Sich-Unterwerfens, die Kunst des Leidenkönnens — in so vielen Gestalten Dostojevskijs dargestellt — hat eine Parallele in Monçada, der von sich sagt: „Give me something to suffer, to undergo, to submit, and I became at once the hero of submission“ (II, 44). Das „at once“ in diesem Zusammenhang trifft D.s Stil in erstaunlicher Weise.

Der Wert der Phantasie, das Leben in seinen Träumen, ein Thema des jungen Dostojevskij klingt auf, wenn Maturin schreibt: „Let those who smile at me, ask themselves whether they have been indebted most to imagination or reality for all they have enjoyed in life, if indeed they have ever enjoyed any thing“. (I, 140). Der Held der „Hellen Nächte“, des „Schwachen Herzens“, der „Wirtin“, der „Erniedrigten und Beleidigten“, könnte das Gleiche von sich sagen.

Probleme der Kinderpsychologie, die Dostojevskij so interessierten, berührt auch Maturin. Das Verhältnis der beiden Mädchen in „Netočka Nezvanova“, das Umschlagen von Haß in Liebe auf krankhafter Basis, findet eine Parallele in den beiden Knaben Monçada. (I, 199—206).

Aber nicht nur Übereinstimmungen in der Psychologie liegen vor, auch metaphysische Spekulationen, die Dostojevskij beschäftigten, findet man bei Maturin wieder.

Eine Überleitung dazu bilden die Betrachtungen Maturins über krankhafte Begeisterungszustände mit nachfolgenden Depressionen, für die er eine von Dostojevskij abweichende Erklärung findet: „All saints, from Mahomet down to Francis Xavier were only a compound

of insanity, pride, and self imposition.“ (I, 191) Immerhin ist die Erwähnung Mahomets im Hinblick auf Dostojevskij der ihn in ähnlichen Betrachtungen gern zitiert, nicht uninteressant.

Sowohl Stavrogin als auch Ivan Karamazov empfinden ihre metaphysischen Teufelsbesuche (Stavrogin in den Entwürfen zu den „Teufeln“) als erniedrigend und entwürdigend, je realer sie ihnen erscheinen. Auch Monçada wehrt sich dagegen, den Teufel für real zu halten, hat Angst davor, die Illusion als Wirklichkeit zu empfinden: „When art assumes the omnipotence of reality, when we feel we suffer as much from an illusion as from truth, our sufferings lose all dignity and all consolation.“ (I, 267).

Das Kernproblem Dostojevskijs, die Freiheit des menschlichen Willens und das Leben, behandelt Maturin in genau der gleichen Art wie der russische Romancier: „The moment life is put beyond the reach of your will, and placed under the influence of mechanical operations, it becomes to thinking beings a torment insupportable“ (I, 184). Motive des Großinquisitors werden hier angeschlagen. Es ist auch hier der Ort darauf hinzuweisen, daß einer der Gründe, die Dostojevskij zu Maturin hinzogen die äußerst scharf ausgeprägte antikatholische Tendenz des „Melmoth“ gewesen sein mag. Hier fand Dostojevskij seine eigenen Gefühle der katholischen Kirche gegenüber wieder. — Den Willen des Menschen jedenfalls hat Maturin ebenso nachdrücklich wie Dostojevskij als das entscheidende Element des Menschseins bezeichnet: „... a motive more powerful than all — his own will, which never analysed and hardly ever confessed to be the ruling principle of our actions, governs nine tenths of them“ (II, 274/48). Alle Tiefen des Unterbewußten werden mit diesem Satz aufgerissen, das gesamte Werk Dostojevskijs könnte man weitgehend auf diesem „romantischen“ Gedanken basieren.

Das Gefühl von der göttlichen Alleinheit, das selige Aufgehen im Universum als Reaktion auf den Zustand furchtbarer Enttäuschung, grauenvollen Elends hat Dostojevskij in Aljoša Karamazovs Extase nach der entsetzlichen Gewissensqual, in die ihn der Leichengeruch Zosimas versetzte, geschildert. Aljoša, überwältigt von der Sternennacht, fällt zur Erde, in dem berausenden Gefühl, Teil der die Welt umspannenden Gottheit zu sein. Man vergleiche damit die Empfindungen Monçadas beim Verlassen der Krankenstube nach dem Tode des Mönchs, der ihm sterbend die schwerste Enttäuschung seines Lebens bereitet: „I rushed from the infirmary The garden, with its calm moonlight beauty, its innocence of heaven, its theology of the

stars, was at once a reproach and a consolation to me. I tried to reflect, to feel, — both efforts failed, and perhaps it is in this silence of the soul, this suspension of all the clamorous voices of the passions, that we are most ready to hear the voice of God. My imagination suddenly represented to me the august and ample vault above me as a church, — the images of the saints grew dim in my eyes as I gazed on the stars, and even the altar, over which the crucification of the Saviour of the world was represented, turned pale to the eye of the soul, as I gazed on the moon „walking in her brightness.“ I fell on my knees. . .“ (I 195/96). Man wird die Ähnlichkeit in Situation und Stimmung kaum leugnen können.

Vom Zustand der „ewigen Harmonie“, der alles Leiden nachträglich erklären, alle Gegensätze lösen soll, spricht auch Maturin: „Revelation assures us that there is a period coming, when all petitions suited to our state shall be granted, and when „tears shall be wiped from all eyes““. (III, 3). Stilistisch könnte dieser Satz mit dem ganz leise ironisch gemeinten Zitat von Dostojewskij sein!

Die Abhängigkeit des Menschen von Gott, die Unmöglichkeit der Menschenliebe ohne Gottesliebe — wohl eine der wichtigsten Erkenntnisse der GroÙinquisitorlegende, hat Maturin klar gesehen: „That sterility of the heart that forbids the growth of divine feeling, must be hostile also to every tender and generous sentiment. He who is without a God must be without a heart!“ (III, 284).

Was Melmoth zugrunde richtet, ist nichts anderes als das, woran Raskolnikov, Stavrogin, Ivan Karamazov und viele andere Gestalten Dostojewskijs scheitern: „Mine was the great angelic sin — pride and intellectual glorying! It was the first mortal sin — a boundless aspiration after forbidden knowledge!“ (III, 268) und auch das gleiche Heilmittel sehen sowohl der Russe als auch der Ire: „It is thus, Oh God! we are doomed (and justly doomed when we fix our hearts on any thing below thee) to feel those hearts repelled like the dove who hovered over the shoreless ocean, and found not a spot where her foot might rest, — not a green leaf to bring back in her beak.“ (III, 11). Ein schönes Bild, das auch den Schlüssel zum Verständnis der Weltanschauung Gogols geben könnte. Der letzte Schrei Immalees: „Oh, that I had loved none but God“ (III, 318) weist auf die tödliche Gefahr der menschlichen Leidenschaften hin, die den Menschen vom einzig Wesentlichen entfernen. Denn nur über die Liebe zu Gott geht es zur universalen Liebe eines jeden zu jedem, dem Idealbild der Religion, wie Dostojewskij es sah. „Religion ought to be a system whose spirit

was universal love“ (II, 186) — so formuliert auch Maturin dieses Ideal.

Wir haben gesehen, daß, angefangen mit subtilen psychologischen Erkenntnissen und geschlossen mit der Konzeption einer religiösen Weltanschauung, Parallelen im Roman Maturins und im Werk Dostojewskijs auftreten. Sie ließen sich noch weiter vermehren. Es soll natürlich keineswegs behauptet werden, daß Dostojewskij bei der Abfassung der betreffenden Stellen unbedingt an den „Melmoth“ gedacht haben muß, aber, da wir Zeugnisse darüber haben, wie sehr er diesen Roman schätzte, scheint es mir nicht ausgeschlossen, daß er die Gedanken, die er darin fand, vielleicht unbewußt, verwertete. Auf größere Zusammenhänge gesehen beweisen die angeführten Parallelen, wie tief Dostojewskij im Gedankengut der Romantik — in die der „Schauerroman“ ja hineingehört — verwurzelt ist. Diese Tatsache wird von der literarischen Kritik, besonders im Westen stets vernachlässigt. Die ungeheure Gestaltungskraft Dostojewskijs blendet so stark, daß man nur allzu leicht dazu neigt, alles in seinem Werk für originell und neu zu halten; die literarische Analyse hat aber die Aufgabe festzustellen, daß ihm das Rohmaterial für seine großen Visionen von der zeitgenössischen Literatur des Westens — vornehmlich von der Romantik (das Wort im weitesten Sinne gefaßt) geliefert wurde. Man sollte sich hüten gerade Dostojewskij als den russischen Schriftsteller par excellence zu bezeichnen.

Bonn a. Rh.

V. SETSCHKAREFF.

Beitrag zum Studium des Olmützer Herbars

Die Beschäftigung mit dem Olmützer Herbar, der ältesten zusammenhängenden Sammlung tschechischer Pflanzennamen¹⁾, lenkt zwangsläufig die Aufmerksamkeit auf einige dunkle Pflanzenbezeichnungen, die anscheinend auch einem Bohemisten vom Range J. Ge-

¹⁾ Handschrift etwa aus dem Jahre 1300, veröffentlicht von A. MÜLLER in Čas. Česk. Mus., 1877, Bd. LI, S. 390 ff., abgedruckt von V. FLAJŠHANS Nejstarší památky jazyka i písemnictví českého, S. 126 f. — Einzelne alttsch. Pflanzennamen aus dem 13. Jhdt. enthält — neben zahlreichen Fälschungen Hankas — im Rahmen zweier Salomonischer Glossare ein unsignierter Codex des Böhmischen Museums in Prag, abgedruckt in den von STEINMEYER und SIEVERS gesammelten und bearbeiteten Ahd. Glossen, IV. Bd., S. 27—111.

bauers Schwierigkeiten bereitet haben. In den folgenden Zeilen sollen in alphabetischer Anordnung einige dieser Namen beleuchtet und eine Erklärung des einen oder anderen Namens versucht werden.

hranicě „Epatika Hranycye“ GEBAUER (Sl. staroč. I, 485) nimmt ohne weitere Stellungnahme ein Versehen an. Da es sich bei „hranicě“ offenbar um ein ἄπλξ λεγόμενον handelt, ist diese Annahme durchaus berechtigt, zumal eine Anknüpfung an die Bedeutung „Art Eiche“, die für das Bulgarische belegt ist (vgl. außer BERNEKER, Etym. Wb., auch G. WEIGAND, Etymologien, Balkan-Archiv 3, S. 98), wegen der Bedeutung von Hepatica kaum in Frage kommt.

Wie ein Vergleich mit dem Pelpliner bot.-med. Glossar aus der ersten Hälfte des 15. Jhdts. — veröffentlicht von A. BRÜCKNER, Arch. f. sl. Ph., 14, S. 35, Z. 166), und dem Klagenfurter alttsch. Glossar aus dem Jahre 1419 (veröffentlicht und erklärt von H. MENHARDT und M. VASMER, Z. f. sl. Ph. I, S. 37) zeigt, wird hepatica sonst im Alttsch. mit *hubicě* wiedergegeben, das GEBAUER kennt (I, S. 514).

Daneben wird mit *hubicě* im Alttsch. auch „Leberwurstfülle“ bezeichnet, was wohl das Primäre ist. Daher rührt auch die neutsch. Redewendung *rozsekati na hubice*. *hubicě* (Deminutivum zu *húba* = Schwamm) wird in der Bedeutung „Leber“ wohl nach deren schwammiger Struktur gebraucht.

Somit ist *Hranicě* aller Wahrscheinlichkeit nach entstelltes *hubicě*.

jmelo „Cameleon Gmelo“. Die Transkription *jmelo* versieht GEBAUER (Slov. staroč., I, S. 661) mit einem Fragezeichen und dem Vermerk „neznámo, nejspíše nějaký omyl LČelak.“

Das Fragezeichen GEBAUERS kann sich entweder auf die Endung des Stichwortes beziehen, da der Mistelname sonst im Alttsch. in der Form *jmelé*, *melé*, neutsch. *jmeli* vorkommt, oder soll die Richtigkeit der Wiedergabe von griech.-lat. *cameleon* durch *jmelo* anzweifeln, da die Mistel in den klass. Sprachen ἰξός oder ἰξίς, bzw. *viscus* oder *viscum* heißt. So wird beispielsweise im Pelpliner bot.-med. Glossar (Arch. f. sl. Ph., 14, S. 41, Z. 404) *viscus quercinus* mit *dubowe mele* wiedergegeben.

Die Annahme eines bloßen Versehens im Olmützer Herbar wird durch die Tatsache in ein besonderes Licht gerückt, daß dieses angenommene Versehen nicht vereinzelt dasteht. In den „Ahd. Glossen“¹⁾ (3. u. 4. Bd.) finden sich zwar zahlreiche Belege von *viscus* ‚Mistel‘, aber auch *cameliunta* ‚misteles‘ und ‚mistel‘ (3. Bd., S. 553, Z. 35; aus dem

¹⁾ In Wirklichkeit enthält die Sammlung Glossen der alt- und der mittelhochdeutschen Sprachperiode.

Clm 615 und Codex Oenipontanus 355, beide aus dem 14. Jhdt., auf antiken Quellen [bzw. Platearius?] beruhend).

Die Wiedergabe des Namens der Pflanze *χάμαιλέων λευκός*, unter der nach J. BERENDES (Des P. Dioskorides . . . Arzneimittellehre, S. 268f.) *Atractylis gummifera* L = Mastixdistel zu verstehen ist, geht auf die Angabe des Dioskorides, liber III., cap. VIII, zurück, wonach der Weiße Chamaileon auch *Ixia* genannt werde, weil an seiner Wurzel in einigen Gegenden ein Gummi — *ἰξός* bedeutet außer Mistel und Mistelbeere auch den daraus gewonnenen Vogelleim — vorkomme (. . . . *ἰξοῦ εὐρίσκεται πρὸς τὰς ῥίζας αὐτοῦ*); auch der Schwarze Chamaileon (*Carthamus corymbosus* L = Schirmsaflor) wird nach Dioskorides *Ixia* genannt (J. Berendes a. a. O.)

Der Annahme einer Entlehnung von balt.-slav. **amela* — dieser Ansatz nach Trautmann, Balt.-slav. Wb., S. 7 — aus *χάμαιλέων* stellen sich jedoch wohl unüberwindliche lautliche Schwierigkeiten entgegen.

motovidlce „Camedreas Motowidlce“. GEBAUER (II, S. 402) vermerkt hierzu: „prý rostlina toho jména camadreas, nyní neznámo. LČelak.“ JUNGSMANN und OTTO (Slovník naučný) führen den Pflanzennamen überhaupt nicht an, KOTT mit dem Vermerk 'sycer eraticus camedreas'.

In den Pelpliner bot.-med. Glossen (a. a. O. S. 33, Z. 99) und den Klagenfurter alttsch. Glossen (a. a. O. S. 372) erscheint für *camedreos* (malá) ožanka und in den Ahd. Glossen (a. a. O. S. 527, Z. 15 u. ähnlich S. 538, Z. 11 aus dem 13. und 14. Jhdt.) *Camedreos Quercula* grosse gamädre.

Der im Alttsch. isolierte Name des Echten Gamanders = *Teucrium chamaedrys* L — neutsch. ožanka (ähnlich auch poln.), russ. дыбавка (ähnlich auch poln. u. skr., dieses vielleicht nach *quercula*) — ist wohl eine Nachbildung von mißverstandenen *elaterium* (aus *ἐλατήριον* = Abfuhrmittel zu *ἐλατήριος* = vertreibend) = Eselsgurke und bezieht sich auf eine Eigenheit der *Chamaedrys*, von der Theophrast (Hist. plant., IX 9,5) sagt, es sei wunderbar, daß ein Teil der Wurzel nach oben, der andere nach unten abführe, d. h. Abführen, bzw. Erbrechen bewirke. (. . . sed multo mirabilis, eiusdem radicis partem superius, alteram inferius purgare. . .) und . . . daß (bei anderen Pflanzen) derselbe Teil nach oben und unten zugleich ausleere, wie das *Elaterium* (die Eselsgurke), sei gar nicht so sonderbar (. . . idem medicamentum et inferius et superius purgare posse, ceu elaterium, nequaquam absonum dixeris). Der mittelalterliche tschech. Botaniker brachte *Elaterium* mißverständlich mit *Elatio* = Heben u. ä. in Verbindung und

bildete darnach die unrichtige Lehnübersetzung *motovidlce* (Deminutivum zu *motovidlo* = Haspel, vielleicht unter dem Einfluß des Deminutivums *quercula*).

povesnicě „Serpentina Swate marzie powiesnyczie“ JUNGSMANN kennt den Pflanzennamen — anscheinend ein ἄπαξ λεγόμενον — noch nicht, KOTT führt ihn ohne weitere Erklärung an.

Pověsnič ist Deminutivum zu *pověseň* = Handvoll Flachs oder Hanf, Riste (Reiste), Banste, cauda, fusarium. Nach Jungsmann ist *pověseň* (daneben auch *pověsno* und *pověsno*) möglicherweise davon gebildet, daß die Flachsbüschel beim Brechen vor dem Binden irgendwohin gehängt werden (. . . ty hrsti někam při trní věšejí, dřive než je sváží), vielleicht jedoch nach lat. *pensum* (zu *pendo*) = den Sklaven als Tagesarbeit zugewogene Wolle.

Welche Pflanze mit der alttsch. Bezeichnung gemeint ist, läßt sich wohl nicht entscheiden. Mhd. *riste* = „oben zusammengedrehtes Büschel gehechelten Flachses“ gibt — nach LEXER, Mhd. Handwörterbuch II, S. 461 — lat. *stippa* (neben *pensum* u. a.) wieder. Inwieweit bei *stup(p)a* an das heutige *Stipa* L = Pfriemengras, neutsch. *kavil*, *kavyl* gedacht werden kann, das zwar in Böhmen vorkommt, anscheinend jedoch in der Volksmedizin nicht gebraucht wurde, muß offen bleiben (*Stipa pennata* L. wird auch Marienflachs — dies auch gleich *Linaria vulgaris* L = Leinkraut — genannt).

Serpentina wird in den Pelpliner bot.-med. Glossen (Arch. f. sl. Ph., 14, S. 41, Z. 378 u. 379) mit *Wssedobr* (s. maior) bzw. *hadowka* und *gesstier* (s. minor) wiedergegeben. Dieser Umstand weist vielleicht auch für das Olmützer Herbar auf *Thymus serpyllum* L = Quendel, Feldkümmel, auch Liebfrauen-Bettstroh genannt, hin.

In der älteren deutschen Botanik wurde (nach H. MARZELL, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen I, S. 443) unter *serpentina* der Aronstab = *Arum maculatum* L, regional auch Marienblume genannt, oder (nach GRIMM, Deutsches Wörterb., 7, S. 429 u. 9, S. 475) *lingua serpentina* = Natternzunge, gemeine Schlangenzunge (Speerkraut = *Ophioglossum vulgatum* L.) verstanden.

Möglicherweise dachte der alttsch. Botaniker bei dem Ausdruck *Pověsnič svaté Marie* an keine bestimmte Pflanze, sondern allgemein an die am Tage Mariä Himmelfahrt geweihten Kräuterbüschel (vgl. BÄCHTOLD — STÄUBLI, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens V, S. 44ff.), deren wichtiger Bestandteil seit alters u. a. der weiter oben erwähnte *Thymus serpyllum* L ist (H. MARZELL, Geschichte u. Volkskunde der deutschen Heilpflanzen, S. 210f.). Ob bzw. inwieweit sich

in diesem Namen Momente des Marienkults widerspiegeln — beispielsweise im deutschen Volksbrauch das Bündelchen Flachs, das man regional nach der Ernte Maria zu Ehren stehen läßt — ist nicht abzusehen.

psie vino „Cycorea Psye vino“. Mit *cicorea* wird in der alten Botanik die Wegwarte = *Cichorium Intybus* L. bezeichnet, wofür in den Ahd. Glossen seit dem 11. Jhdt. — Belege bei H. MARZELL, Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen, I, S. 995 — die dunkle Bezeichnung Hindläufte (Hintloipha, hintloifte, später hundstlouff u. ä.) gebraucht wird. Die alttsch. Bezeichnung — Wein wohl von dem Saft der Blätter — geht vielleicht auf mißverständenes deutsches Hinde = Hirschkuh zurück, doch muß auch mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß man aus *Cicorea*, wofür ja im Olmützer Herbar *Cycorea* geschrieben wird, mißverständlich das Element $\kappa\upsilon\omega\nu$ = Hund heraushörte.

Im Neutsch. bedeutet *psí vino* nach JUNGSMANN, Slovník česko-německý, III, 742, und nach OTTŮV Slovník naučný) *Solanum dulcamare* L = Bittersüß, für das auch die deutsche Bezeichnung Hinschkraut (aus hiunesch = hunnisch) oder — nach GRIMMS Wörterbuch IV, S. 1468 — kurz Hinsch (neben Rote Hundsbeere) gebraucht wurde, so daß möglicherweise eine Lehnübersetzung vom mißverstandenen *Hinsch* vorliegt.

Im Pelpliner bot.-med. Glossar wird mit *psí vino* (*psy wino*) neben *Solanum dulcamare* auch „Brionia posed“ (a. a. O. S. 32, Z. 58) = *Bryonia* L = Zaunrübe wiedergegeben.

zacie „*Betonica karrophilata orium basilicon idem est Bocwa zacie*“. Während die Bezeichnung *bokva*, sonst *bukva* = Heilziest keine Schwierigkeiten bereitet, ist *Zacie* unklar. Einen Fingerzweig gibt vielleicht auch hier das Pelpliner bot.-med. Glossar (Arch. f. sl. Ph., 14, S. 38, Z. 292), wo es heißt: „ozimum i seⁿ bazilion zageczky nozka“. Es ist möglich, daß ähnlich im Olmützer Herbar statt *zacie* richtig *zagecie* = *zaječie* gelesen werden muß.

Versucht man die alttsch. Pflanzennamen oder auch nur die im Olmützer Herbar enthaltene kleine Auswahl von Pflanzenbezeichnungen nach Alter und Herkunft zu gruppieren, so ergibt sich bei aller Unsicherheit des einen oder anderen Namens doch ein einigermaßen klares und jedenfalls recht buntes Bild.

Die zahlenmäßig stärkste Gruppe bilden die alten, gemeinslavischen Namen, wie *břěčtan*, *bez*, *dřien*, *jesen*, *kopr*, *lebeda*, *polyn* usw. Eine jüngere Gruppe sind wohl die erst im Alttsch. gebildeten, isolierten Namen, wie *ponikleč*, *popenec*, *posedl* u. ä., denen in den übrigen Slawinen andere davon abweichende Bezeichnungen gegenüberstehen.

Zu diesen wenn auch verschieden alten so doch im wesentlichen bodenständigen Namen mußten mit dem Bekanntwerden neuer Pflanzen ergänzend neue Bezeichnungen treten, die anderen Sprachen entlehnt oder nachgebildet waren (Lehnwörter bzw. Lehnübersetzungen).

Naturgemäß stellt die alte und mittelalterliche griech.-lat. botanische Terminologie nicht wenige Namen für solche im Slawischen bzw. Tschechischen bisher unbekannte Pflanzen. Hierher gehören die gemeinslawischen Lehnwörter *petružěl* und *třebule* sowie — mit lautlich nachweisbarer germanischer bzw. deutscher Vermittlung — *kmín*, *l'ubček*, *polej* und *šalvia*.

Als Lehnübersetzungen aus dem Griech.-Lateinischen können vielleicht gelten: *črnýš* (nach *μελάμπυρον* [?]), *jahodina medvězie* (nach *ἄρκ[τ]ου σταφυλή* bzw. *uva ursi*), *volový jazyk* (nach *βούγλωσσος*, bzw. *lingua bovm*), *kolovratec* (nach *ἡλιοτρόπιον* oder *ἡλιοσκόπιον* [?]), *hadové kořenie* (nach *δρακόντιον*, *viperina*, *serpentina*), *svatého Jana kořenie* (nach *herba s. Johannis*), *mléči* (nach *lactinus*?), *róžené siemě* (nach *semen rosarum*), *řecké sěno* (nach *foenum graecum*) und *zvonek* (wohl nach *campanula*), doch besteht bei diesen Namen häufig die Möglichkeit selbständiger, bloß zufälligerweise den griech.-lat. Bezeichnungen entsprechender Bildungen, wie etwa bei *črnýš*, *kolovratec*, *mléči* und *zvonek*, uvd andererseits die Möglichkeit von Lehnübersetzungen nicht unmittelbar aus dem Griech.-Lateinischen, sondern mit deutscher Vermittlung, wie vielleicht bei *róžené siemě*, für das mhd. *rôsensâme* belegt ist.

Ungemein klein ist die Zahl der Lehnwörter aus dem Germanischen und Deutschen (*bokva* und *hambuz*, dieses aus mhd. *hane[n]vuo*, das sich jedoch nicht als Lehnwort im Tschechischen behauptet hat, sondern durch *pryskyřník* ersetzt wurde).

Etwas beträchtlicher ist die Zahl der Lehnübersetzungen aus dem Deutschen, doch muß hier immer mit der Möglichkeit wenig bekannter griech.-lat. Vorbilder gerechnet werden¹⁾. Hierher gehört vielleicht

¹⁾ Bei zweigliedrigen Lehnübersetzungen etwa die Wortfolge als Kriterium dafür heranziehen zu wollen, ob das Vorbild im Griech.-Lat. oder im Deutschen zu suchen sei, ist unmöglich, da bei den alttsch. Pflanzennamen wie auch sonst im Alttsch. (vgl. GEBAUER-TRÁVNÍČEK, Hist. mluvnické jazyka českého, 4, S. 83; dort auch ältere Literatur) fast ausschließlich das Grundwort an letzter Stelle steht. Dies gilt auch für das Olmützer Herbar („*cuminum domesticum*“, aber „*Czesky kmyn*“), während sich die umgekehrte Wortfolge nur viermal findet: *Quiet bzowy* (im Pelpliner bot.-med. Glossar *bzowy kwiet*, *bzowa kuora* und zwei-

vlčie lýko (volkstümlich aus *Wolfsbast* mit slavischer Übersetzung von Grund- und Bestimmungsort gegenüber schriftsprachlichem — so „Příručný slovník jazyka Českého“ — wohl unmittelbar dem Griech.-Lat. nachgebildetem *lýkovec*), ferner *kočenie* (dafür nach GEBAUER, Slov. staroč II, S. 72: *kočcie*) *nožky* (vereinzelt, wohl nach Katzenpfötchen = *Gnaphalium dioicum* L, das mit *Gnaphalium stoechas* — daher im Olmützer Glossar *Scikados* — = *Gnaphalium arenarium* L = Sandstrohblume verwechselt wurde), weiter *žabie strěvce* (wohl nach Hühner-, Mäuse- oder Gänsedarm = *Anagallis arvensis* L; vgl. kurzy trzewcze im Pelpliner bot.-med. Glossar; Arch. f. sl. Ph., 14, S. 37, Z. 254) sowie vielleicht *psie víno* (aus Hindläufte oder Hinschkraut) und schließlich *Svaté Mařie pověsniče* (zu deutschem Kräuterbüschel?; beides siehe weiter oben).

Von besonderem Interesse ist der Name *jmelo* bzw. sein Verhältnis zu griechischem *χάμαιλέων*. Wenn auch eine voneinander unabhängige Wiedergabe von *χάμαιλέων* im Deutschen und Tschechischen mit Mistel bzw. *jmelo* nicht unbedingt von der Hand zu weisen ist, so muß doch wohl an die Möglichkeit eines deutschen Einflusses auf das Tschechische gedacht werden. Das geringe Alter der beiden Belege in den Ahd. Glossen dürfte diese Möglichkeit nicht von vornherein ausschließen.

Berlin.

KARL RÖSLER

mal *musskatowy kwiet*), sowie — nicht etwa unmittelbar aufeinanderfolgend — *iahodyna medwiezie* und *yahodina chyrwena* (Pelpliner Glossar: *morzske jahody* und *trawne jahody*). Dazu das nicht ganz klare *Bocwa zacie*. Die zur näheren Bestimmung besonders gern gebrauchten geographischen Adjektiva (*czesky*, *wlasky*, *polsky*) sowie die häufig gebrauchten attributiven zweigliedrigen Heiligennamen (*Swate Marzie*, *Swateho Jana* u. a.) werden im Olmützer Herbar (und auch im Pelpliner Glossar) stets vorangestellt. Für die Voranstellung 4silbiger Grundwörter (*jahodina*) war vielleicht der Rhythmus maßgebend (so auch im Pelpliner Glossar *wostruziny nedwiediy* und *kolowratycz mleczny* gegenüber *morzske jahody* und *trawne jahody*). — Die in der neutschech. Terminologie geübte Gepflogenheit der Nachstellung des Adjektivums (*kmín lučnt* ist wohl dem Lateinischen nachgebildet.

Der Name des Kaspischen Meeres im Reisebericht des Afanasij Nikitin

Die neue Ausgabe des Reiseberichts des russischen Kaufmanns Afanasij Nikitin aus Tver¹⁾ bietet zum ersten Male einen leicht zugänglichen und zuverlässigen Text, den K. N. SERBIN auf Grund der Troitzker und der Undoljskij Abschrift, die aus dem 16. bzw. dem 17. Jh. stammen, bearbeitet hat. Der Ausgabe ist eine Übersetzung in die heutige russische Sprache aus der Feder von N. S. ČAJEV beigegeben. Das Verständnis der geographischen Daten ist durch den ausführlichen geographisch-historischen Kommentar von I. P. PETRUŠEVSKIJ, der die Seiten 140—207 der Ausgabe einnimmt, sehr gefördert worden. Einige Fragen der geographischen Nomenklatur sind auch in dieser Neuausgabe noch nicht genügend geklärt. Dazu gehört auch die Bezeichnung *Chvalitskaja dorja*, die Bezeichnung für das Kaspische Meer, die in dieser oder ähnlicher Form auch in anderen altrussischen Texten vorkommt.²⁾ Es sei mir gestattet, etwas näher hier auf diese Bezeichnung einzugehen.

Daß dieser Name sich wirklich auf das Kaspische Meer bezieht, wird durch die vorausgehende, andere Bezeichnung: ‚Meer von Derbent‘ bestätigt und ist auch von keinem der früheren Bearbeiter in Frage gestellt worden. Eine befriedigende Erklärung für diesen Namen ist jedoch bisher noch nicht gefunden worden. Zwar hat man den Namen schon öfters mit dem des Landes Chorezm (Chwārizm) zu erklären versucht.³⁾ Es scheint mir jedoch wenig wahrscheinlich, daß die altrussische Bezeichnung des Kaspischen Meeres direkt aus dem angeführten Landesnamen abgeleitet werden kann.

Der Verbindung dieser beiden Namen steht die Schwierigkeit entgegen, daß die Schreibung des Namens bei Nikitin wie auch in anderen altrussischen Chroniken dort ein *-l-*⁴⁾ hat, wo der Landesname ein *-r-* aufweist. Möglich, daß hier ein den Russen bereits bekannter Name, etwa aruss. *Volynb*, die Schreibung beeinflußt hat, zumal lange Zeit das Meer

¹⁾ Choždenije za tri morja Afanasija Nikitina, 1466—1472, hgb. von B. D. GREKOV u. V. P. ADRIJANOVA-PERETZ. Leningrad 1948 (Izdanije Akademii Nauk).

²⁾ Folgende Schreibungen altrussischer Chroniken habe ich mir notiert *Chvalimskoje*, *Chvalinskoje*, *Chvalisskoje*, *Wolynskoje*. In SEMJONOV, Geograf. slov. 2. 529 finde ich noch die Variante *Chwarynskoje (more)*. Aus welcher Quelle stammt diese Schreibung?

³⁾ Vgl. W. BARTHOLD, Enzyklopädie des Islam I, 604 s. v. baḥr al-Khazar S. L. VOLIN, Zap. Inst. Vostokoved. 7 (1939) 79, Anm. 4.

⁴⁾ Mit Ausnahme des einen Beleges bei SEMJONOV (vgl. S. 113, Anm. 2).

selbst den Russen nur vom Hörensagen bekannt war, und deshalb der ursprüngliche Name sich leichter verändern konnte. Eine viel größere Schwierigkeit bietet der zweite Teil des iranischen Landesnamens. Zur Zeit Nikitins lautete dieser etwa *Chorezm* oder *Chwārezm* mit mehr oder minder geschlossenem *e*. Daß die Lautgruppe *zm* bei der Bezeichnung des Meeres gänzlich ignoriert worden sein soll, scheint mir sehr unwahrscheinlich.

Vielleicht läßt sich über die Erklärung des iranischen Namens etwas weiter kommen. Schon BARTHOLOMAE hat in seinem Altiranischen Wörterbuch Sp. 1855, 2. T. in Übereinstimmung mit W. GEIGER, *Ostiranische Kultur im Altertum*, S. 29, vermutet, daß im ersten Teil des Landesnamens ein Volksname stecke. Das würde bedeuten, daß *Hwārezm* (awest. *xʷairizam-*, altpers. *hwārazmī-*) mit ‚Land (zam-) der Hwāri‘ zu übersetzen sei. Über diesen Stamm läßt sich vorläufig nur soviel sagen, daß er den Namen für die nordostiranische Provinz *Chwārezm* abgegeben hat. Vielleicht ist es möglich denselben Stammesnamen auch in dem Namen des Partherganges *Χοαρηνῆ*,¹⁾ dem Ortsnamen *Χόαξα*²⁾ in Parthien, womit *Huwār*, *Hār* der arabischen Geographen übereinstimmt, und schließlich in der Landschaft *Χάαρηνῆ*³⁾ in Ariana (Ostiran) wiederzufinden. Das würde zu den Angaben bei ALT-HEIM⁴⁾, *Literatur und Gesellschaft im ausgehenden Altertum*, II, 208 stimmen, wonach anzunehmen ist, daß die Chorasmier ursprünglich auf den chorassanischen Randbergen saßen, nach Norden und Süden auf die Ebene übergreifend. „Dabei grenzten sie an Parther und Hyrkanier im Westen, an die Soghder im Osten oder Nordosten, an die Areier und Sarangen im Süden. Von dort aus müssen sie zu einem Zeitpunkt, der nach dem Zug des Xerxes lag, in das heutige Chorezm gelangt sein“. Nach dieser Zeit haben sie sich offenbar auch soweit westlich erstreckt, daß ihre Siedlungen die Küste des Kaspischen Meeres erreichten. Ob dann schon oder erst etwas später, etwa zu Beginn unserer Zeitrechnung, als der Einfluß des Chorezmischen Reiches sich bis in die Gebiete der Alanen nördlich des Kaspischen Meeres erstreckte, wie S. P. TOLSTOV⁵⁾ es annimmt, das Meer das ‚Meer der Chwāri‘ genannt wurde, bleibt noch unentschieden.

¹⁾ TOMASCHEK PAULI-WISSOWA III, 2354.

²⁾ TOMASCHEK l. c.; Schwarz, *Iran im Mittelalter nach den arabischen Geographen*, VI, 783f.

³⁾ TOMASCHEK, l. c. 2015.

⁴⁾ Der Autor gab mir freundlichst die Gelegenheit, die Druckbogen einzusehen.

⁵⁾ TOLSTOV, *Po sledam drevne-chorezmijskoj civilizacii* 1948, Karte auf S. 102.

Von dem Namen dieses Stammes, der in damaliger Zeit wohl schon in mitteliranischer Form als *Hwār* angesetzt werden darf, könnte eine altrussische adjektivische Ableitung **chwariskij* gebildet worden sein. Daß das Kaspische Meer seinen Namen nicht nur nach einem Landesnamen, wie in den Fällen *bahrě Gurgān* oder *bahrě Gīlān*, sondern auch nach einem einmal an seinen Küsten siedelnden Volk benannt wurde, lehrt die in islamischen Quellen übliche Bezeichnung *bahrě Ĥazar*. Kommt man so dem bei Nikitin und in den anderen altrussischen Texten genannten Namen sehr nahe, so bleibt doch das noch ungeklärte *l*.

Wenn ich auch die oben erwähnte Beeinflussung seitens eines den Russen bereits bekannten Namens nicht ablehne, möchte ich doch auf zwei Dinge aufmerksam machen, die in diesem Zusammenhang erwogen werden könnten. Erstens die Tatsache, daß in der persischen Volkssprache öfters *r* durch *l* ersetzt wird. Ein Beispiel dieser Art liefert Nikitin selbst in seinem Reisebericht: unter den persischen Sätzen, die er in seinem russischen Text an mehreren Stellen zitiert, steht auch *sul'ach mikunet*. Der Zusammenhang weist eindeutig auf die Übersetzung ‚er durchbohrt‘ (vgl. Text S. 29 mit der Anm. 321). Die von PETRUŠEVSKIJ vorgeschlagene Übersetzung: ‚*blagoje dejanije soveršajet*‘ ‚er tut ein gutes Werk‘ ist in diesem Zusammenhang gänzlich unverständlich, weshalb die Verbesserung des ursprünglich dastehenden *sul'ach* in *salach* überflüssig ist. Schriftpersisch entspricht dem *sūrāch mīkunād*: hier hätten wir tatsächlich einen Beleg für den Wandel von *r > l*, den wir dann auch für den in Frage stehenden Namen in Anspruch nehmen dürfen. Andererseits besteht vielleicht die Möglichkeit, für diesen Wandel die Sprache der Alanen oder deren Nachfahren, sofern sie noch in den Gebieten nördlich des Kaspischen Meeres zu der Zeit saßen, als der Name den weiter nördlich wohnenden Slaven vermittelt wurde, verantwortlich zu machen. Ich neige dazu, der ersten der beiden Möglichkeiten den Vorzug zu geben.

Berlin

OLAF HANSEN

Beda über die Ostseeslaven

W. STEINHAUSER hat ZSlPh 16 (1939), 1ff., die Namen der Insel Rügen und ihrer Bewohner einer linguistischen Analyse unterzogen, die ihn zu dem Ergebnis führte, daß der Name Rügens sich von dem der germanischen Rugier herleite. Dabei ist ihm ein Beleg des Namens der slavischen Bewohner Rügens entgangen, der nicht nur für seine sprach-

wissenschaftliche Untersuchung, sondern auch für die Geschichte der slavischen Einwanderung in Ostdeutschland von Interesse ist und deshalb hier nachgetragen sei, zumal er seit ŠAFARÍK der Vergessenheit anheimgefallen zu sein scheint (auch bei L. NIEDERLE findet er sich nicht, ebenso wenig in der Literatur zur älteren Geschichte von Pommern und Rügen, soweit sie dem Verf. bekannt geworden ist).

BEDA VENERABILIS, der angelsächsische Mönch und Gelehrte von der Wende des 7. und 8. Jh. (672/73—735), schreibt in seiner *Historia ecclesiastica gentis Anglorum* V 9, ed. A. HOLDER (1882), 239: Eo tempore venerabilis et cum omni honorificentia nominandus famulus Christi et sacerdos Ecgberct, quem in Hibernia insula peregrinam ducere vitam pro adipiscenda in caelis patria retulimus, proposuit animo pluribus prodesse, id est inito opere apostolico verbum dei aliquibus earum, quae nondum audierant, gentibus evangelizando committere: quarum in Germania plurimas noverat esse nationes, a quibus Angli vel Saxones, qui nunc Britanniam incolunt, genus et originem duxisse noscuntur; unde hactenus a vicina gente Brettonum corrupte Garmani nuncupantur. Sunt autem Fresones, Rugini, Danai, Hunni, Antiqui Saxones, Boructuarii: sunt alii perplures hisdem in partibus populi paganis adhuc ritibus servientes, ad quos venire praefatus Christi miles circumnavigata Brittania disposuit.

Der „Völkerkatalog“, den BEDA hier gibt, stellt also neben die Friesen, Dänen, Sachsen (in England Eald-Seaxan genannt, vgl. KÖNIG AELFRED I. Völkerverzeichnis) und Boruktuarier die Rugini und die Hunni. Auf den Namen der ersteren geht ŠAFARÍK an den beiden Stellen, an denen er diese Beda-Stelle berührt, nicht ein (Slaw. Alt. II, 512, 543). Doch leidet es kaum einen Zweifel, daß unter ihnen die slavischen Bewohner Rügens zu verstehen sind. Das Suffix -in- ist doch wohl nur die latinisierte Form des slavischen -ěn-, -'an- Suffixes, das zur Bildung zahlreicher slavischer Ethnika gedient hat, und die Rugini sind die späteren Rugiani usw., also die Rügenslaven (über die Formen ihres Namens s. W. STEINHAUSER, a. a. O.). Dafür spricht auch die Nachbarschaft, in der sich diese Rugini befinden: Friesen, Dänen, Sachsen sind alles Küstenvölker der Nord- und Ostsee, nur die Boruktuarier sitzen im Binnenlande an Ems und Lippe, sind aber immerhin ein Nachbarvolk der Sachsen (s. R. MUCH bei HOOPS, RL d. germ. Altertumskunde I, 334f., s. v. Brukterer).

Daß unter diesen Völkern nun auch die Hunni auftauchen, nimmt freilich wunder. Beda konnte unter ihnen die zeitgenössischen Awaren verstehen, doch war deren Machtbereich zu dieser Zeit wohl auf den

mittleren Donauraum beschränkt. Allerdings denkt man unwillkürlich an jene Stelle bei THEOPHYLAKTOS SIMOKATTES, Hist. VI 2, ed. C. DE BOOR (1887), 223f., wo von dem awarisch-byzantinischen Feldzug des Jahres 592 die Rede ist und berichtet wird, die Awaren hätten als Hilfsvölker auch Slaven aufgeboten, die πρὸς τῷ τέματι τε τοῦ δουτικοῦ Ὠκεανοῦ ihre Sitze hätten, wo also der awarische Machtbereich bis an die Ostseeküste ausgedehnt wird (dazu K. WACHOWSKI, *Słowiańszczyzna zachodnia I* (Warschau 1903), 96). Aber das war zu einer Zeit, zu der die Awaren wiederholt mit dem fränkischen Reiche zusammenstießen, wovon zu Bedas Tagen keine Rede mehr sein kann, so daß Bedas Hunni doch schlecht Awaren gewesen sein können, wenigstens, wenn man, wie doch wohl notwendig, mit Rücksicht auf die übrigen genannten Völker die Hunni an der Ostseeküste sitzen lassen will (über den Rückgang der awar. Macht seit dem 1. Drittel des 7. Jh. treffend schon K. ZEUSS, *Die Deutschen u. d. Nachbarstämme* (1837), 734f., vgl. G. OSTROGORSKIJ, *Gesch. d. byz. Staates* (1940), 63). So bleibt nur übrig, mit ŠAFAŘÍK, a. a. O., in ihnen Slaven zu sehen, wenn auch die festländischen Quellen der Zeit Hunnen = Awaren und Slaven stets klar unterscheiden, und wenn auch dem angelsächsischen Widsith-Lied dieser Unterschied ebenfalls wohl bekannt ist (bei ŠAFAŘÍK, a. a. O., 668: Ic waes mid Hunum and mid Hredgodhum, Mid Sweom and mid Geatum, And mid Sudh-Denum, Mid Wenlum ic waes and mid Waernum And mid Wicingum, Mid Gaefdhum and mid Winedum; nach A. HEUSLER, *Altgerman. Dichtung 2* (1940), 89ff., gehört dieser Teil des Widsith-Liedes in d. Anf. d. 8. Jh.).

Wir haben also in der zit. Bedastelle ein beachtenswertes Zeugnis für die Ostseeslaven und speziell die Rügenslaven schon aus dem Anfang des 8. Jh. Beda vollendete seine Kirchengeschichte 731 (M. MANITIUS, *Gesch. d. lat. Lit. d. Ma. I* (1911), 81). Die historisch-geographischen Angaben unserer Stelle sind auf diese Zeit zu beziehen, nicht auf die ältere des Abt-Bischofs und Vaters der angelsächsischen Germanenmission EGBERT (um 685, s. G. SCHNÜRER, *Kirche und Kultur im Ma. I* (1927), 289), denn Beda sagt, Egbert habe erfahren (noverat,) in Germania seien viele heidnische Völker, von denen die Angeln und Sachsen sich herleiteten, und er fügt dann im Präsens hinzu: dies sind (sunt) aber die Friesen, Rüger usw., d. h. er erläutert den Inhalt dessen, was E. erfahren haben konnte, aus seiner eigenen Kenntnis. Seltsam mutet an, daß er Hunnen und Rügenslaven für Stammverwandte der Angelsachsen hält.

Zur Interpretation von Gogols „Nase“

Die seltsame Novelle Gogols unter dem Titel „Nos“ hat zu vielen Deutungen Anlaß gegeben. Man bemühte sich Sinn in diese so sinnlos scheinende Geschichte zu bringen, da man nicht gut annehmen zu können glaubte, Gogol habe absichtlich Unsinn geschrieben. Es ist hier unmöglich, alle Interpretationsvarianten zu referieren; man kann sie in großen Zügen in zwei Richtungen einteilen: die psychologische und die psychoanalytische. Die psychologische besagt ungefähr Folgendes: durch den Verlust der Nase wird der Durchschnittsmensch Kovaljöv aus seiner Durchschnittlichkeit hinausgestoßen; innerlich leere Menschen wie er vermögen die Auffälligkeit nicht zu ertragen, wodurch sie auch immer bewirkt werde; sie haben kein Eigengewicht als Persönlichkeit und verlieren mit der Unauffälligkeit ihre „Stelle“ im Leben, ihre Sicherheit, ihr Sein. Die psychoanalytische Richtung gibt der Nase einen obszönen Nebensinn und behauptet, ein innerlich leerer, nur aufs Geschlechtliche abgestellter Mensch, wie es Kovaljöv zweifelslos ist, verliere mit der Geschlechtlichkeit den Sinn seines Lebens und damit sein Menschsein überhaupt. Man wird mit beiden Auffassungen nicht rechten können; sie haben viel für sich und sind ohne Zweifel mögliche Deutungen, wenn man die Erzählung als ein vom Dichter gelöstes, daseiendes Kunstwerk betrachtet. Gerade die inhaltliche Sinnlosigkeit der „Nase“ erleichtert die Interpretation nach einer gewünschten Richtung, weil schlüssige Gegenbeweise bei dem unsicher schillernden Material unmöglich sind. Allerdings wird es auch keiner Interpretation gelingen, alle Details wirklich zu erklären und zu einem gedanklich harmonischen Ganzen zusammenzuschließen. Es bleibt die Frage: was wollte Gogol mit seiner Erzählung?

Die „Stellenphilosophie“ so früh anzusetzen, scheint mir nicht gut möglich; Gogols religionsphilosophisches System wird nicht vor 1840 konzipiert, auch haben wir keine Beispiele dafür, daß Gogol seine religionsphilosophischen Ideen in so restlos burleske Form gekleidet hätte.

Daß Gogol an den Nebensinn der Psychoanalytiker gedacht hat, scheint mir fraglos — schon deshalb weil der ihm wohlbekannte Lawrence Sterne vor allem im 31 und 33 Kapitel des dritten Buches von „Tristram Shandy“, aber auch anderwärts, diese Umdeutung durch beständiges Beteuern der Eindeutigkeit einfach herausfordert. Daß diese Interpretationsart mehr Details erklärt als die psychologische, wird man auch kaum leugnen können. Trotzdem ist dies aber nicht der „Hauptsinn“ den Gogol gewollt hat. Wo findet sich sonst Ähn-

liches in seinem Werk!? Wie sehr die „Nasologie“ überhaupt in jener Zeit in der Luft lag, hat V. VINOGRADOV mit einer Fülle von Zeitschriftenzitaten nachgewiesen. (Evoljucija russkogo naturalizma, Leningrad 1929).

Es scheint mir, man wird dem Sinn der Erzählung näherkommen, wenn man ihre inhaltliche Sinnlosigkeit als Ganzes gesehen nicht fortdeutet, sondern von ihrer Abfassungszeit ausgehend, zu einer außerinhaltlichen Sinngebung zu gelangen versucht.

Gogol begann die Arbeit an der „Nase“ im Jahre 1833. Im Februar 1833 erschien im Almanach des Buchhändlers und Verlegers Smirdin „Novoselje“ Puschkins „Domik v Kolomne“ (im gleichen Almanach kam übrigens auch zum ersten Male Gogols „Bericht darüber wie Ivan Ivanovič und Ivan Nikiforovič sich entzweiten“ heraus). Puschkin schrieb diese scherzhafte Verserzählung (1830) als Antwort auf die ständigen Aufforderungen der offiziell patriotischen Presse (vor allem Bulgarins „Severnaja Pčela“), seine militärischen Kaukasuserlebnisse (1829) und das dort kämpfende russische Heer zu verherrlichen. Eine etwas schlüpfrige Anekdote wird in tadellosen Oktaven erzählt und zum Schluß ausdrücklich festgestellt, daß irgendeine Moral sich aus dieser Geschichte nicht pressen lasse. Es ist nur eine ironische Nutzanwendung der stets mit Nachdruck vertretenen Kunstphilosophie Puschkins, des konsequenten *l'art pour l'art* - Prinzips, wonach die Kunst ihren einzigen Zweck in sich selbst habe. Jede außerkünstlerische Absicht erniedrige das Werk und den Dichter. Irgendeinen Nutzen darf der Dichter mit seinem Werk nicht verfolgen, mag er sich auch auf noch so hohe ethische Werte beziehen. Puschkin hatte diesen ästhetischen Grundsatz in dem berühmten Gedicht „Der Dichter und der Pöbel“ (1828) in aller Schärfe formuliert.

Es ist hinlänglich bekannt, wie stark die Bewunderung Gogols für Puschkin war und wie sehr er auf Puschkins Urteile hörte. Im Jahre 1831 (vermutlich Anfang Mai) lernte Gogol Puschkin persönlich kennen und ihre Beziehungen rissen bis zur Abreise Gogols ins Ausland (1836) nicht ab. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Puschkin seine Kunsttheorie vor Gogol entwickelte und Gogols Zustimmung für diese Zeit läßt sich aus manchem Artikel der „Arabesken“, aus der Skizze „Die Frau“, ja sogar aus manchen Wendungen seiner Erzählungen (z. B. „Taras Bulba“) ablesen. Es ist sehr möglich, daß Puschkin Gogol die Idee suggerierte, eine ganz sinnlose Geschichte zu schreiben nur, um den Spießern und Moralsuchern zu zeigen, daß die Art und Weise, das Wie des Erzählens, völlig über das Was triumphieren und eine span-

nende Handlung auch ohne Sinn, geschweige denn Moral, zustande kommen kann, die alle Merkmale eines echten Kunstwerks besitzt. Gogol war dazu einfach prädestiniert, denn während das Ersinnen einer Intrige nicht zu seinen starken Seiten gehörte, vermochte er jedes Fabelskelett mit so warmen lebensechten Details zu umkleiden, daß man das dürftige Gerüst völlig vergaß.

„Domik v Kolomne“ war ein Anfang — auf diesem Weg sollte Gogol kühner weitergehen. Wir wissen, daß Gogol diese Verserzählung sehr schätzte; im „Portret“, dessen zweiter Teil ausgerechnet in Kolomna spielt, lassen sich in den Beschreibungen manche Detailübereinstimmungen mit Puschkin nachweisen. Aber auch im Text der „Nase“ finden sich Anspielungen, die genau in der Art von Puschkin den Begriff des „Nutzens“ in der Kunst (bei Puschkin fast ein Kollektivetikett für alle außerkünstlerischen Motive) ironisieren. Der Redakteur der Zeitung, in der Kovaljov den Verlust der Nase anzeigen will, empfiehlt ihm, das Ereignis von einem gewandten Journalisten beschreiben zu lassen und „dieses Artikelchen in der „Severnaja Pčela“ . . . zum Nutzen der Jugend“ zu drucken. Es fällt auf, daß gerade die oben erwähnte „Severnaja Pčela“ genannt wird! Eine vornehme Dame bittet den Aufseher des Gartens, in dem die Nase angeblich promenierte, dieses „seltene Phänomen“ ihren Kindern zu zeigen „wenn möglich mit einer für die Jugend belehrenden und moralisch fördernden (nazidatelnyj) Erklärung“. Am Ende gibt Gogol beinahe selbst die Lösung, wenn er seinem Unwillen darüber Ausdruck verleiht, daß Autoren derartige Sujets wählen können: „Erstens hat das Vaterland absolut keinen Nutzen davon; zweitens . . . aber auch zweitens ist kein Nutzen dabei.“ So steht es gegen Ende der Fassung wie sie 1842 in Gogols „Gesammelten Werken“ erschien. Noch deutlicher wird die Absicht, wenn man auf die erste Fassung (1836) zurückgreift: „Eine äußerst seltsame Geschichte! Ich verstehe nicht das Geringste darin! Und weshalb das alles? Wozu das? . . . Wohin führt das alles? Zu welchem Zweck? Was beweist diese Erzählung?“ In Puschkins „Dichter und Pöbel“ fragt das Volk: „K kakoj on celi nas vedet?“, bei Gogol heißt die oben zitierte Stelle: „K čemu vse eto vedet? K kakoj celi?“ Selbst lexikalisch ist der Gleichklang auffällig!

Gogol arbeitete an der „Nase“ gerade zur Zeit seiner engsten Beziehungen zu Puschkin (1833—35). Er bot sie der Moskauer Zeitschrift „Moskovskij Nabljudatel“ an. Sie wurde aber als zu „gemein“ und „schmutzig“ abgelehnt. Offenbar sah man den obszönen Doppelsinn, der, wenn man die offenherzigen Briefe Puschkins und Gogols berücksichtigt, auch sicher darin lag. Es war für beide gewiß ein Reiz

mehr, ein Sujet zu wählen, bei welchem die Zweideutigkeit einen Sinn zu geben schien, der aber im letzten Grunde doch nicht da war. Gogol wollte das ganze zuerst als einen Traum erklären, strich dann aber die Stelle, um jede Motivierung zu vermeiden. Als Puschkin im Januar 1836 seinen „Sovremennik“ herauszugeben begann, druckte er die „Nase“ im dritten Heft ab. Bezeichnend ist die Anmerkung, mit der er die Novelle versah: „N. V. Gogol hat sich lange Zeit gegen den Druck dieses Scherzes gesträubt: doch fanden wir darin so viel Unerwartetes, Phantastisches, Fröhliches und Originelles, daß wir ihn überredeten, uns zu gestatten, das Vergnügen, das uns sein Manuskript gewährt hatte, mit dem Publikum zu teilen.“

Alle diese Gründe lassen es mir sicher erscheinen, daß die „Nase“ als Protest gegen die von offizieller und spießbürgerlicher Seite gestellten Forderungen nach lehrender und nützender Kunst geschrieben wurde. Den Anstoß dazu gab Puschkin mit seiner ars artis-Theorie und ihrer scherzhaften Demonstrierung in „Domik v Kolomne“, der als unmittelbare Anregung und erste Stufe zur schärferen „Nase“, zu werten ist.

Bonn a. Rh.

V. SETSCHKAREFF

Nachtrag zum Schriftenverzeichnis von Friedrich Lorentz

Es ist seinerzeit in Zeitschr. XIV (1937) 241—251 der Verdienste von Friedrich Lorentz um die Slavistik gedacht und ein Verzeichnis der Schriften dieses Forschers geboten worden, das 129 Nummern umfaßte. Da mir bekannt war, daß Lorentz in der Danziger Tagespresse viele Aufsätze veröffentlicht hat, wandte ich mich schon damals an die Direktion des Danziger Staatsarchivs und bat um Auskünfte über diese Seite von Lorentz' Publikationstätigkeit. Leider sind meine Bestrebungen von dieser Seite nicht unterstützt worden. Erst viel später, im Jahre 1944, gelang es mir, einige dieser Aufsätze des verdienten Forschers zu ermitteln. Ich beeilte mich zunächst nicht mit der Publikation, weil ich diese Liste in friedlicheren Zeiten zu vervollständigen hoffte. Die Bedingungen für bibliographische Feststellungen auf diesem Gebiet haben sich aber, wenigstens in Berlin, leider nicht gebessert, und ich gebe hier einen ersten Nachtrag zur früheren Bibliographie in der Hoffnung, daß weitere Ergänzungen von anderer Seite später folgen mögen. Nicht wenige dieser, in der provinziellen Tagespresse vergraben und außerhalb Danzigs wenig bekannt gewordenen Aufsätze ver-

einigen in vorbildlicher Weise strenge Wissenschaftlichkeit mit gemeinverständlicher Darstellung und dürften auch der großstädtischen Journalistik als Beispiel dafür dienen, wie wissenschaftliche Fragen aus unserer Disziplin weiten Kreisen nahegebracht werden können. Im Folgenden bedeutet POMMERELLEN-BEIL. = Pommerellen-Beilage der „Danziger Neuesten Nachrichten“, POMORZE = Pomorze, Dodatek Literacki Gazety i Dziennika Gdańskiego.

- 130: *Błędne polszczenia kaszubskich nazw miejscowych*, Pomorze I, Nr. 7; 18. Dezember 1921, S. 50—51.
- 131: *Gdzie był więziony Mestwin II w roku 1271?*, Pomorze I, Nr. 16; 16. Oktober 1921 S. 122—123.
- 132: *Przygrywka do zajęcia Pucka przez Szwedów w roku 1626*, Pomorze II, Nr. 6; 12. Februar 1922, S. 41.
- 133: *Proces czarownic w Pucku 1600 r.*, Pomorze II, Nr. 8; 25. Februar 1922, S. 61—62.
- 134: *Zabobony na Kaszubach I*. Pomorze II, Nr. 9; 5. März 1922, S. 68.
- 135: *Zabobony na Kaszubach II*. Pomorze II, Nr. 10; 12. März 1922, S. 77—78.
- 136: *Pan Swenca*, (Dei gratia palatinus Pomeraniae) I., Pomorze II, Nr. 11; 19. März 1922, S. 85—86.
- 137: *Pan Swenca*, II, Pomorze II, Nr. 12; 26. März 1922, S. 94.
- 138: *Okręg Kack*, Pomorze II, Nr. 13; 2. April 1922, S. 100—101.
- 139: *Olbrzymy i Karły w kaszubskiej wierze ludowej I*, Pomorze II, Nr. 14; 9. April 1922, S. 108.
- 140: *Olbrzymy i Karły w kaszubskiej wierze ludowej II*, Pomorze II, Nr. 15; 16. April 1922, S. 116—117.
- 141: *Z życia Załogi puckiej w 17. wieku I*, Pomorze II, Nr. 16; 23. April 1922, S. 124—126.
- 142: *Z życia Załogi puckiej w 17. wieku*, Pomorze II, Nr. 17; 30. April 1922, S. 134—135.
- 143: *Czy prawo państwowe wschodnie-pomorskie znało seniorat?* Pomorze III, Nr. 1; 6. August 1922, S. 3.
- 144: *Barwy i herb Pomorza*. Pomorze III, Nr. 3; 20. August 1922, S. 17—18.
- 145: *Ród Krokowych I*. Pomorze III, Nr. 8; 1. Oktober 1922, S. 57—58.
- 146: *Najstarszy pomnik piśmiennictwa kaszubskiego treści świeckiej*. Pomorze III, Nr. 3; 21. Januar 1923, S. 17—18.
- 147: *Jak brzmiała kaszubszczyzna za czasów książąt pomorskich*. Pomorze III, Nr. 8; 4. März 1923, S. 57.
- 148: *Ród Krokowych II*. Pomorze III, Nr. 9; 8. Oktober 1922, S. 64—65.

- 149: *Bajka zamka Trzebiatowskiego*. Pomorze III, Nr. 9; 11. März 1923, S. 67.
- 150: *Kaszubszczyzna jako język literacki pomorskich pastorów*. Pomorze III, Nr. 10; 18. März 1923, S. 73—74.
- 151: *Nazwa Gdańsk*. Pomorze III, Nr. 11; 23. März 1923, S. 82—83.
- 152: *Wielkanoc u Kaszubów*. Pomorze III, Nr. 12; 1. April 1923, S. 92.
- 153: *Kaszubski drużba*. Pomorze III, Nr. 15; 22. April 1923, S. 113 bis 114.
- 154: *Retra*. Pomorze III, Nr. 16; 29. April 1923, S. 121—122.
- 155: *Slavia Occidentalis Bd. 1 und 2*. Posen 1921, Pomorze III, Nr. 18; 13. Mai 1923, S. 140—141 (Besprechung).
- 156: *Narzeczka pomorskie I*, Pomorze III, Nr. 19; 20. Mai 1923, S. 146—147.
- 157: *Pieśni ludowe z Kaszub*, Pomorze III, Nr. 19; 20. Mai 1923, S. 150.
- 158: *Rozwój Sopotu od najdawniejszych czasów do roku 1923*. Dziennik Gdański; 20. Mai 1923, S. 3—4.
- 159: *Narzeczka pomorskie II*. Pomorze III Nr. 20; 27. Mai 1923, S. 153—154.
- 160: *Narzeczka pomorskie III*. Pomorze III, Nr. 21; 3. Juni 1923, S. 162—163.
- 161: *Pierwsze lata rządów Mestwina II, Teil 1*. Pomorze III, Nr. 22; 9. Juni 1923, S. 169—170.
- 162: *Pierwsze lata rządów Mestwina II, Teil 2*. Pomorze III Nr. 23; 17. Juni 1923, S. 180—181.
- 163: *O pisowni kaszubskiej I*. Pomorze III Nr. 24; 24. Juni 1923, S. 185.
- 164: *Obchód Sobótki na Kaszubach*. Pomorze III, Nr. 25; 8. Juli 1923, S. 193—194.
- 165: *O pisowni kaszubskiej II*. Pomorze III, Nr. 25; 8. Juli 1923, S. 198.
- 166: *O pisowni kaszubskiej III*. Pomorze III, Nr. 26; 15. Juli 1923, S. 203—204.
- 167: *Wygaśnienie kaszubszczyzny na niemieckem Pomorzu I*. Pomorze III, Nr. 28; 29. Juli 1923, S. 217—218.
- 168: *Wygaśnienie kaszubszczyzny na niemieckim Pomorzu II*. Pomorze III, Nr. 29; 5. August 1923, S. 220—221.
- 169: *Zamach na starostę puckiego w roku 1607*. Pomorze III, Nr. 31; 26. August 1923, S. 241.
- 170: *Ziemia Zaborska do 2. pokoju Toruńskiego I*. Pomorze III, Nr. 33; 9. September 1923, S. 257—258.
- 171: *Ziemia Zaborska do 2. pokoju Toruńskiego II*. Pomorze III, Nr. 35; 11. Oktober 1923, S. 281—282.

- 172: *Ziemia Zaborska do drugiego pokoju Toruńskiego III*. Pomorze III, Nr. 37; 21. Oktober 1923, S. 290—291.
- 173: *Ziemia Zaborska do drugiego pokoju Toruńskiego IV*. Pomorze III, Nr. 39; 4. November 1923, S. 305—306.
- 174: *Niemiecka imigracja za książąt pomorskich*. Pomorze III, Nr. 41; 18. November 1944, S. 321—323.
- 175: *Narodowość Pontana*. Pomorze III, Nr. 43; 2. Dezember 1923, S. 337—338.
- 176: *Pieśni na Boże Narodzenie w Krofeya „Duchownych pieśniach“*. Pomorze III, Nr. 46; 22. Dezember 1923, S. 362—363.
- 177: *Język drewiański w puszczy Luneburskiej I*. Pomorze IV, Nr. 3; 20. Januar 1924, S. 17—18.
- 178: *Język drewiański w puszczy Luneburskiej II*. Pomorze IV, Nr. 4; 27. Januar 1924, S. 29—30.
- 179: *Język drewiański w puszczy Luneburskiej III*. Pomorze IV, Nr. 5; 3. Februar 1924, S. 38—39.
- 180: *Język drewiański w puszczy Luneburskiej IV*. Pomorze IV, Nr. 6; 10. Februar 1924, S. 41—42.
- 181: *Język drewiański w puszczy Luneburskiej V*. Pomorze IV, Nr. 7; 17. Februar 1924, S. 1—52.
- 182: *Język drewiański I*, Pomorze IV, Nr. 8; 24. Februar 1924, S. 57—58.
- 183: *Język drewiański II*, Pomorze IV, Nr. 9; 2. März 1924, S. 65—66.
- 184: *Język drewiański III*, Pomorze IV, Nr. 11; 16. März 1924, S. 81—82.
- 185: *Język drewiański IV*, Pomorze IV, Nr. 12; 23. März 1924, S. 91—92.
- 186: *Język drewiański V*, Pomorze IV, Nr. 13; 30. März 1924, S. 102—103.
- 187: *Język drewiański VI*, Pomorze IV, Nr. 14; 6. April 1924, S. 109—110.
- 188: *Język drewiański VII*, Pomorze IV, Nr. 17; 27. April 1924, S. 129—130.
- 189: *Język drewiański VIII*, Pomorze IV, Nr. 18; 4. Mai 1924, S. 133—134.
- 190: *Język drewiański IX*, Pomorze IV, Nr. 19; 11. Mai 1924, S. 140—141.
- 191: *Język drewiański X*, Pomorze IV, Nr. 20; 18. Mai 1924, S. 148 bis 150.
- 192: *Język drewiański XI*, Pomorze IV, Nr. 22; 1. Juni 1924, S. 161 bis 163.

- 193: *Język drewiański XII*, Pomorze IV, Nr. 23; 8. Juni 1924, S. 170 bis 171.
- 194: *Naukowe wykłady na zebraniu Towarzystwa historii hanzeatyckiej i Towarzystwa lingwistyki dolnoniemieckiej 10. i 11. Lipca 1924 w Gdańsku*, Pomorze IV, Nr. 29; 20. Juli 1924, S. 211—213.
- 195: *Nowy przewodnik po Wybrzeżu Pomorskiem*, Pomorze IV, Nr. 36; 7. September 1924, S. 269—270.
- 196: *Języki słowiańskie I*, Pomorze IV, Nr. 38; 21. September 1924, S. 283—284.
- 197: *Języki słowiańskie II*, Pomorze IV, Nr. 39; 28. September 1924, S. 293—294.
- 198: *Języki słowiańskie III*, Pomorze IV, Nr. 40; 5. Oktober 1924, S. 301—302.
- 199: *Języki słowiańskie IV*, Pomorze IV, Nr. 41; 12. Oktober 1924, S. 308—309.
- 200: *Czasy prastłowiańskie I*, Pomorze IV, Nr. 43; 26. Oktober 1924, S. 325—326.
- 201: *Czasy prastłowiańskie II*, Pomorze IV, Nr. 44; 2. November 1924, S. 333—335.
- 202: *Poszczególne języki słowiańskie I*, Pomorze IV, Nr. 48; 30. November 1924, S. 363—364.
- 203: *Poszczególne języki słowiańskie II*, Pomorze IV, Nr. 49; 7. Dezember 1924, S. 371—373.
- 204: *Dawniejsze związki narzeczowe I*, Pomorze IV, Nr. 52; 28. Dezember 1924, S. 395—396.
- 205: *Dawniejsze związki narzeczowe II*, Pomorze V, Nr. 3; 18. Januar 1925, S. 19—20.
- 206: *Vineta I*, Pomorze V, Nr. 8; 22. Februar 1925, S. 87.
- 207: *Vineta II*, Pomorze V, Nr. 9; 1. März 1925, S. 67.
- 208: *Vineta III*, Pomorze V, Nr. 10; 8. März 1925, S. 75—76.
- 209: *Vineta IV*, Pomorze V, Nr. 12; 22. März 1925, S. 93.
- 210: *Kaschubischer Volkshumor*. Alte Geschichten von Schildbürgerstreichen in der Kaschubei, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 8; 20. Januar 1927, S. 1.
- 211: *Die Kirche in Löbsch*. Eine kaschubische Sage. Nacherzählt von F. L., Pommerellen-Beil. VII, Nr. 9; 22. Januar 1927, S. 1.
- 212: *Kussfeld, ein kaschubisches Fischerdorf*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 30; 12. März 1927, S. 1.
- 213: *Iranische Einflüsse auf den Götterglauben der Slaven*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 31; 15. März 1927, S. 1.

- 214: *Die nordkaschubische Stammsage*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 36; 26. März 1927, S. 1.
- 215: *Die Ablässe der Neustädter Kalvarienstiftung*. Zu den bevorstehenden Wallfahrten III, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 50; 30. April 1927, S. 1
- 216: *Die Wallfahrten nach Neustadt IV*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 51; 3. Mai 1927, S. 1.
- 217: *Kaschuben in Amerika. Eine Ansiedlung am Michigan-See*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 52; 5. Mai 1927, S. 1.
- 218: *Aus „Pieśni północne“ von Czernicki I*, (Übersetzung aus dem Kaschubischen), Pommerellen-Beil. VII, Nr. 58; 19. Mai 1927, S. 1.
- 219: *Aus „Pieśni północne“ von Czernicki II*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 62; 31. Mai 1927, S. 1.
- 220: *Die Fische im kaschubischen Volksglauben*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 63; 2. Juni 1927, S. 1.
- 221: *Liebes- und Hochzeitsaberglaube bei den Kaschuben*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 64; 4. Juni 1927, S. 1.
- 222: *Till Eulenspiegel bei den Kaschuben*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 65; 9. Juni 1927, S. 1.
- 223: *Das Land Sabor*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 66; 11. Juni 1927, S. 1.
- 224: *Die Hinrichtung der Weihe*. Ein kaschubisches Volksschauspiel am Johannistage, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 71; 23. Juni 1927, S. 1.
- 225: *Johannistag in der Kaschubei*. Die Johanniswurzel, Volkssagen, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 71; 23. Juni 1927, S. 1.
- 226: *Erinnerungen an die pommerellischen Fürsten in der Kathedrale von Pelplin*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 72; 25. Juni 1927, S. 1.
- 227: *Der Schnupftabak und seine Anfertigung*, Volkskundliches aus der Kaschubei, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 73; 28. Juni 1927, S. 1.
- 228: *Der ewige Jude in der Kaschubei*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 74; 30. Juni 1927, S. 1.
- 229: *Schlossberge und Schwedenschanzen*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 75; 2. Juli 1927, S. 1.
- 230: *Der kaschubische Kleinadel*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 76; 5. Juli 1927, S. 1.
- 231: *„Die Ulanen“*, Pommerellisches Volkslied, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 76; 5. Juli 1927, S. 1.
- 232: *„Des Mädchens Klage“*, Pommerellisches Volkslied, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 77; 7. Juli 1927, S. 1.

- 233: *Kaschubische Besprechungsformeln*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 78; 9. Juli 1927, S. 1.
- 234: *Vom Grabauer See*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 79; 12. Juli 1927, S. 1.
- 235: „*Zufriedenheit*“, Pommerellisches Volkslied, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 80; 14. Juli 1927, S. 1.
- 236: *Erratische Blöcke*. Aus dem alten Sagenschatz der Kaschubei, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 80; 14. Juli 1927, S. 1.
- 237: *Der Schlossberg von Bendargau*, eine sagenumwobene Stätte, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 81; 16. Juli 1927, S. 1.
- 238: *Zarnowitz und sein Kloster*, Sagenhaftes und Geschichtliches, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 82; 19. Juli 1927, S. 1.
- 239: *Die Kriegskasse von Exau*, Geschichtliches und Sagenhaftes aus dem Kreise Karthaus, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 84; 23. Juli 1927, S. 1.
- 240: *Der schwere Ehestand*, Kaschubisches Volkslied, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. VII, Nr. 85; 26. Juli 1927, S. 1.
- 241: *Der Schlossberg von Zarnowitz*, aus Geschichte und Sage, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 87; 30. Juli 1927, S. 1.
- 242: *Liebeswerben*, Kaschubisches Volkslied, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 88; 2. August 1927, S. 1.
- 243: *Reue und Treue*, Kaschubisches Volkslied. Nach der deutschen Übersetzung von F. L., Pommerellen-Beil. VII, Nr. 89; 4. August 1927, S. 1.
- 244: *Trost in der Liebe*, Kaschubisches Volkslied, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. VII, Nr. 90; 6. August 1927, S. 1.
- 245: *Kaschubische Schriftsteller und Dichter*. Die Anfänge eines kaschubischen Schrifttums, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 91; 9. August 1927, S. 1.
- 246: *Der Eine*, Pommerellisches Volkslied, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. VII, Nr. 92; 11. August 1927, S. 1.
- 247: *Kaschubische Schriftsteller und Dichter IV*, Die neuere Literatur, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 96; 20. August 1927, S. 1.
- 248: „*Paar Wörtlein*“, Pommerellisches Volkslied, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. VII, Nr. 97; 23. August 1927, S. 1.
- 249: *Aus dem Fischerleben auf der Halbinsel Hela*, Der Lachsfang, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 105; 10. September 1927, S. 2.
- 250: *Rosen blühen . . .*, Pommerellisches Volkslied, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 111; 24. September 1927, S. 1.
- 251: *Das Gerichtswesen in Pommerellen 1466—1772*. I. Grodgericht und Landgerichte, Pommerellen-Beil. VII Nr. 114; 1. Oktober 1927, S. 1.

- 252: *Das Gerichtswesen in Pommerellen 1466—1772, II.* Die städtischen Schöffengerichte, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 115; 4. Oktober 1927, S. 1.
- 253: *Judica Domine nocentes me*, Kultur und Charakterbild aus der Kaschubei I, von Sw. Sudowski, Übersetzg. von F. L., Pommerellen-Beil. VII, Nr. 116; 6. Oktober 1927, S. 1.
- 254: *Judica Domine nocentes me*, Kultur und Charakterbild aus der Kaschubei II, von Sw. Sudowski, Übersetzg. von F. L., Pommerellen-Beil. VII, Nr. 117; 8. Oktober 1927, S. 1.
- 255: *Judica Domine nocentes me*, Kultur und Charakterbild aus der Kaschubei III, von Sw. Sudowski, Übersetzg. von F. L., Pommerellen-Beil. VII, Nr. 118; 11. Oktober 1927, S. 1.
- 256: *Landesherrlicher Besuch auf Hela im Jahre 1752, I.* Vorbereitungen und Ankunft, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 119; 13. Oktober 1927, S. 1.
- 257: *Landesherrlicher Besuch auf Hela im Jahre 1752, II.* Die Festlichkeiten, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 120; 15. Oktober 1927, S. 1.
- 258: *Das Mohrenbild.* Eine fröhlich-unheimliche Geschichte aus der Kaschubei, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 128; 5. November 1927, S. 1—2.
- 259: *Der Herzfinger.* Aus der kaschubischen Sage, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 129; 8. November 1927, S. 1.
- 260: *Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen?* Vom Weidwerk in Pommerellen und Danzig einst und jetzt, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 129; 8. November 1927, S. 1.
- 261: *Der Bär in Sage und Märchen der Kaschuben*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 135; 24. November 1927, S. 1.
- 262: *Das Land Oxhöft*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 136; 26. November 1927, S. 1.
- 263: *Ein Putziger Hexenprozeß vom Jahre 1600*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 137; 29. November 1927, S. 1.
- 264: *Der alte Fritz in der kaschubischen Sage*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 138; 1. Dezember 1927, S. 1.
- 265: *Der Storch im Volksglauben der Kaschuben*, Pommerellen-Beil. VII, Nr. 139; 3. Dezember 1927, S. 1.
- 266: „*Der Kaiser und der Abt*“ bei den Kaschuben, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 69; 26. Juni 1928, S. 1.
- 267: *Die Familie der Krockows*, Ein altes Adelsgeschlecht der Kaschubei, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 87; 7. August 1928, S. 1.
- 268: *Der Name Kaschuben*, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 88; 9. August 1928, S. 1.

- 269: *Kastellaneien und Palatinate im alten Ostpommern*, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 90; 14. August 1928, S. 1.
- 270: *Die kaschubischen Stammesnamen*, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 91; 16. August 1928, S. 1.
- 271: *Kaschubisches Erntelied*, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 92; 18. August 1928, S. 1.
- 272: *Warum man in Lissau nicht tanzt*. Erzählung aus der Kaschubei von Jakob Kowalski, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 93; 21. August 1928, S. 1.
- 273: *Wie den Pomoranen das Netzeland verloren ging*, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 94; 23. August 1928, S. 1—2.
- 274: *Herzog Swantopolks Heldenkampf*, Pomerellen-Beil. VIII, Nr. 100; 6. September 1928, S. 1.
- 275: *Die Entwicklung des Namens Pomorze*, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 101; 8. September 1928, S. 1.
- 276: *Namengebung slavischer Ortschaften*, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 103; 13. September 1928, S. 1.
- 277: *Verstand und Glück*. Ein kaschubisches Märchen, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 104; 15. September 1928, S. 1—2.
- 278: *Aus der Geschichte der Kaschubei*. Die Besitzverhältnisse unter der Ordensherrschaft I. Der adlige Grundbesitz zu polnischem Recht, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 105; 18. September 1928, S. 1.
- 279: *Aus der Geschichte der Kaschubei*. Die Besitzverhältnisse unter der Ordensherrschaft II. Der adlige Grundbesitz zu deutschem Recht, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 106; 20. September 1928, S. 1.
- 280: *Aus Pommerellens Geschichte*. Die Entwicklung der nationalen Verhältnisse bis 1772. IV. Die Zeit der Ordensherrschaft, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 142; 15. Dezember 1928, S. 1—2.
- 281: *Der goldene Vogel*. Ein kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 145; 22. Dezember 1928, S. 1—2.
- 282: *Aus Pommerellens Geschichte bis 1772*, V. Die Zeit der polnischen Herrschaft, Pommerellen-Beil. VIII, Nr. 147; 29. Dezember 1928, S. 1.
- 283: *Aus dem Märchenschatz der Kaschubei*. Das Wasser aus dem goldenen Schlosse, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 5; 12. Januar 1929, S. 1—2.
- 284: *Aus dem Märchenschatz der Kaschubei*. Die schöne Elsbeth, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 7; 17. Januar 1929, S. 1.
- 285: *Aus dem Märchenschatz der Kaschubei*. Das Wunderhemd, über-

- tragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 9; 22. Januar 1929, S. 1.
- 286: *Der Teufel und die Witwe*. Ein kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 11; 26. Januar 1929, S. 1.
- 287: *Die drei Wanderburschen*. Ein kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 15; 5. Februar 1929, S. 1.
- 288: *Bauer Kiwut*, ein altes kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 18; 12. Februar 1929, S. 1.
- 289: *Der goldene Vogel*. Ein kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 22; 21. Februar 1929, S. 1—2.
- 290: *Die beiden Brüder und die zwölf Räuber*. Ein kaschubisches Märchen, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 25; 28. Februar 1929, S. 1.
- 291: *Der kluge Peter*, ein kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 26; 2. März 1929, S. 1.
- 292: *Die böse Stiefmutter*, ein kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 29; 9. März 1929, S. 1.
- 293: *Treue Liebe*, ein kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 30; 12. März 1929, S. 1.
- 294: *Hahn und Huhn*, ein kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 32; 16. März 1929, S. 1.
- 295: *Der Meisterdieb*, ein kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 35; 23. März 1929, S. 1—2.
- 296: *Treue Liebe*, ein kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 37; 28. März 1929, S. 1.
- 297: *Die treue Schwester*, ein kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 39; 4. April 1929, S. 1—2.
- 298: *Die Räuberbraut*, ein kaschubisches Märchen, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 40; 6. April 1929, S. 1—2.
- 299: *Die drei Königssöhne*, ein kaschubisches Märchen, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 41; 9. April 1929, S. 1.
- 300: *Das Zeichen der alten Frau*, ein kaschubisches Märchen, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 42; 11. April 1929, S. 1—2.
- 301: *Die Kaufmannstochter und der Knecht*, ein kaschubisches Märchen, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 44; 16. April 1929, S. 1—2.
- 302: *Der Königssohn und seine drei Hunde*, ein kaschubisches Märchen, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 48; 25. April 1929, S. 1—2.
- 303: *Lohn der Barmherzigkeit*, ein kaschubisches Märchen, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 52; 2. Mai 1929, S. 1.
- 304: *Der junge König*, ein kaschubisches Märchen, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 56; 16. Mai 1929, S. 1.

- 305: *Die Linde*, alt-kaschubisches Volkslied, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 65; 8. Juni 1929, S. 1.
- 306: *Die Entwicklung der Kirchenorganisation in Pommerellen*, eine historische Studie, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 68; 15. Juni 1929, S. 1.
- 307: *Die Prinzessin in der Hundehütte*, ein kaschubisches Märchen, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 72; 25. Juni 1929, S. 1.
- 308: *Die Stimmung in Pommerellen gegen das Ende der Ordensherrschaft, II*. Der preußische Bund, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 74; 29. Juni 1929, S. 1.
- 309: *Aus dem Märchenschatz der Kaschubei*. Der furchtlose Dumme. Der Schneider und der Riese, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 76, 4. Juli 1929, S. 1.
- 310: *Eulenspiegel im kaschubischen Schwank*. 1. Eulenspiegel i. d. Wiege, 2. E. beim Bäcker, 3. E. beim Brauer, 4. E. pflügt, 5. E. ißt für sein Geld, 6. E. bezahlt, 7. E. gibt guten Rat, 8. E. spricht die Wahrheit, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 79; 11. Juli 1929, S. 1.
- 311: *Hexen- und Zaubersagen aus der Kaschubei*, Der Schwarzkünstler bestraft zwei Hexen. Die Ratten im Topf. Der bestrafte Dieb. Wie man eine Hexe erblicken kann. Strafe für Rachsucht, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 81; 16. Juli 1929, S. 1.
- 312: *Alte Sagen aus der Zarnowitzer Gegend*. Böses Gewissen. Der Führer des Todes. Das verwunschene Schloß. Unterirdische Verbindung zwischen dem Zarnowitzer- und dem Guten See. Die Glocken im Zarnowitzer See. Unruhe im Grabe. Schlange im Hause bringt Glück, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 83; 20. Juli 1929, S. 1.
- 313: *Sagen und Schwänke aus der Putziger Gegend*. Der Fischer und der Sellistrauer. Das Putziger Bier. Der Edelmann und der Fischer. Der Fischer geht zu den Soldaten. Der Ritt auf dem Wolf. Wie die Schwarzaauer Kämpfe christlich wurde, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 84; 23. Juli 1929, S. 1.
- 314: *Aus dem Märchenschatz der Kaschubei*. Der Schmied, der Schneider und der Jäger. Die Leute, bei denen nicht gegessen wird, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 85; 25. Juli 1929, S. 1.
- 315: *Die demütige Rosa*, Erzählung von Al. Budzisz, übersetzt von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 88; 1. August 1929, S. 1.
- 316: *Der König und die Räuber*, nach einer kaschubischen Volksüberlieferung erzählt von A. Budzisz, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 89; 3. August 1929, S. 1—2.

- 317: *Der Überfall von Preußisch-Stargard 1846*, historische Studie, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 90; 6. August 1929, S. 1—2.
- 318: *A. Budzisz, Eine vergessene Schlacht*, Bilder aus der kaschubischen Vergangenheit, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 91; 8. August 1929, S. 1—2.
- 319: *A. Budzisz, Michel bekommt Order*. Erzählung aus der Kaschubei, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 95; 17. August 1929, S. 1—2.
- 320: *A. Budzisz, Der Ziegenhandel*, Eine Bekehrungsgeschichte aus der Kaschubei, übertragen von F. L., Pommerellen-Beil. IX, Nr. 98; 24. August 1929, S. 1—2.
- 321: *Das Sprechen im Schläfe*, aus dem Kaschubischen, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 106; 12. September 1929, S. 1.
- 322: *Das Haupt der Heiligen Barbara*, eine kaschubische Legende, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 106; 12. September 1929, S. 1.
- 323: *A. Budzisz, Das kaschubische Land — das blaue Ländchen*. Ein geographisches Charakterbild, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 107; 14. September 1929, S. 1—2.
- 324: *Die drei Studenten*. Ein kaschubisches Märchen, Pommerellen-Beil. IX, Nr. 112; 26. September 1929, S. 1.

Berlin-Nikolassee

MAX VASMER

Beiträge zum slavischen etymologischen Wörterbuch¹⁾

Ferdinand Sommer zum 75. Geburtstag gewidmet.

1. russ. *latýnb* „das Latein“.

Der verehrte Jubilar, aus dessen Laut- und Formenlehre der lateinischen Sprache ich seit meiner Studienzeit viele Anregungen erhalten habe, wird es mir gestatten, daß ich in diesem ihm gewidmeten Aufsatz die russischen Bezeichnungen für Latein und lateinische Sprache behandle.

Auch demjenigen, der sich nur praktisch mit dem Russischen befaßt, muß es auffallen, daß die russische Schriftsprache *latínskij* für „lateinisch“, *latínica* für „lateinisches Alphabet“ sagt, während für „Latein, lateinische Sprache“ neben *latínskij jazýk* die Form *latýnb* sf. gebraucht wird, die immer ein *y* statt des zu erwartenden *i* enthält.

¹⁾ Dieser Aufsatz war urspr. für die Sommer-Festschrift (1945) der Idg. Forschungen bestimmt. Da die Herausgabe derselben sich bis jetzt verzögert hat, veröffentliche ich ihn hier.

Auch das Adjektiv dazu kann in vulgärer Sprache ein solches *y* enthalten: *latýnskiĵ*. Die Sprache der Gebildeten hat dafür allerdings ständig *latínskiĵ*. Die Formen mit *i* sind zweifellos auf Grund von lat. *latinus* zustandegekommen. Schwieriger ist die Beurteilung derjenigen mit *y*. GORJAJEV *Sravnitel'nyj etimologičeskij slovar' russkogo jazyka* (2. Aufl., Tiflis 1896) S. 183 führt russ. *latynb*, *latyńanin* an und läßt das *y* dieser Formen unerklärt. Die Erwähnung von poln. *łacina* „Latein“ spricht dafür, daß er an polnische Vermittlung aus *latinus* gedacht hat. PREOBRAŽENSKIĪ *Etimologičeskij slovar' russkogo jazyka* S. 438 versucht die Form *latynb* aus älterem *latyńa*, das nach ihm durch Einfluß von *-yńa* (aus *-yni*) in Fällen wie *pustyńa* aus *pustyni* „Wüste, Einöde“ entstanden ist, zu erklären. Er bringt auch Belege für *latyńa* auf Grund des altruss. Wörterbuches von DUVERNOY bei, die aber spät sind. In altrussischen und russisch-kirchenslavischen Texten findet sich *latińane* N. plur. „Lateiner“. Die Preobraženskij'sche Heranziehung von *pustyńa* halte ich wegen der Bedeutung, die ja keineswegs „lateinisches Land“ oder „Lateinerin“ ist, nicht für glücklich.

Es könnte wegen des *y* auch noch an polnische Lautsubstitutionen gedacht werden, von der Art wie poln. *tytuł* aus *titulus*, poln. *artykuł* für *articulus* u. dgl., doch ist auch damit in diesem Falle nichts anzufangen, weil für „Latein“ gerade im Polnischen eine Form *łacina* mit *i* vorliegt. Nach polnischen Formen mit *y* habe ich mich vergebens umgesehen. Es findet sich dort immer nur *-ci-*, das uns bei der Erklärung der russischen Form nicht hilft. Nun ist zu beachten, daß die Lateinkenntnisse im Moskowitischen Rußland einen bedeutenden Aufschwung erhielten, als um die Mitte des 17. Jhdts. ein Teil der Ukraine sich nach längerer Zugehörigkeit zum polnisch-litauischen Staat wieder mit dem großen ostslavischen Bruderreich vereinigte. Dort hatten die Jesuitenschulen der Erkenntnis vorgearbeitet, daß die lateinische Sprache auch als Bildungsfaktor in den Schulen der östlichen Kirche berücksichtigt werden müsse. Durch die Kiewer Hochschule (1631) erhielt auch Moskau Lehrer des Lateinischen. Das ukrainisch *latyna* „Latein“ verdankt sein *y* dem Zusammenfall der ursprünglichen *i* und *y* Laute auf ukrainischem Boden, der sich schon im 14. Jhd. zeigt. So ist ukrain. *latyna* ohne Schwierigkeiten auf lat. (*lingua*) *latina* zurückzuführen und russ. *latynb* muß m. E. durch Vermittlung dieser ukrainischen Form entstanden sein. Die Annahme eines ukrainischen Einflusses auf die russische Bezeichnung des Lateins kann natürlich auch noch gestützt werden durch Hinweis auf die zahlreichen europäischen Lehnwörter, die über die Ukraine seit dem 17. Jhd. ins Moskowitische Reich geströmt sind,

sowie die lateinische Literatur, Briefe und Gedichte in lateinischer Sprache, teilweise mit lokalem Anstrich, die zu einer Zeit in der Ukraine entstehen, als das Moskauer Rußland solche Leistungen noch nicht aufzuweisen hatte. Darüber vgl. ČYŽEVSKYJ *Istorija ukrajinskoj literatury*, Prag 1942, S. 129ff.

2. Obersorb. *žolma* f. „Welle“.

Dieses Wort begegnet in Mundarten und in der Dichtung (ZEJLEK, ČIŠINSKI), dazu auch *žolmić* „wogen, wallen, fluten“. In anderen slavischen Sprachen kenne ich keine Entsprechungen dazu. Ich möchte das Wort auf älteres slavisches **žblma* zurückführen, wobei *ol* ebenso aufzufassen wäre, wie in obersorb. *žolty* „gelb“ aus **žbltъ*, *žolma* „Schwarzspecht“: **žblna*. Das osorb. *žolma* „Welle“ stelle ich weiter zu mehreren russischen Gewässernamen mit ähnlicher Wurzel. Es sind die folgenden: *Želomka* e. Nebenfluß der Oka im Kr. Kolomna, G. Moskau (s. SEMENOV Geogr. Slovar' II 517, Spiski Naselennyh Mest Moskovskoj Gub. S. 146), sowie ein Bach und Ort *Želoml'a* im Kr. Boroviči G. Novgorod unweit der Soroda (s. Spiski Nasel. Mest Novgor. Gub. VI, 123). Die slavischen Wörter gehören offenbar als urverwandt zu lit. *gilūs* „tief“, *gilmė* „Tiefe“, lett. *dziļš* „tief“, apreuß. *gillin* f. „Tiefe“, welches ablautet mit lit. *gylė* „Tiefe“ lett. *dzīle*, „Abgrund“, sowie mit lit. *gelmė* „Tiefe“, lett. *dzelīve*, *dzelīme* „Strudel“. Zu den baltischen Formen vgl. LESKIEN Ablaut der Wurzelsilben im Litauischen (Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft d. Wiss. Bd. IX) 1884, S. 325 und besonders MÜHLENBACH-ENDZELIN, Lettisch-deutsches Wörterbuch I 550. Das lett. *dzelme* hat die Bedeutung „Tiefe im Wasser, bes. im Fluß, Höhlung, tiefe Wassergrube im Morast“ vgl. auch lett. *dzelmenis* „Tiefe“ bei MÜHLENBACH-ENDZELIN a. a. O. I 541. Im Ablaut zu dem lettischen Wort stehen anscheinend die russischen *golomenn* „offenes Meer, das Meer weit vom Ufer“, *golomanyj veter* „Seewind“, die bereits von TORBIÖRNSSON Gemein-slav. Liquidametathese I 47 mit den baltischen Formen verglichen worden sind, die aber von BERNEKER EW I 321 wegen russ. *golóna* G. *golómeni*, n. *golómen* 1. „der von Natur von Aesten freie Teil des Baumes vom Stammende bis zu den Enden“ 2. „die flache Seite eines Schwertes, Säbels“ zu *golъ* „nackt“ gestellt werden. Ich wäre geneigt, zwei etymologisch verschiedene **gol(o)mę* anzunehmen: 1. „offenes Meer“ usw., die zu der Sippe von *Želoml'a*, *Želomka* usw. zu stellen wären und 2. „astfreier Teil eines Baumes, flache Seite eines Säbels“. Für das letztere ist BERNEKERS Anknüpfung an *golъ* überzeugend.

Beim Flußnamen *Želoml'a* und lit. *gelmė* „Tiefe“ fällt einem das Verhältnis von russ. *zempl'a* und lit. *žėmė* ein.

3. Abulg. *chr̥azan̥* „Peitsche, Geißel“.

Das Wort kommt schon im altbulgarischen Codex Suprasliensis, sonst aber nur selten in der kslav. Literatur vor (vgl. MIKLOSICH Lex Palaeosloven. s. v.). MIKLOSICH EW 91 vergleicht damit ein mittellgriechisches *χαρζάνιον*. Eine Deutung beider Wörter ist mir weder in der slavistischen, noch in der mittellgriechischen Forschung begegnet. Bei BERNEKER EW finde ich es überhaupt nicht. Klar ist, daß das Wort weder im Griechischen, noch im Slavischen seinen Ursprung hat. Sucht man nach Anklängen in anderen Sprachen, dann ist die Ähnlichkeit mit armen. *χαραζαν* „Geißel, Peitsche“ besonders auffällig. Das armenische Wort hat HÜBSCHMANN Armen. Grammatik I 158 als Entlehnung aus einem iranischen **χαραζανα-* „eseltreibend“ aufgefaßt und zu npers. *χαρ* „Esel“, avest. *χαρα-* idem, aind. *kharas* idem gestellt. Im zweiten Teil steckt avest. *azaiti*, aind. *ájati* „treibt“, das zu griech. *ἄγω*, lat. *agō*, usw. gehört, vgl. zur Sippe UHLENBECK Aind. Wb. 4. Ähnlich armen. *gavazan* „Hirtenstab“ aus avest. *gavāz* „Ochsenstachel“, aind. *gō-ajanas* „ochsentreibend“ s. HÜBSCHMANN c. l. 126. Ich zweifle nicht daran, daß dieses iranische Wort auch ins Altbulgarische und Mittellgriechische entlehnt worden ist. Daß Peitschenbezeichnungen in Europa oft von Osten eingeführt worden sind, zeigt die Geschichte von nhd. *Peitsche* aus slav. *bičb*, nhd. *Karbatsche* aus türk. *kyrbač* dasselbe, nhd. *Kantschu* aus türk. *kamčy* dasselbe, siehe KLUGE-GÖTZE Et. Wb. s. v. Auch nhd. *Knute* stammt aus russ. *knut*, letzteres allerdings ist nordischer Herkunft. Wenn die Peitschennamen meistens diesen Entlehnungsweg genommen haben, dann erklärt sich das wohl dadurch, daß die Peitsche bei viehzüchtenden Völkern eine besondere Rolle spielt. Angesichts der großen Zahl iranischer Haustiernamen, die in die finnisch-ugrischen Sprachen übernommen worden sind,¹⁾ glaube ich die Entlehnung des altbulgarischen Wortes aus dem Iranischen im Zusammenhang mit der Viehzucht iranischer Völker im süd-russischen Steppengebiet erklären zu müssen. Vgl. auch die Auffassung des Stammesnamens *chr̥vat(in)̥* „Kroate“ usw. als „Viehhüter“ und Entlehnung aus altiran. (*fšu*)*haurvatar-*, s. VERF. bei VOLZ, Der ost-deutsche Volksboden (Breslau 1926) S. 126ff.

¹⁾ Dazu vgl. Verf. Ungar. Jahrbücher XV (1935) S. 598ff.

4. russ. *Solpa*.

Seit längerer Zeit beschäftigen mich mehrere russische Orts- und Flußnamen von dieser Lautform. Es sind mir bekannt geworden: *Solpa* „eine Stromschnelle der Msta unterhalb der Mstino-Schleuse (s. STUCKENBERG Hydrographie des russ. Reiches I, 360, SEMENOV Geogr. Slovar' III 348). SEMENOV a. a. O. spricht von einem *Solpinskij porog*. Zwei Ortsnamen *Solpa* kenne ich im Gebiet von Pskov, Kr. Opočka an der Velikaja. Vgl. Spiski Naselennyh Mest Pskovskoj Gub. Nr. 5727 und 7137, ferner gibt es einen ON *Solpy* im Kr. Vyšnij-Voločok G. Tver' (SEMENOV Geogr. Slovar' IV 682 ff). Ein Fluß *Solopovka* begegnet unweit des Mijas, Kr. Šadrinsk, G. Perm (Spiski Nasel. Mest Permskoj Gub. S. 362). Außerdem begegnet *Solpa* f. als Fluß unweit der Letka, Kr. Slobodsk, G. Vjatka (Spiski Vjatskoj Gub. S. 622 ff), davon das Adj. *Solpinskij*. Wegen der geographischen Verbreitung dieser Namen war ich zuerst geneigt, sie für nichtslavisch zu halten, aber aus den finnisch-ugrischen Sprachen bot sich mir keine Erklärung; da mir derartige Namen in Weißrußland nicht begegnet sind, war auch baltische Herkunft unwahrscheinlich. So bin ich schließlich doch zu der Ansicht gekommen, daß es sich um einen slavischen Namen handelt, der durch die Novgoroder Kolonisation nach Osten getragen worden ist. Ich stelle die obigen Namen zu sloven. *slāp* Gen. *slapû* m. „Wasserfall, Schwall, Woge“, das weiter verglichen wird mit lit. *sałpas* m. „Bucht, Busen“ und kslav. *vsľěpljō* „ἄλλομαι“ *slpati* „das-selbe“, dazu Näheres bei TRAUTMANN Balt-slav. Wörterbuch 256, wo auch weitere Literatur. Die russischen Formen können auf **Solpa* oder **Sslpa* zurückgeführt werden. Eine Bestätigung dieser Erklärung von *Solpa* sehe ich in der Tatsache, daß mehrere der oben genannten Solpa-Orte an Wasserfällen liegen.

5. Russ. *kustár* „Heimarbeiter, Handwerker bes. aus dem Bauernstande“.

Das im Russischen allgemein verbreitete Wort, von dem auch russ. *kustárnyj prómysel* „Hausindustrie“ abgeleitet ist, wird von PREOBRAŽENSKIJ Etimologičeskij slovar' russkogo jazyka I 420 ff. mit nhd. *Kunst* und *Künstler* in Verbindung gebracht. Eine ähnliche Ansicht äußerte schon früher GORJAJEV Etimologičeskije ob'jasnenija. K sravnitel'nomu etimologičeskomu slovarju russk. jazyka (Tiflis 1905) S. 21. Dieser Auffassung widersprach KOHEN Izvestija otdelenija russkogo jazyka i slovesnosti Bd. 19, Nr. 2, S. 296 ff. Nach ihm handelt es sich um eine Ableitung von russ. *kust* m. „Busch, Strauch“, das

BUGA bei TRAUTMANN Balt.-slav. Wb. 139 mit lit. *kúokštas* „Busch (von Gras oder Kraut), Staude“, auch *kúokšta* f. „Büschel (Heu, Stroh)“, ablautend mit lit. *kùkštas* „ein auf eine lange Stange gesteckter Heu- oder Strohbusch zum Bezeichnen der Grenze“, verglichen hat. Das russ. *kust* behandelt auch BERNEKER EW 1, 652, der es als urverwandt zu mhd. *hūste* „auf dem Feld zusammengestellter Haufen Getreide“, lit. *kùpstas* „Erdhöcker“ und weiter zu abulg. *kupъ* „Haufen“, lit. *kaūpas* „Haufen“, avest. *kaofa-* „Bergrücken, Höhenzug“, ahd. *houf*, „Haufe“ ansieht. Ich halte mit TRAUTMANN a. a. O. die BUGA'sche Erklärung für besser, da die Sippe von *Haufen* ~ *kupъ* in der Bedeutung dem russ. *kust* fernersteht. Da BERNEKER a. a. O. unter *kust* das russ. *kustár*, trotz seiner Gepflogenheit interessantere Ableitungen ebenfalls aufzuführen, nicht erwähnt, muß angenommen werden, daß er Bedenken hatte das letztere Wort davon abzuleiten. Ich glaube tatsächlich, daß das russ. *kustár* ein Lehnwort ist, und zwar aus einer germanischen Sprache. [Bereits J. GRIMM Deutsches Wörterbuch V 2691 bringt als ältere Vorläufer von nhd. *Künstler* die Formen *künster*, *kunster*, die auch in der Bedeutung „Meister, artifex“ im 15.—16. Jhdt. üblich waren. Das Wort ist auch im Mittelniederdeutschen vorhanden als *kunster*, *kunstener* „der eine Kunst (ein Handwerk) versteht“, vgl. SCHILLER-LUBBEN, Mitteldeutsches Wörterbuch 3, 599. Daraus oder aus niederl. *kunstenaar* ist es auch in die nordischen Sprachen übernommen worden, wo es als norw.-dän. *kunstner*, schwed. *konstnär* erscheint. Siehe dazu FALK-TORP Norw.-dän. etym. Wb. 595 und HELLQUIST Svensk etymologisk Ordbok Bd. 1 (3. Auflage 1948) S. 494. Angesichts dieser großen Verbreitung des deutschen Wortes glaube ich auch das russische Wort auf die gleiche Quelle zurückführen zu müssen, zumal deutsche Handwerkerbezeichnungen auch sonst in die osteuropäischen Sprachen eingedrungen sind¹⁾, und lasse nur die Frage offen, ob russ. *kustár* aus dem Deutschen oder aus dem Niederländischen übernommen ist. Vielleicht kann die Annahme niederländischer Herkunft uns besser die Tatsache erklären, daß das entlehnte Wort in volksetymologischen Zusammenhang mit *kust* gebracht wurde und in zweiter Silbe ein *-ár* erhielt, aber zwingend ist diese Annahme nicht, da dieses *-ár* auch angeglichen sein kann an Fälle wie *pékar* „Bäcker“, *páchar* „Pflüger“ u. dgl. Das russische *u* an Stelle des fremden *u* + *n* ist schwerlich mit dem altrusi-

¹⁾ Vgl. dazu die polnischen Entlehnungen aus dem Deutschen bei BRÜCKNER Słownik etymologiczny języka polskiego passim und in G. KORBUTS Arbeit über den deutschen Einfluß im Polnischen, Prace Filologiczne IV.

schen Wandel eines älteren Nasalvokals *q* zu *u* in Zusammenhang zu bringen, da dieser sich im Laufe des 9.—10. Jahrhunderts vollzogen hat. Ich möchte lieber an Lautsubstitution denken und eine Entlehnung in späterer Zeit ohne polnische Vermittlung annehmen, da wir im Polnischen aus der betreffenden Wortsippe entlehnte Wörter mit *sz* finden. Vgl. poln. *kunszt* „Kunst, Scherz, Spass“: nhd. *Kunst*, poln. *kunstarz* „Spaßmacher, Narr“ aus älterem nhd. *Kunster* (ungenau BRÜCKNER *Słownik etymologiczny* S. 282).

Berlin-Nikolassee

MAX VASMER

Baltische Etymologien

1. Lit. *arvas* „frei“, preuß. *arwis* „wahr, gewiß“: lit. *irti* „sich trennen, sich auflösen“, *ardýti* „trennen“.

Lit. *arvas* „frei“ zitiert JUŠKEVIČ *Litovskij slovar* aus seinem Heimsort Veliuona. Die von ihm für das Wort angegebene gestoßene Intonation ist nicht gesichert, wie BŪGA *Arch. phil.* 1, 52 hervorhebt. JUŠKEVIČ ist in dieser Beziehung häufig nicht zuverlässig. BALČIKONIS ist *arvas* nur aus JUŠKEVIČ bekannt, und er läßt die Intonationsbezeichnung daher mit Recht fort.

Die Etymologen haben mit *arvas* allerhand Mißbrauch getrieben, anstatt sich nach Verwandten im Baltischen selbst umzusehen. TORBIÖRNSSON *Gemeinslav. Liquidametath.* 1, 62ff., dem sich FEIST Vgl. Wb. d. got. Sprch. 358 und HOLTHAUSEN Vgl. u. etym. Wb. des Altwestnord. 359 anschließen, vergleicht an. *qrr* „rasch, freigiebig“ aus **orva-*, ae. *earu* „schnell, tätig“, Torbiörnsson aus dem Slavischen eventuell **orvǫnъ* (russ. *rovnyj*, poln. *równy*, čech. *rovný* usw.) „eben, gleich“.

In Wahrheit fügt sich *arvas* ebenso wie preuß. *arwis* „wahr, gewiß“, Neutr. *arwi*, Adv. *arwiskai* „zwar (< ahd. *zi wāru*, mhd. *ze wāre*), freilich, gewißlich“, *isarwiskas* „wahrhaft“, *ucka isarwiskai* „aufstreulichste“, *perarwi* „fürwahr“, *perarwiskai*, *perarwisku* „gewißlich, freilich“ in eine im Baltischen weitverbreitete Sippe, die von lit. *irti* „sich trennen, auseinandergehen, sich auflösen“, *ardýti* „trennen, zerstören“ usw. Die Verwandtschaft von lit. *arvas* und preuß. *arwis* nebst Zubehör wird erläutert durch einen Hinweis auf mhd. *vrīlich(e)* „frei, unbehindert, freimütig, ohne Rückhalt, frischweg, freilich, sicher, allerdings“, nhd. *freilich*.

Lit. *arvas* kann lautgesetzlich aus *ardvas* entstanden sein, wie lit. *smárvė* „Gestank“, lett. *smarve* „Geruch, Gestank“, *šmarva* „Stänke-

rer“ aus **smardv-*; cf. lit. *smardas*, lett. *smārds* „Gestank“, russ. *смо-род* „brandiger Geruch, Stänkerer“, lit. *smirdėti*, lett. *smīrdēt*, russ. *smirdet'* „stinken“.¹⁾ Lit. *smirdas* „Bube, schändlicher Bösewicht, Schalk“, lett. *smirds* „Bauer, Untertan“ stammen wegen der von lit. 3. Praes. *smirdi* sowie von lett. *smīrdēt* abweichenden Intonation aus aruss. *smirds* „Bauer, Untertan“.²⁾ Man kann andererseits auch *arvas* direkt von der Ablautsstufe *ar-* herleiten.

Lit. 3. Praes. *ařdo*, lett. *ārdīt* zeigen gegenüber lit. *irti*, lett. *iřt* Metatonie (BŪGA KZ 52, 276). Zu ihnen und zu lit. *arvas*, preuß. *arwis* gehören noch lit. *ardūs* „brüchig, aufgelöst, losgelassen“. Dies wird auch *ārdus* betont und kann noch „mutig, nicht demütig, grob, unverschämt, schlecht, unverträglich“ bedeuten (auch das o. semasiologisch mit preuß. *arwis* verglichene mhd. *vrīlich(e)* kann „mutig, kühn“ heißen). Im Sinne „zerstörend“ begegnet *ardus* in Šiauliai (MLLG 1, 386). Das lit. Subst. *ārda*, *ardà* kann Abstrakt = „Unordnung, mangelnde Übereinstimmung, Streitigkeiten“ sein. Daneben fungiert es aber auch als Nomen agentis gen. comm. „zänkisch, handelsüchtig.“ Ich erwähne noch lett. *ērđavs* „geräumig, frei, ungezwungen“, *ērds*, *ārds*, *ārdavs* „locker, gewandt, geläufig, fließend (von der Rede), geräumig, bequem“, *ēdrs* (Gdf. *ērdrs*) „locker, bequem, klar, deutlich“, *ērst* (*ēržu*, Praeter. *ērdu*) „auseinanderbringen, reffeln, trennen“, *ērdināt* „locker machen“, *iřdens* „mürbe, locker, weich, geläufig“, lit. *ėrdėti* „sich auflösen, sich auftrennen, aufgehen“ und zum *d*-Formans ai. *ārdati*, *řdāti* „zerstiebt“, *ardáyati* „zersplittert, verwundet, tötet“. Doch könnte das *d* der baltischen Wörter auch auf *dh* zurückgehen. Zum mindesten ist dies für das Causativ lit. *ardýti*, lett. *ārdīt* wahrscheinlich.

Auf slavischem Gebiet sind mit lit. *irti*, *ardýti* usw. aksl. *oriti* „λύειν, καθαίρειν“, *razoriti* „corruere“, *sęnoriti* „ἀπορρίπτειν“ verwandt.³⁾

Also bedeuten lit. *arvas*, preuß. *arwis* eigentlich „losgelassen, ungebunden“ und vergleichen sich in dieser Beziehung genau mit lit.

¹⁾ ENDZELIN Lett. Gr. 162, Latv. valodas skaņas un formas 63, SKARDŽIUS Liet. kalbos žodžių daryba 32ff. 44ff. 379.

²⁾ W. SCHULZE KZ 52, 153 = KI Schr 629, BŪGA Ztschr. sl. Ph. 1, 43, KS 1, 168, TiŽ 1, 393, SKARDŽIUS Lehnw. 202, ENDZELIN s. v. *smirds*. Ich zitiere hierzu auch Al. TOLSTOJ Kn. Serebrjanyj 217 *smradnomu rabu*, M. REJ (Bibl. Joteka narodowa 1, 40) Gedicht 217, 150 *nie dba nic o biesiady ani o ty smardy*, das BRÜCKNER z. St. durch *chłopcy*, *psotniki* erklärt.

³⁾ Über weitere Entsprechungen in den idg. Sprachen s. besonders PERSSON Btr. z. idg. Wf. 278ff. 638. 666ff. 841, VERF. Mél. Boisaq 380ff. Aus dem Tocharischen zieht van WINDEKENS BSL 41, 57, Lexique étymologique des

laišvas „frei“, *laisvė* „Freiheit“ (zur Metatonie des Adj. s. B ŪGA KZ 51, 128), die zu lit. *lėisti*, lett. *laist* „(los)lassen“ gehören.

In lit. *árdvas* „geräumig, ausgedehnt, weit“, *eŗdvas*, *aŗdvas* dass., *eŗdvinti*, *aŗdvinti* „geräumig machen, ausbreiten“, *ėrdvė* „Raum“ ist im Gegensatz zu den bedeutungsmäßig etwas isolierten lit. *arvas*, preuß. *arwis*, falls sie auf *ardv-* beruhen, das *d* restituiert worden. Hierzu haben die Wörter dieser Familie beigetragen, in denen auf das *d* kein *v* folgt, besonders lit. *ardus*, lett. *ērdš*, *ārdš*, *ārdavs*. Die Metatonie des lit. *eŗdvas* gegenüber *ėrdvė* ist wie die von *laišvas*: *laisvė*; *laimūs* (Acc. sg. *laĩmu*) „glücklich“: *laimė*, lett. *laĩme* „Glück“; lit. *meilūs* (Acc. sg. *meĩu*) „lieb“: *mėilė* „Liebe“ zu beurteilen.

Von der Wurzel *er-* etc. kommen auch Formen mit *t* vor; daher lit. *eŗtas* „geräumig, weit, groß“, *erčią* „offener Ort, freier Platz, leerer Raum“ (Acc. sg. *eŗčia*), *ėrtinti* = *erdvinti* „ausweiten“¹⁾, lett. *ērts* (*ērtš*) „bequem, geräumig“, *ērtnis* dass. Auch lit. *rėtas*, lett. *rėts* „undicht, spärlich, selten“, mit *d*-Formans abg. *rėdžkž*, russ. *redkij*, poln. *rzadki*, serb. *rijèdak* etc. stammen von unserer Wurzel. Von lit. *rėtas*, lett. *reš* sind abgeleitet lit. *retỹs*, lett. *rēta*, -e „Narbe, Striemen“, lit. *užretėti* „verhärten, hart werden“ (ostlit. *ažuretėjis* = *užretėjes* bei Szyrwid), lett. *retēt* „zur Heilung bewachsen werden, Kallus ansetzen“, *saretēt* „dick werden, gerinnen, vernarben.“ Ich erwähne weiter lit. *rėtis* „Bastsieb“, lat. *rēte* „Netz“. Lit. Acc. pl. *riečiūs* „Striemen“ bei BRETKUN Jesa 1, 6 als Randglosse, *apriėtiėii* „verwundet“ DAUKŠA Post. 606, 13 = Or. 454, 36 enthalten in der Wurzelsilbe *ė*, also dieselbe Stufe wie lett. *rēta*, -e. Die Schreibung *ie* ist ebenso ungenau wie in dem Suffixe von *apriėtiėii* = *aprėtėje* (unrichtig über dies Wort OTREBSKI Lg. Posnan. 1, 141).

2. Lit. *ait(i)varas* und Verwandte.

Lit. *aitvaras* „latawiec, incubus, Alp, Alf, fliegender Spukgeist, Kobold, Drache (als Kinderspielzeug), Maar in den Haaren, Haarzotten, Mähre, Mahrzopf eines Menschen“ ist aus volleren, ebenfalls nicht seltenem *aitivaras* hervorgegangen.²⁾ Auch *aičvaras* kommt vor.³⁾

dialectes tokhariens 7. 14 hierher A *ārts*, B *arts* „jeder einzelne“, sowie B *aru-* „Stock, Stab, Stange, Querholz, Balken.“

¹⁾ S. noch SKARDŽIUS Liet. kalbos žodžių daryba 320. 527. 536, Arumaa Adj. en -u en balto-slave (Årsbok, Lund 1951) 85. 87.

²⁾ BŪGA Liet. kalbos žodynas 26a; 27bff., SKARDŽIUS Liet. kalbos žodžių daryba 404. 429.

³⁾ B ŪGA a. o. 20b.

SKARDŽIUS Arch. phil. 7, 87 vergleicht zu letzterer Form *atpeñč* neben *atpént(i)* „wieder, zurück“, *ič* neben *it(in)* „gleichwie, gleichsam, besonders, hauptsächlich“ u. a. Deren auslautendes *č* aus *tj* ist aus der antevokalischen in die antekonsonantische Stellung fakultativ verpflanzt worden. Ebenso sagt man nach dem neben *añtakis* (*ántakis*) „Augenbraue“ vorkommenden, auf **anti-akis(-ys)* zurückgehenden *ánčiakis*, *ánčiakįs* analogisch auch *ánčkélti* = *antkélti* „emporheben“, *ánčkrytis* = *ántkrytis* „Krankheitsanfall, Ansteckung, Seuche“, *ančiktī* „auf etwas kommen, etwas treffen, erraten“. ¹⁾

Offenbar nach Beispielen wie den letztgenannten gesellte sich, da einfaches **aitis* ausgestorben war, dem *áit(i)varas* ein *áičvaras* zu. Synkopiertes *aitvars* begegnet schon in der Vorrede von MAŽVYDAS Katechismus 10, 5 neben *deivės* „Spukgeister, Gespenster.“

Nach E. LIDÉN Monde oriental 5 (1912), 198ff. ist das Anfangsglied des lit. *áit(i)varas* urverwandt mit slav. *jata*, dessen Bedeutungen in den einzelnen Slavinen sind „Hütte, Bude, Schuppen, Zelt, Feldhütte, Heuboden“ (so poln. alt und dial., gewöhnlich *jatka*, das auch „Fleischbank, Schusterbude, Freudenhaus“ heißt), „Hütte, (Fleisch)bude, Schlachtbank“ (čech., in alter Zeit auch „Götzentempel, Höhle“). Im abg. Cod. Suprasl. 565, 21; 566, 4 findet sich nicht ganz klares *jatčhulnica*, nach BERNEKER Slav. etym. Wb. 1, 45 etwa „Wirtschaftsgebäude, Schuppen“; vgl. noch ksl. *pojata* „Dach, Haus“, serb. *pōjata* „Stall, Kammer“, *pojatak* „Schlafgemach für Mann und Frau (in den Zadrugahäusern)“, slov. *pojāta* „Wirtschaftsgebäude, Wagenremise, Schuppen, Scheuer, Stall, unbedachte, gemauerte Hürde, armelige (Bretter)hütte, weitläufiges Gebäude.“

LIDÉN meint, daß finn. *aitta* (Gen. *aitan*) „Vorratshäuschen, kleiner Holzbau zu wirtschaftlichen Zwecken, Häuschen zum Aufbewahren von Getreide, geräuchertem Fleisch, getrockneten Fischen und anderen Vorräten“, estn. *ait* (Gen. *aida*) „Klete, Vorratshaus“, liv. *āita* dass. usw. wegen der relativ jungen Beziehungen zwischen slavischen und finnischen Sprachen nicht aus dem von ihm auf **oita* zurückgeführten slav. *jata*, sondern aus einem baltischen **aita* entlehnt seien. Freilich hieß es im Baltischen nach Ausweis von *áitivaras* **aitis*, nicht **aita*. Aber **aitis* könnte man als Angleichung von **aita* an synonymes mit slav. *klētis* urverwandtes lit. *klētis* (lett. *klēts*)²⁾ deuten.

¹⁾ S. noch Syntax der lit. Postps. und Prps. 55.

²⁾ Über dieses baltoslawische Wort vgl. SKARDŽIUS Slav. Lehnw. im Altlit. 17, ENDZELIN s. v., NIEMINEN Lit. Volksl. aus J. J. Mikkolas Nachlaß (Helsinki 1949), 9.

Lit. *ėitvaras*, *ėičvaras*, das im Westen des aukštaitischen Gebiets (in Ožkabaliai, Šiauliai, Joniškis) zu Hause ist¹⁾, enthält nicht etwa eine andere Ablautsstufe wie *ait(i)varas*, *aičvaras*; sondern es bekundet den nicht seltenen Anlautwechsel zwischen *e* und *a*; *ei* und *ai*.²⁾

Im zweiten Teile von *ait(i)varas* sieht LIDÉN die idg. Wurzel **uer-*, **uor-* „bewahren, behüten, beobachten“, die durch griech. ὄρᾱν „sehen“, ἐπι ὄρονται „sie beaufsichtigen“, lat. *verēri* „ängstlich beobachten, sich fürchten“, got. *warai* „behutsam“, ahd. *wara* „Aufmerksamkeit, Obhut“, *biwarōn* „bewahren“ usw. repräsentiert wird. Auf baltischem Gebiete erscheint sie in lett. *vērties* (*veŗuōs*) „schauen, sehen, bemerken“, *vēŗā likt*, *ŗemt* „beachten, wahrnehmen, zu Herzen nehmen“, *vēŗīgs* „aufmerksam, achtsam, leicht erfassend“, *vēŗība* „Aufmerksamkeit, Auffassungsgabe, Fähigkeit.“ In diesem Falle würde *ait(i)varas* semasiologisch dem griech. οἰκουρός genau entsprechen.

In sachlicher Hinsicht erinnere ich an den οἰκουρός ὄφις auf der Akropolis; vgl. ARISTOPH. *Lysistr.* 759 sowie Hesych οἰκουρόν ὄφιν τὸν τῆς Πολιάδος φύλακα δράκοντα, καὶ οἱ μὲν ἓνα φασίν, οἱ δὲ δύο ἐν τῷ ἱερῷ τοῦ Ἑρεχθέως, τοῦτον δὲ φύλακα τῆς ἀκροπόλεως φασιν, ὃ καὶ μελιτοῦτταν παρατίθεσθαι. Ferner sei der russische *deduška domovój* „Kobold, Poltergeist, Nachtmännchen“ angeführt (*davlenije domovogo* „Alpdrücken, Nachtmännchen, Alp“). In *de Russorum religione* (Speyer 1582) heißt es: *multi serpentes in domibus familiares habent et akunt*³⁾.

Der *deduška domovoj* hält sich mit Vorliebe im Pferdestall auf. Er flicht die Mähne des ihm gefallenden Pferdes zu einem Weichselzopf⁴⁾. Ähnliches tut auch der *aitvaras*; daher *aitvaras jō plāukus sužindo*, *suvelė* „der Maar hat seine Haare zusammengezogen.“⁵⁾

Übertragen bezeichnet *aitvaras* einen unruhigen Menschen. Man sagt in Salantai *tās žmogūs didelis aitvaras* von einem, der umherschlendert und tolle Streiche treibt. In dieser Bedeutung erscheint auch die Kurzform *aitas*, ostlit. *aitas* (Kupiškis)⁶⁾. *ai(k)tais išėiti* heißt „zum

¹⁾ B ŪGA Lietuvių asmens vardai 7, BALČIKONIS s. v.

²⁾ S. über diesen B ŪGA Izv. 17, 1, 32, Aist. stud. 81, KS 1, 118. 221ff., Arumaa Gesch. d. lit. Personalpron. 11ff., Specht Szyrwidausgb. 21, Verf. Balticoslav. 3, 35.

³⁾ Vgl. PHILIPP P. ARGENTI and H. J. ROSE, The folklore of Chios (Cambridge 1949), 196ff., wo auch kurz über die Wirtschaftsdämonen bei den Slaven gehandelt ist.

⁴⁾ DAL' Wb.1, 1159.

⁵⁾ RUHIG und RUHIG-MIELCKE s. v. *aitvaras*, NESSELMANN Lit. Wb. 14. 548, B ŪGA s. v.

⁶⁾ S. auch B ŪGA KS 1, 77.

Teufel gehen, abhanden kommen“, *eīti āitu keliaīs* „auf den Pfaden der Nichtsnutze wandeln“. Deminutives *aičiūkas* (*eičiūkas*) begegnet nur in der ursprünglichen Bedeutung.

Freilich ist die Erklärung LIDÉNS, der sich auch B ŪGA Žodynas 26a anschließt, nicht über jeden Zweifel erhaben. Sie steht und fällt mit der Einordnung von slav. *jata*. Dies kann nämlich auch, wie BRÜCKNER Słownik etymologiczny języka polskiego 201 unter Berufung auf poln. *wieża* „Turm“, eig. „Zelt“: *wieźć* „fahre“ annimmt, zur Sippe von at. *yāti* „geht, fährt“, av. *yāiti* dass., lit. *jóti*, lett. *jāt* „reiten“ und „fahren“,¹⁾ slav. *jachati* dass. zu ziehen sein. Zu dieser gehört vielleicht auch slav. *jato* „agmen, grex, Menge, Gedränge, Schwarm, Schar“.²⁾ Wie aber letzteres, so könnte auch *jata* vielmehr mit ai. *yātati, yátate* „schließt an, fügt aneinander, verbindet“, *yātáyati* „verbindet, vereinigt, fügt, bringt an“ zusammenhängen. Für diese Etymologie spricht das mit *klétis* synonyme *sviřnas*, Fem. *sviřna*, das mit ai. *sváru-* „Opferpfosten, langes Holzstück, starker Pfahl“, ahd. *swirōn* „firmare, bekräftigen“, mhd. *swir* „Uferpfahl“, nhd. dial. *Schwir(r)en* „Pfahl“, *schwirren* „pfählen“ in Verbindung gebracht wird. Bezüglich der Intonation verhält sich *sviřnas* zu *sviřna* wie lit. *vařnas*, russ. *vóron*, serb. *vrân* zu lit. *várna*, russ. *voróna*, serb. *vrâna* usw. (s. auch B ŪGA KZ 51, 117). Aus dem Litauischen sind poln. dial. *świren*, *swiron*, wruß. *sviron* „Schlafkammer“ entlehnt³⁾.

GÜNTERT Kalypso 245³ möchte *ait(i)varas* zu ai. *éta-*, av. *aēta-* „schillernd, schimmernd, bunt“ stellen, zu dem, wie ich hinzufüge, aus dem Baltischen wohl preuß. *aytegenis* „kleiner Specht“ Voc. 745 gehört, falls es vielmehr „Buntspecht“ geheißen haben sollte (vgl. B ŪGA Aist. stud. 117, ENDZELIN Senprūšu valoda 139 und zum zweiten Teile preuß. *genix*, lit. *genỹs*, lett. *dzenis* „Specht“). Doch ist GÜNTERTS Annahme abzulehnen; äußert er sich doch nicht über das Hinterglied von *ait(i)varas*. Dagegen könnte *aiti-* mit osk. *aeteis* „partis“, [*a*] *jittivum* „partium, portionum“ urverwandt sein, die speziell von Teilen des Besitztums, der Habe, des Geldes im Gebrauche sind; vgl. CIPPUS ABELLANUS von Planta 127, 53 *píd e[íseí] thesavrei púkkapíd ee[stít, a] jittivum alttram alttr[ús h]erríns* „quidquid in eo thesauro quandoque exstat, portionum alteram alteri caperent“, tab. Bantina von Planta

¹⁾ S. zu letzterem Sinne besonders OTREBSKI Narzecze twereckie 1, 55, VERF. Ann. Acad. scient. Fennicae 51, 1, 86 (mit weiterer Liter.).

²⁾ BERNEKER Slav. etym. Wb. 1, 450 erinnert namentlich an ai. *yātám*, *yātrā* „Gang, Weg, Fahrt.“

³⁾ OTREBSKI SIOcc 19, 476.

17, 12. 18. 27. 35 *minstreis aeteis eituas* „minoris partis pecuniae.“¹⁾ Auf der letztgenannten Inschrift fungiert *aeteis* als Maskulinum oder Neutrum. Gehört dies Substantiv zur selben Wurzel wie tochar. A *e-*, B *ai-* „geben“, so ist der Wechsel zwischen einem *-ti-* und einem *-tō-* Abstrakt nicht auffällig. Jenes würde s. v. sein wie lat. *datio*, griech. δόσις, δωρίνη, dieses s. v. wie lat. *dātum*, griech. δοτόν. Im Oskischen ist bekanntlich die Endung des Gen. sg. der *-i-* Deklination analogisch auf die konsonantische und die *-ō-* Deklination übertragen worden. Ob freilich avest. Du. m. *aēta* „Schuld und Strafe“, Fem. *aētā* „Strafbarkeit“ (von Bartholomae IF 12, 137 unnötig auf **aētātā* zurückgeführt), *aētahmāyu-* „verantwortlich, schuldig, verpflichtet“ (nach Bartholomae a. O. 138ff. eigentlich „seinen gebührenden Teil abmessend, abzahlend“) mit dem oskischen Nomen oder vielmehr mit dem von Wz. *ei-* „gehen“ stammenden griech. οἶτος „Schicksal, Verhängnis“²⁾ zusammenhängen, muß unentschieden bleiben.

Auf griechischem Boden ist mit osk. *aeteis* etc. das *-iā-* Feminin αἶσα „Anteil, Portion, Geschick“ (Gdf. **aīr-iā*) verwandt. Auch dieser Sprache ist der *-i-* Stamm nicht unbekannt. Auf ihm beruht megar. αἰσυμνήν, ion. αἰσυμνᾶν „Obmann sein, herrschen“, davon megar. αἰσυμνάτας, hom. ion. αἰσυμνητήρ, αἰσυμνήτης. Das *υ* des Ionischen ist vor dem Labial aus *ι* hervorgegangen. Hat doch *υ* in diesem Dialekt den Lautwert von *ū*.³⁾ Diese Erklärung SOLMSENS Beitr. z. griech. Wf. 58ff. scheint mir plausibler als die Annahme eines neben dem *-ti-* Abstrakt liegenden *-tu-* Stamms.⁴⁾ Wird doch das *τ* der Abstrakta auf *-τύς* im Gegensatz zu diesem Laute in denen auf *-τις* nie assibiliert.⁵⁾

Stimme ich dieser Deutung SOLMSENS zu, so kann ich doch seine morphologische Analyse von αἰσυμνήν, αἰσυμνᾶν nicht akzeptieren. SOLMSEN a. O. 36ff. geht von einem angeblich neben αἶσιμος liegenden urgriech. **αἰσίμων* aus und will auch μεριμνᾶν „sorgen“, zu dem postverbal das Substantiv μέριμνα „Sorge“ gebildet wurde, von einem von ihm rekonstruierten **μερίμων* herleiten. μεριμνᾶν beruht bekanntlich

¹⁾ Nicht sicher ist *aet. sakrtm* = *partem sacram* der Inschrift von Capua, von PLANTA 135 I 7.

²⁾ S. über dieses BRUGMANN IF 37, 244, PERSSON Btr. z. griech. Wf. 648.

³⁾ Germanische Parallelen zu diesem Übergange s. auch bei HOLTHAUSEN KZ 69, 169.

⁴⁾ Unrichtig SPECHT Ursprg. d. idg. Dekl. 148.

⁵⁾ Über die *-ti-* und *-tu-* Abstrakta im Griechischen und anderen idg. Sprachen s. jetzt BENVENISTE Noms d' agent et noms d' action en indoeuropéen 65ff. 75ff.

auf der von SOLMSEN auch Jagić-Festschr. 578ff. behandelten Wurzel *(s)mer- „denken, sinnem, sorgen“, zu der außer ai. *smáratī*, av. *maraitī*, -*šmaraitī*, griech. μέρμερος, μέρμηρα, μερμηρίζειν, lat. *memor*, *merere*, got. *maúrnan*, slav. *marò*, *mariti* auch griech. μέρεσθαι, μέρος, μερίς gehören.

Mit Recht hat schon EHRLICH, Zur idg. Sprachgesch. (Progr. Königsberg 1910), 25ff. gegen SOLMSENS Auffassung von αἰσιμνῆν (αἰσιμνᾶν), μεριμνᾶν Bedenken erhoben. Das Adjektiv αἴσιμος ist zwar schon episch, aber nicht urgriechisch. Wie C. ARBENZ, Die Adjektiva auf -ιος (Tübingen 1933), 7ff. 10ff. 16ff. 106ff. nachgewiesen hat, sind diese Adjektiva im Griechischen von κῦδιμος aus, das ursprünglich eigennamenartige Kurzform zu volleren Κυδίμαχος, -μένης, -κλῆς etc. war, dann als eine Nebenform von κυδρός betrachtet wurde, zu großer Produktivität gelangt.

Ehrlich hat, obschon er das Vorderglied von αἰσιμνῆν, αἰσιμνᾶν noch nicht ganz richtig beurteilt hat, doch in dem -μνᾶν (dor. -μνῆν) von diesen und von μεριμνᾶν die Wurzel *mnā-*, die in ai. *mnā-*, griech. μιμνάσκειν, ἐμνάσθην (ion. att. μιμνήσκειν, ἐμνήσθην) enthalten ist,¹⁾ erkannt. Ein diesen Verben zu Grunde liegendes αἰσιμνᾶς, *μεριμνᾶς ist daher s. v. a. „(iustae) partis memor.“ Der erste Teil des zweiten Kompositums ist μερίς, das wie alle -ιδ-Stämme ehemals ein Repräsentant des „*vrkís*-Typus“ war.²⁾ Nun wird sofort die Flexionsklasse der Verba αἰσιμνᾶν, μεριμνᾶν klar, während SOLMSEN mit analogischer Ausbreitung von -ᾶν rechnen und noch dazu von der Tiefstufe des Suffixes -μων ausgehen muß, daher gezwungen ist, die Entstehung dieser Verba möglichst hoch hinaufzudatieren. Die von den Verben abgeleiteten Nomina agentis αἰσιμνάτας, αἰσιμνητήρ, αἰσιμνήτης, μεριμνητής ersetzen die komponierten Wurzelnomina. Auch sonst finden sich neben Substantiven synonyme Nomina agentis, die von den Denominativen jener Substantiva aus geschaffen worden sind, wie τροπός und τροπωτήρ „Ruderriemen“, dieses von τροποῦσθαι „mit dem Ruderriemen anbinden“, φῦσα³⁾ und φυσητήρ „Blasebalg“ (cf. zu letzterem φυσᾶν „blasen“), πόρνη und πορνέυτρια „Hure“ (cf. πορνέεσθαι „Hurerei treiben“), μαῖα und μαιεύτρια „Hebamme“ (vgl. μαιεύεσθαι „Hebamme sein“) usw.⁴⁾

¹⁾ J. SCHMIDT KZ 37, 40ff., MEILLET De indoeur. radice *men-* „mente agitare“ 34ff.

²⁾ S. über derartige Fälle zuletzt LOHMANN Genus und Sexus 67ff. 77ff.

³⁾ SOLMSEN Beitr. z. griech. Wf. 247ff.

⁴⁾ IF 32, 112ff. 146ff. 403.

Noch eine dritte Erklärungsmöglichkeit besteht für *éit(i)varas*, *áit(i)varas*, und sie kommt vielleicht der Wahrheit am nächsten, da sie auch den lautlichen Verhältnissen am besten gerecht wird. Im ersten Gliede kann ein mit osk. *eít(i)u(v)am* „pecuniam“ verwandtes Wort stecken. Für diese Deutung spricht die Tatsache, daß *éit(i)varas* und Zubehör vorwiegend dem Westen, *áit(i)varas* dagegen mehr dem Osten des litauischen Sprachgebiets eigentümlich ist, wenn sich auch die Grenzen nicht scharf ziehen lassen. Der Übergang von anlautenden *e*, *ei* in *a*, *ai* ist aber besonders in östlichen Mundarten zu beobachten; vgl. *ēžeras* „See“: *āžeras*; *eilē* (*eilià*) „Reihe“: *ailià*; *eīti* „gehen“: *āiti* usw.

Wie BENVENISTE BSL 45, 91ff. erkannt hat, gehört osk. *eít(i)u(v)am* zu lat. *īre*, umbr. *etu* „ito“. Es bezeichnete, wie griech. *πρόβατον*, *πρόβασις*, deren Grundbedeutung „das Vorwärtsschreitende, τὰ διὰ ποδῶν προβαίνοντα (Eustath.)“ ist, ursprünglich „die bewegliche Habe“. Die griechischen Wörter bilden den Gegensatz zu *χαλκός*, *χρυσός*, *χρήματα* (: *χορῆσθαι*). Der oskische Ausdruck ist auf das Vermögen, den Besitz im allgemeinen übertragen worden.

Wie schon LIDÉN MO 5, 202 hervorhebt, ist das Hinterglied von *áit(i)varas* ebenfalls nicht ganz eindeutig. Er hält, trotzdem er es am liebsten als „Beobachter, Gewahrer“ interpretieren möchte, nicht für ausgeschlossen, es an lit. *vérti*, *atvérti* „öffnen, aufmachen“ (das Simplex auch = „schließen“, vgl. über derartige durch falsche Analyse von Kompositen entstandene gegenteilige Doppelbedeutungen Slavia 13, 17), lett. *vért* „öffnen“ und „schließen“, *atvért* „öffnen“, preuß. *etwerreis* „öffne“, lat. *aperire* „öffnen“, *operire* „bedecken, verschließen“ etc.¹⁾ anzuknüpfen. Schätzetragende Geister entwenden diese den Nachbarn und bringen sie ihren eigenen Herren.²⁾ Daher könnte nach LIDÉN *áit(i)varas* auch der sein, der die Kleten anderer heimlich zu öffnen versteht.

Wenn man andererseits entsprechend dem vorher Erörterten in *eiti-*, *aiti-* entweder eine Entsprechung von osk. *aeteis* oder von osk. *eít(i)u(v)am* sieht, so kann man *-varas* auch verbinden mit der Sippe von lett. *vert* „laufen“, *aizvert* „schnell weglaufen“, lit. *varýti* „treiben“, lit. *vāras*, lett. *vara*, *vare*, preuß. *warri(e)n* „Gewalt“, russ. *вор* „Dieb“, *провор(а)* „flinker, gewandter Mensch, Gauner“, als Abstr. „Gewandtheit“, *проворный* „gewandt, geschwind, hurtig, rasch, behende“.³⁾

¹⁾ Anders über die lateinischen Wörter MEILLET BSL 28, 46.

²⁾ Vgl. die Interpretation von lit. *áit(i)varas* durch ŠLAPELIS Liet. ir rusų kalbų žodynas als Домовой летучий змей приносящий и уносящий сокровища.

³⁾ S. über diese Wörter auch Arch. phil. 2, 58ff. 61ff., IF 49, 209ff. 214.

In russ. *vor* „Dieb“ ist der Richtungs-begriff „woher“ oder „wohin“ nicht besonders ausgedrückt. Dasselbe ist der Fall in den zu griech. φέρειν, lat. *ferre* „tragen“ gehörigen griech. φῶρ, lat. *fūr* „Dieb“¹⁾ oder in griech. ἄγειν καὶ φέρειν, lat. *agere et ferre*.²⁾ Neben φῶρ kommen im Griechischen auch verdeutlichende ἀποφῶρας κλέπτας; (εἰ)ῖσφωρες λησταί, κλέπται. Ἀάκωνες Hesych vor. Jenes verhält sich zu diesem wie lat. *auferre* (russ. *ubrát'*), *eripere*, *abripere* zu *afferre*, *adimere* (eig. „an sich nehmen“), *arripere*.

Auch im Altindischen kann einfaches *bhára-* „Raub“ heißen; vgl. noch mpers. *burt* „gestohlen“, osorb. *bjerjak* „Nehmer, Dieb“. ai. *táskara-* „Räuber, Dieb“: russ. *táska* „Ziehen, Schleppen“, *taskát'*, *tašči't'* „ziehen, schleppen“; alban. *vjeð* „stehle“, *vjeðes* „Räuber“, *vjeðerák* „diebisch“³⁾; ai *váhati* „fährt“, lat. *vehere*, lit. *vežù*, abg. *vezq*, got. *gawigan* (s. auch SCHEFFTELOWITZ ZII 6, 111).

Man könnte daher *éit(i)varas*, *áit(i)varas* auch wiedergeben durch „Dieb, Stehler des Geldes, des Besitztums“ oder, wenn sein Vorderglied noch den ursprünglichen Sinn „bewegliche Habe, Vieh“ bewahrt haben sollte, durch *kas išvaro ir privaro galvijus* „wer das Vieh dem einen fort- und dem anderen herantreibt“, „Viehdieb.“ Der *aitvaras* würde somit dem Ἑρμῆς βοῦκλεψ Soph. fr. 932 = Athen. IX 409 c an die Seite zu stellen sein, dessen Rinderdiebstahl der Hermeshymnus 69ff. anschaulich schildert. Hermes ist zugleich Herden- und Viehbeschützer, daher νόμιος, ἐπιμήλιος, κριοφόρος. Über ihn als κριοφόρος berichtet Pausanias, 9, 22, 1, daß seine Statue in Tanagra einen Widder auf den Schultern trage. Auf der nach Ἀέχλαιον am korinthischen Meerbusen führenden Straße befand sich eine Bildsäule des Gottes, neben der ein Widder dargestellt war, wie der Perieget 2, 3, 4 erzählt. Hinzugefügt wird, daß Hermes am meisten von den Göttern die Herden beaufsichtige (ἐφορᾷ) und für ihre Vermehrung Sorge. Aber andererseits führt der Gott im Hermeshymnus auch Epitheta, die seine Verschlagenheit und diebische Gesinnung charakterisieren; daher δόλιος, δολομήτης, πολύτροπος, κλεψίφρων (13. 66. 405. 413. 439). Jedenfalls würde der *áit(i)varas*, *éit(i)varas* auch bei einer Grundbedeutung „Beaufsichtiger der beweglichen Habe, des Viehs“ dem Hermes vergleichbar sein. Der *aitvaras* wird allerdings nicht so sehr als Bringer von Vieh als vielmehr als Herbeischaffer von Geld oder Fleisch, Mehl, Getreide, Heu, Milch, d. h. von solchen Dingen

¹⁾ Zum Vokalismus des lat. Worts vgl. SOLMSEN IF 31, 477ff.

²⁾ SKUTSCH Glotta 3, 91ff. = KlSchr 439ff.

³⁾ Zum Suffix vgl. JOKL Ling.-kulturbist. Unters. aus dem Bereiche des Alban. 213.

geschildert, die in den Vorratskammern aufbewahrt werden. Dies schließt jedoch eine ältere Bedeutung keineswegs aus.

Wenn statt *dit(i)varas* in M. DANIEL KLEINS *Lexicon Lithuanicum* aus dem 17. Jahrhundert¹⁾ sowie in der *CLAVIS Germanico-Lithuana* (Königsberg 1746) verschiedentlich *aitvoras* erscheint, so hat sich die gemeinsame Quelle dieser beiden Wörterbücher wohl durch den Anklang an lit. *tvorà* „Zaun, Bretterzaun“ täuschen lassen. Berichtet doch LASICIUS *De diis Samogitarum* (1615): *aitvaras est incubus, qui post sepes habitat. Id enim verbum ipsum significat* (LIDÉN a. O. 200).

ditivieras in Ulbinai, Bez. Lyda (Wilnagebiet) ist Kontamination von *dit(i)varas* mit poln. *oćwiara* (*oćwiera*). Das polnische Wort ist s. v. a. *potwór*, *potwora* „Mißgeburt, Scheusal, Ungeheuer, großes, häßliches Weib, alte Hexe, Zauberin, grobe Frau, plumpes Wesen“ (KARŁOWICZ *Słownik gwar polskich* 3, 388). Es stammt von derselben Wurzel wie *potwór*, *potwora*, abg. *tvorǫ* „creatura, forma, habitus corporis“, *tvoriti* „facere, creare“, *potvorǫ* „γοητεία, φάρμακον, calumnia“, *tvarǫ* „opus“, *utvarǫ* „opificium, ornatus“, poln. noch *tworzyć* „bilden, hervorbringen, schaffen“, *twarz* „Gesicht, Antlitz, Blick, Miene, Geschöpf“, *potwarz* „Verleumdung“, *potwarzyc* „verleumden“, čech. *potwora* „Mißgestalt“, *stvor*, *stvůra* „Geschöpf“, *tvář*, *tvar* „Gestalt, Form, Geschöpf, Gesicht“ usw., lit. *tvėrti* (*tveriu*, *tvėriau*) „fassen, ergreifen, zäunen, umhegen“, auch (besonders Kompos. *sutvėrti*) „formen, schaffen, erschaffen“,²⁾ Iterat. *tvārstyti* „mehrfach zäunen, einfassen, verbinden“, *tvārtas* „Hürde, Verschlag, Stall“, *tvorà* „Zaun“, *ap(s)itvirti* „verhärtet, fest werden, stark werden“, auch „etwas zu tun aufhören“, *tvirtas* „fest, stark“, lett. *tvērt*, *twirts*, *tvarstīt*, *tvārstīt* *tvarts* etc. (BŪGA KS 1, 107ff.). Mit lit. *tvirtas* sind aksl. *tvirdz*, russ. *tvěrdyj*, poln. *twardy*, serb. *tvrd* synonym, die sich jedoch von ihm in der Wurzelsilbenintonation und im Suffix unterscheiden (s. auch NIEDERMANN IF 10, 233, MEILLET Et. sur l'étym. du vieux slave 174, 319, 321).

Da lit. (*iš*)*tvėrti* auch „aushalten, ausdauern“ heißen kann (cf. auch (*iš*)*tvermė* „Ausdauer, Festigkeit, Stärke“), so vermutet BŪGA ansprechend Zusammenhang auch mit poln. *trwać* „dauern, ausdauern, ausharren“, *trwałość* „Standhaftigkeit“, čech. *trvati*, ukr. *tryváty*. Aus w russ. *tryvác* stammt lit. *trivóti* „dauern, bestehen“.³⁾ Betreffs der Metathesis von *vr* zu *rv* in *trwać* etc. kann an poln. *drzwi* „Tür“: abg.

¹⁾ S. über dieses Wörterbuch GERULLIS KZ 50, 233.

²⁾ Vgl. auch SZYRWID Dict. *tworca*, *stworzyciel*, *creator*, *sator*, *effector*, *tveréjas*; *tworzę*, *sero*, *figuro*, *gelo*, *congelato caseum*, *tveriu*, *lipiu*.

³⁾ SKARDŽIUS Slav. Lehnw. im Altlit. 224.

dvěrb (*dvěri*), russ. *dver* usw. erinnert werden. Ein Zusammenhang von *trwać* mit aksl. *trajati* „durare“, bulg. *traja* (woraus rumän. *trăi*), serb. *trājati*, čech. *trāti*, osorb. *trać*, nsorb. *traš* ist wegen des Fehlens des *v* dieser nicht wahrscheinlich. Vielmehr sind diese Wörter zu ai. *trāyate*, *trāti* „behütet, beschützt“, av. *θrāyente* „sie schirmen“, *θrāti-* „Schirm, Schutz“, air. *tráth* „Zeit, Stunde“ zu ziehen.¹⁾

B ŪGA führt poln. *oćwiara* auf **o-tvērā* zurück. Da aber das Slavische im Gegensatz zum Baltischen keine Spur der Ablautsstufen **tvēr-* kennt, nehme ich vielmehr an, daß *oćwiara* wegen der despektierlichen Bedeutung mit sekundärer Mouillierung versehen worden ist (vgl. über derartige Fälle im Slavischen und Baltischen MACHEK Studie o tvoření výrazů expresivních 12ff.); d. h. es ist von einer Grundform **otvara* auszugehen. Daß nicht **otwór*, *otwora* wie *potwór*, *potwora* gebildet worden ist, rührt davon her, daß *otwór* bereits für die Bedeutung „Öffnung, Loch, Mündung“ (cf. *otworzyć*, *otwierać* „aufmachen, öffnen“) reserviert war.

Mit *otwór* vergleichen sich aus dem Baltischen lett. *atvars* „Öffnung, Loch, Abgrund, Tiefe im Flusse“, lit. *atāvaras* „Flußtiefe, offenes Wasserloch im Moorgrunde“, *ātvaras* „Spalt, Öffnung“, *ātvara* „Spalt, schlammiger Weg, Sumpf, Morast“, die mit lett. *vērt*, lit. *vėrti* „öffnen, schließen“ (s. o.) zusammenhängen. Auch lit. *akīvaras* heißt „offenes Wasserloch im Moorgrunde.“ Lit. *akis*, lett. *acs* „Auge“ ist auch mit lit. *ākas*, *eketė*, -*ỹs*, lett. *akacis* „Wuhne“, *aka* „Brunnen“ usw. verwandt²⁾. Man könnte für lett. *atvars* „Strudel, Wirbel“ freilich auch an Zusammenhang mit der Sippe von lett. *virt*, lit. *virti*, aksl. *vrěti* „kochen, sieden, wallen, brodeln“ denken³⁾. Hierzu kann man sich berufen auf lit. *versmė* „Quelle“, lett. *versme* „Glut, Lohe, Hitze, heißer Luftstrom“, *virulis*, lit. *virulys* „Strudel, Wirbel“ (B ŪGA Aist. stud. 174), slav. *virz* dass. (aus poln. wruss. *wir* lit. *vỹrius*, wohl nicht damit urverwandt), *izvorz* „fons“; vgl. auch griech. *φρέαρ* „Brunnen“, armen. *atbiwr* „Quelle, Brunnen“. got. *brunna*, ahd. *brunno*: griech. *φωρύειν*, *φωρύσσειν* „durcheinander kneten, vermischen, beflecken, besudeln“, got. ahd. *brinnan* (aus **bhre-n-ȳō*) „brennen“, lat. *fervēre* „sieden, wallen, kochen“.⁴⁾

¹⁾ TRAUTMANN Bsl. Wb. 325 ff., H. PEDERSEN Vgl. Gramm. d. kelt. Sprech. 1, 52. 420.

²⁾ Über die Verwandtschaft der Begriffe „Auge“ und „Öffnung, Quelle, Brunnen“ s. B ŪGA Aist. stud. 118, 218, SPECHT KZ 62, 210ff. Weitere Literatur bei Verf. Stud. balt. 7, 29, Balticoslav. 3, 483.

³⁾ S. auch LESKIEN Abl. 356, Nom. 174, ENDZELIN s. v.

⁴⁾ Vgl. noch BENVENISTE Origines de la formation des noms en indoeur. 20. 26. 182.

Poln. *poczwara* „gräßliche Gestalt, Schreckbild, Ungeheuer, abscheuliche Person, Mißgestalt, Popanz“ (*poczwarka* „Larve, Puppe von Insekten“), woraus lit. *pačvóra* entlehnt ist¹⁾, halte ich für eine Angleichung des Anlauts des Hintergliedes an poln. *czar* (*czary*) „Zauber, Zauberei, Hexerei“, *czarownik* „Zauberer“, besonders an *czarownica* „(alte) Hexe, altes, häßliches Weib.“

Poln. *atwor* „latawiec mityczny noszący pieniądze“ (Bezirk Płock) ist entlehnt aus lit. dial. *átvaras*.²⁾ Dies letzte erklärt sich aus der besonders im ostpreußischen Litauischen herrschenden Neigung, gestoßen intonierte Diphthonge ihres sonantischen Elements zu entkleiden.

Auch dem polnischen *atwor* im Bezirk Płock wird die Eigenschaft zugeschrieben, geraubtes Geld einem anderen zu überbringen. Dies geschehe während des Untergangs der Gestirne.

3. Russ. *blagój*: lit. *blagnas*.

Russ. *blagój* „starrköpfig, eigensinnig, häßlich“, dial. *blažnoj* „dumm“, wruss. *blahi* „marny, niedobry, nędzny, lichy, słaby“ hat trotz HAVERS, Neuere Literatur zum Sprachtabu 133, dem sich auch VASMER Russ. etym. Wb. 90 anschließt, nichts mit abg. *blagz* „gut“, russ. alt und dial. *bologo* „gut“ (*blagoj* „gut, gütig“, *blago* „Gut“ aus dem Kirchenslavischen), bulg. *blag* „gut, glücklich“, serb. *blāg* „gut“, čech. *blahý* „selig“, poln. *blōgi* „glücklich, behaglich“ usw. zu tun. Vielmehr bietet das Litauische eine genaue von *blagoj*, *blažnoj* durch den Ablaut unterschiedene Entsprechung.

Während lit. *blōgas* „schlecht, schlimm, gering, schwach, mager“, lett. *blāgs* „schwach in Krankheiten, schlecht, zänkisch, böse“ aus dem Weißrussischen stammen³⁾, sind lit. *blagnas* „ungeeignet, schlecht, böse“ bei BRETKUN Dan. 11, 20 (als Erklärung von *niekam nehadnas* „zu nichts geeignet“), davon *didžiū blagnijimu* „horribili levitate“ (Marg. theol.), *blagniškai* „ungeeignet“ (ebd.), *blāgnytis* „ernüchtert werden, sich aufheitern“ echtlitauisch.⁴⁾ Das Verbum *blāgnytis* ist zu seiner Bedeutung von separativ-privativen Kompositen *išsiblāgnyti*, *prasiblāg-*

¹⁾ BRÜCKNER Slav. Fremdw. im Lit. 113.

²⁾ RUHIG Dtsch. lit. Wb. von 1747, 187a. 250a, RUHIG-MIELCKE Dtsch.-lit. Wb. von 1800, 248a (dagegen 333b *átvaras*). Im Lit.-dtsch. Teil haben beide Auflagen *átvaras*.

³⁾ BŪGA Izv. 17, 1, 12, KS 1, 41ff., SKARDŽIUS Slav. Lehnw. im Altlit. 43.

⁴⁾ S. über alle diese Wörter BEZZENBERGER Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. 276, BALČIKONIS s. v. v.

nyti, *nusiblägnyti* aus gelangt (s. über solche Fälle zuletzt Slavia 13, 17ff. und o. Nr. 2 über *vérti* „schließen“ und „öffnen“ nach *atvérti*). Dies veranschaulichen Sätze wie *aš blāgņiaus, kol išsiblägņiau iš nūdnasties* (JUŠKEVIČ Lit. slovarь I, 213, 624) „ich wurde allmählich immer nüchterner, bis ich ganz vom Katzenjammer ernüchtert war“, *óras blāgņijas = giēdrijas* „das Wetter heitert sich auf“, etwa nach *lūkék, kól óras nusiblägņys!* „warte, bis sich das Wetter aufheitert!“¹⁾

Das mit russ. dial. *blažnoj* (aus **blāgīnō-*) vergleichbare lit. *blagnas* verhält sich zu jenem und zu *blagoj* wie lit. *slābnas* „schwach“, *slābti* (*slambū*) „schwach werden“ zu abg. *slabъ*, serb. *slāb*, čech. *sláb*, poln. *slaby*, russ. *slabyj*, lett. *slābs, slābans* „schwach, schlaff, matt“. Mit *slābnas* harmoniert im Vokalismus der Wurzelsilbe ahd. *slaf*, ndd. *slap*.²⁾

Nach SKARDŽIUS a. a. O. ist *slābti* in Alsėdžiai und Salantai, *slābnas* in Naumiestis und Kvėdarna, d. h. beide größtenteils im žemaitischen Sprachgebiete gebräuchlich, dagegen *slōbnas* in Anykščiai und Dusetos, *slōbti* (*slobstū*) in Subačius und Kupiškis, d. h. in ostlitauischen Dialekten. Das *ō* dieser Formen unterscheidet sich von serb. *slāb*, čech. *sláb* durch die Intonation. Es ist mit dem *a* der slavischen Wörter nicht zu identifizieren, sondern in ostlitauischer Weise aus *ā* entstanden. Lit. *a* wird bekanntlich unter dem Akzent geschleift intoniert.

Wie *slābnas, blāgnas* ist auch *silpnas* „schwach“ gebildet, das dem *silpstu, silpti* ebenso gegenübersteht wie ostlit. *slōbnas* dem *slobstū, slōbti*. Wie von *silpnas* das Denominativ *silpnėti*, so ist von *slābnas* ein *slabnėti* (*-ėju*) ausgegangen (vgl. russ. *slabet'*, poln. *slabiec* „schwach werden, erschlaffen“: *slabyj, slaby*).

Von *blagnas* stammt andererseits *išsiblägnyti* usw., wonach *blāgnytis* „nüchtern, heiter werden.“ Denominatives lit. *-yti* (Praes. *-iju* und *-yju*), lett. *-īt* werden nicht nur in slavischen Lehnwörtern, sondern auch in echtbaltischen Verben verwandt;³⁾ daher lit. *gaīdrytis, giēdrytis* (*-ijuos*) „sich aufheitern, sich aufklären“: *gaīdrūs, giēdras, giedrūs* „heiter, klar, schön“, *iđiēnyti* (*-ija*) „tagen“: *dienà* „Tag“ usw.

Natürlich ist lit. *blōznas* „Schwätzer, Lästere, Spötter, Feldgeist, Gespenst, Narr“ aus wruss. *blazen* „minderjährig, dumm, Spaßmacher“ oder aus poln. *blazen* „Narr, Spaßmacher“ entlehnt.⁴⁾

¹⁾ Unrichtig über *blāgnytis* TRAUTMANN BB 30, 328, PERSSON Beitr. z. idg. Wf. 880, SPECHT KZ 69, 119.

²⁾ S. besonders TRAUTMANN BslWb 270, ENDZELIN IF 33, 118, BŪGA KS 1, 125, SKARDŽIUS Slav. Lehnw. im Altlit. 18, Verf. IF 53, 130ff., unrichtig OTREBSKI Narzecze twereckie 3, 50, 108.

³⁾ ZtschrslPh 20, 265, KZ 69, 81ff. (mit Lit.).

⁴⁾ SKARDŽIUS Slav. Lehnw. im Altlit. 43.

4. Nochmals lit. *aumuō*.

Wie zuerst BŪGA Izv. 17, 1, 21ff. (s. noch KZ 51, 128, SKARDŽIUS Švietimo darbas 1926, 391, Liet. kalbos žodžių daryba 231. 234. 294ff. 297. 590, Verf. Blsl. 74) festgestellt hat, ist mit slav. *umъ* „Verstand“ synonymes lit. *aumuō* (Plur. *aūmenys*) urverwandt. Die Dehnstufe liegt in *omē*, *omenis*, *omena(s)*, žemait. (v)omins, *omynė* vor (Skardžius a. O. 76. 82. 231. 363). Alle diese Formen sind Umbildungen, bezw. Erweiterungen des in *aumuō* enthaltenen *n*-Stamms. Auch *omē* ersetzt einen solchen; vgl. *piūmė* neben *piūmuo*, *piūmenė* „Ernte“ (Literatur hierüber in Erg.-H. zu KZ 14, 9 mit Anm. 1).

Slav. *umъ* gegenüber lit. *aumuō* ist nach Beispielen bei J. SCHMIDT Kritik der Sonantentheorie 93ff. 103ff. zu beurteilen. Das *m* des Worts geht auf *mn* zurück. Dies wird durch die Akzentuation von russ. Gen. sg. *umá*, serb. *úma* (Nom. sg. *ûm*) in den Bereich der Möglichkeit gerückt.

OTREBSKI, der Lg. Posn. 1, 145ff. ebenfalls über *umъ* und lit. *aumuō* etc. handelt, hält die einzelnen auf verschiedenen Wurzeln beruhenden Bedeutungen des litauischen Worts nicht auseinander. Von *aumuō* „Sinn, Verstand“ und Zubehör sind nämlich folgende nur äußerlich anklingende Wörter zu trennen: lit. *aūmonis*, -ė, lett. *auranīs* „unsinnig, rasend“, lit. *aūmenimis* „unüberlegt“, *auranionimis* „krank, schwach“, *aūmonėmis* (*aūmonionimis*) „ohne Bewußtsein.“ Diese haben mit slav. *umъ* nichts gemein, sondern bestehen aus dem mit slav. *u*, lat. *au-* „von — weg“, griech. ἀφάρτειν ἀναχωρεῖν Hesych urverwandten Präfix¹⁾ + Ableitungen der idg. Wurzel *men-* „denken, gedenken, sich erinnern“ (lit. *atsimiñti*, *minėti*, *manýti* etc.). Lit. *aumuō* in der Bedeutung „Betrübnis“ enthält im zweiten Gliede die dehnstufige Gestalt des Wurzelnomens, d. h. idg. **-mōn*. Das auslautende *n* fehlt ebenso wie im Nom. sg. der *n*-Stämme (vgl. *aumuō* „Verstand“, *akmuō* „Stein“: griech. ἄκμων; *piemuō* „Hirt“: griech. ποιμήν, lat. *homo*, ai. *rājā* etc.)

Von *aumuō* „Betrübnis“ ist abgeleitet lit. *auraniruoti*, *aūmeniuoti* „betrübt sein, etwas bekritteln, an etwas herummäkeln, herumwühlen“; vgl. preuß. *aurinūs* „betrübt“ Ench. 47, 23. Lit. *nusimiñti* „verzagen, verzweifeln“ erweist die Richtigkeit der Herleitung der genannten Ausdrücke aus *au-* + Wz. *men-*.

Dagegen lit. *aūmonė* „Bewußtsein“ ist Angleichung des anderen, mit slav. *umъ* verwandten *aumuō* „Verstand“ an synonymes *sąmonė*;

¹⁾ BEZZENBERGER BB 18, 267, ENDZELIN Latyšsk. Predl. 1, 60ff., Lett. Gr. 497, Senprūšu valoda 94.

vgl. noch Szyrw. Dict. *wymysł, wymysłona rzecz, commentum, figmentum, pramonia* (in dieser Bedeutung auch sehr oft in DAUKŠAS Postille, dort auch, z. B. 122, 18.25 = Or. 89, 34. 41 *pramonioti* = *wymyslać* „erfinden“); SZYRW. Dict. *dowcip, ingenium, indoles, sollertia, sagacitas, nuomonis; priemonia* = „*dowcip*“ öfters DAUKŠA Postille (OTREBSKI Lg. Posn. 1, 146).

5. Lat. *canis* = lit. *švėnis*.

Über lat. *canis* in morphologischer Beziehung hat sich am überzeugendsten Roland G. Kent Lg. 2, 186ff. geäußert.¹⁾ Die ai. *śvā*, av. *spā*, griech. *κύων*, lit. *šuō* (*šuvā*) entsprechende Dehnstufe **kūō* wurde im Lateinischen lautgesetzlich unter Wegfall des *u* vor *ō* zu **cō*.

Als Schwundstufen sind für die Grundsprache einerseits **kun-* (cf. ai. Gen. sg. *ṣunah*, av. *sūnō*, griech. *κυνός*, lit. *šunės*²⁾, *šūns* etc.), andererseits **kūn-* anzusetzen. Die letztere Gestalt mit Übertragung des in **cō* eingetretenen *v*-Schwundes liegt lat. Gen. sg. *canis*, Dat. sg. *canī* etc. zu Grunde. Sie ist auch auf den Nom. sg. *canis*, Acc. sg. *canem*, Nom. pl. *canēs* ausgedehnt worden. Der Nom. sg. *canis* ist eine mit *iūvenis* gegenüber ai. *yuvan-* auf einer Linie stehende Neubildung. Lat. Gen. sg. *canis* verhält sich zu ai. *śunah*, griech. *κυνός* etwa wie ai. *vṛka-*, lit. *vilkas*, abg. *vlъkъ* zu griech. *λύκος*; lit. *mulvinti* „mit Schlamm bedecken“, *mulvinas* „schlammig“ zu griech. *μολύνειν* „besudeln, beschmutzen“; lit. (*ap*)*milvinti* (*-lv-* aus *-ldv-*) „durch Bitten besänftigen“ zu griech. *μαλδύνειν* „erweichen“ (ENDZELIN FBR 18, 199).

Im Nom. sg. *canis* mag auch, wie Kent annimmt, das *-ī*-Feminin, das durch ai. *ṣunī-*, av. *sūnī*, lat. *canī(cula)* vertreten wird, enthalten sein. Die Nebenform *canēs* ersetzt dies sicherlich (vgl. über solche Fälle JACOBSON KZ 46, 55ff., LOMMEL Stud. über idg. Femininbildg. 67ff.).

SPECHT KZ 66, 37ff. 39 (s. noch PERSSON Beitr. z. idg. Wf. 123) meint, daß sich lat. *canis* bezüglich des *v*-Schwundes hinter dem Gutural mit Beispielen wie lat. *cāseus* „Käse“ gegenüber slav. *kvazъ* „Sauerteig, säuerliches Getränk“ vergleiche.³⁾ Für SPECHT'S Ansicht könnte lyd. *Κανδαύλης*, illyr. *Κανδάων*, *Candavia* sprechen (s. zuletzt

¹⁾ S. auch M. LEUMANN Glotta 18, 254, STOLZ-LEUMANN Lat. Gr.⁵ 124ff.

²⁾ Über derartige vollere Endungsformen konsonantischer Stämme s. zuletzt Erg.-H. zu KZ 14,9 (mit Literatur).

³⁾ Die Verwandtschaft von lat. *cāseus* mit slav. *kvazъ*, abg. *kysnati* „sauer werden“, *kys(e)lō* „sauer“ wird von MACHEK Recherches dans le domaine du lexique balto-slave 85 mit Unrecht bestritten.

KRAHE Würzbg. Jb. 1, 2, 189. 201). Es müßte erst bewiesen werden, daß auch in diesen Sprachen auf lautlichem Wege aus **k_yō* ein **kō* entstanden ist. Andererseits hält es Solmsen KZ 45, 97ff. für möglich, daß lyd.-phryg. *Kαν-* auf **k_yan-* beruht, trotzdem die anderen ostidg. Sprachen **k_y* zu Sibilant + *v* umgestalten.

Den Etymologen ist bisher ein genau mit *canis* übereinstimmendes, nach BŪGA Aist. stud. 106. 189 in Flüchen gebrauchtes lit. *švinis* „Hund“ entgangen. Wie Nom. sg. *canis* von den obliquen Kasus aus, so ist *švinis* vom Acc. sg. *švinī* = *šūnī* aus neugeschaffen worden, dessen Endung aus sonantischem Nasal entstanden war. Ich erinnere an die lettische Neubildung *suns* (Acc. sg. *sunī*) sowie an die preußische *sunis*. Das Fem. *švinē* „Hündin“ deckt sich genau mit lat. *canēs* und ersetzt wie dieses ein altes -ī- Feminin.

Lett. *kuņa* „Hündin“ beruht wie lett. *kuce*, *kucens*, bulg. *kuče*, estn. *kuts*, ital. *cuccio*, alban. *kutš* „Hund“ auf einem Lockrufe.¹⁾ BERNEKER Slav. etym. Wb. 1, 644 denkt an Zusammenhang von slovinz. *kūnā* „Hündin“ mit russ. *kuna* „Marder“, lit. *kiaunė*, *kiūnė*, lett. *caūna*, -e, preuß. *caune*; doch überzeugt seine Ansicht nicht.²⁾

Lett. *suņa* „Hund“ (als Schimpfwort) ist eine Angleichung von *kuņa* an *suns* „Hund“, *suntene* „großer Hund“. Das -t-Suffix weisen auch got. *hunds*, armen. *skund* „Hündchen“ (Gdf. **k_yontā*)³⁾ auf. Es spielt bei Tierzeichnungen eine große Rolle (OSTHOFF Etym. Parerga 241ff., PERSSON Beitr. z. idg. Wf. 585, A. Mayer KZ 66, 82).

Hamburg.

ERNST FRAENKEL.

Slav. *bqđq* ‘ich werde sein’

Als Futurum zu *es-* ‘sein’ würde man angesichts des lit. *būsiu* im Slavischen ein **byšq* erwarten. Auf Grund von aksl. *byšešteje* τὸ μέλλον läßt sich die Existenz von **byšq* tatsächlich voraussetzen. Sonst besitzt das Slavische die befremdende, isolierte, etymologisch schwierige Form *bqđq*.

Alle Versuche gehen von der Wurzel *bhū-* ‘sein’ aus, wobei das *q* und das sonderbare *d* auf verschiedenste Weise erklärt wurde.

Wir werden versuchen, über eine semasiologische Erwägung zur Lösung zu gelangen; es wird sich herausstellen, daß *bqđq* von einer ganz anderen Wurzel herrührt.

¹⁾ S. auch BŪGA KS 1, 196.

²⁾ S. auch BŪGA Aist. stud. 60, KS 1, 222.

³⁾ MEILLET Esqu. d' une grammaire comp. de l'arm. classique² 50ff.

Die Wurzel *bhū-* war ursprünglich aoristisch, d. h. stand nur in den Aoristformen (diese sogenannten Wurzelaoriste hatten kein anderes Aoristzeichen; allerdings besaßen sie sekundäre Personalendungen und fakultatives Augment): ai. *á-bhū-t* = *ē-φῶ* = slav. Konditional *by*. Frühzeitig begann sie aber als Suppletivwurzel neben *es-* (das nur im Präsens stehen konnte) zu dienen. So bildete sich in den indogermanischen Sprachen die Suppletivverbindung *es-/bhū-* heraus: im Slavischen gewinnt *by-* immer wachsende Bedeutung, denn es liefert die Formen des sog. Infinitivstammes z. B. *bylŏ byvŏ byti bytŏ*. Die Expansion dieser Wurzel zeigt sich auch darin, daß die Zusammensetzungen mit Präverbien eben von *bhū/by-* (und nicht von *es-*) gebildet werden (*do-byti pri-byti* u. a.; die einzige Ausnahme, die Verneinungsform, č. *nejsem* u. dgl., ist nur scheinbar: *ne* war lange selbständig, wie im Altindischen), zum Unterschied etwa vom Lateinischen, wo sich ein altertümlicherer Zustand (*ab-sum ad° de° pro° sub° super°*) erhalten hat. Ferner bildet *by-* auch Frequentativa (*by-va-ti*). Dazu kommen noch alte Kausativa (*-baviti* ~ ai. *bhāvayati*). *Byti* und *-baviti* vereinigten sich sodann zu Wortpaaren wie *jbz-byti* 'frei werden, loskommen' — *jbz-baviti* 'befreien, losmachen, erlösen'. Nun wollen wir das Bedeutungsverhältnis der Wortpaare mit *-byti/-baviti* ins Auge fassen.

Fast alle Wortpaare lassen sich der Bedeutung nach mit Hilfe des Begriffes „Sein“ verstehen, z. B. aksl. *pri-byti* 'hinzukommen': in einen solchen Zustand gelangen, daß das Subjekt bei etwas ist; dazu das Kausativum russ. *pri-bavit* 'hinzufügen' = veranlassen, das etwas bei etwas sei (*facere, ut aliquid sit*. . .). Es ist unnötig weitere Beispiele anzuführen, man kann sie bei BERNEKER I 114 und I 46 ablesen. Nur ist anzumerken, daß auch *byti* bisweilen ein Objekt erhält: č. *nabýti čeho* = etwas erlangen, bekommen = in den Zustand gelangen wo man Inhaber, Herr „an“, „über“ etwas ist oder wird. Und ferner daß *-býti* auch die Funktion von *-baviti* übernimmt, č. *odbýti něco* = wegschaffen, abweisen, abfertigen, gegen slowak. *od-bavit* ds. (unnötig zu sagen, daß *od-baviti*, nicht *od-byti*, ursprünglich ist!).

Es gibt jedoch eine einzige semantische Ausnahme: die Zeitwörter mit dem Präfix *za-*, mit der Bedeutung „vergessen“, *za-byti*. Für den Begriff „vergessen“ besitzt das Slavische auch andere Ausdrücke. Erstens skr. *zaboraviti* und bulg. *zaboravŭ*, etymologisch ziemlich unklar.¹⁾ Zweitens pol. *zabaczyć*. Drittens, ebenfalls mit *za-*, č. *zapome-*

¹⁾ Ich glaube, daß in *zaboraviti* die Wurzel *mor-* 'merken' (lat. *me-mor*, ai. *smárati*) steckt, natürlich mit einer Lautsubstitution (Labial *b* für Labial *m*);

nouti, pol. *zapomnąć*, r. *zapamjatoval* (aber r. *zapomniť* = sich etwas merken). Diese mit *po-měnġti* zusammengesetzten Zeitwörter verraten sich als etwas Jüngerer, denn *za-* ist an ein Gebilde angehängt, das selbst schon (mit *po-*) zusammengesetzt ist. Schließlich geht daraus folgendes hervor: das Slavische, nachdem es ein altes, von *mrs-* (lit. *mirštù miršti*, ai. *mṛśyate* 'vergessen') gebildetes Wort verloren hatte, suchte durch verschiedene Ausdrücke diesem Mangel abzuhelfen, aber immer mit Verwendung des Präfixes *za-* (nur obersorb. gibt es neben *zabyć* noch *njedopomnić* so). Wir haben mithin das Recht, auch in *za-byti* eines der verhältnismäßig jungen Ersatzwörter zu suchen, also den Formen *-bōdŏ -byti* des Zeitwortes *za-byti* eine von der des „Seins“ verschiedene Bedeutung zuzuschreiben.

Nicht zu übersehen ist auch der Umstand, daß *za-byti* sich von allen anderen Zusammensetzungen mit *-byti* durch den Akzent unterscheidet. BULACHOVSKIJ¹⁾ drückt sich folgendermaßen aus: „... das Zeitwort *zabyť* ... hob sich in einer wichtigen Besonderheit seiner Akzentuierung von anderen Bildungen seiner etymologischen Gruppe auch in den anderen Slavinen ab; vgl. (russ.) *zabyť zabyła zabylo*, und nicht *zábyl zabylá zábylo* in Übereinstimmung mit der Präfixbildung vom Typus *dóbyl dobylá dóbylo*“²⁾.

Aus dem Gesagten schließen wir daher, daß in *za-byti* das Grundverbum ein anderes ist als *byti* 'sein'. Begrifflich paßt hier nicht das „Sein“, sondern es handelt sich da um „in mente habere“. Beachten wir, daß in keiner anderen indogermanischen Sprache das „Vergessen“ von „Sein“ abgeleitet wird, sondern überall von ganz anderen Wurzeln (*vergessen*, *λανθάνομαι*, *miršti*, *oblivisci*). Und wie *-boraviti* und *-poměnġti* (in *za*^o 'vergessen') „im Gedächtnis haben“ bedeutet, so suchen wir auch in *-bōdŏ* des Zeitwortes *zabōdŏ* etwas von dieser Art. Die gesuchte Wurzel ist **bheudh-* 'wach, geistig rege, aufmerksam sein'.

za- bedeutet hier das Nichtzustandekommen, Verschwinden, Auslöschen der mit *boraviti* ausgedrückten Tätigkeit.

Es sei gleich hinzugefügt, daß dieses *za-boraviti* m. E. nicht mit *boraviti* 'verweilen irgendwo, sich befinden' zusammenhängt. Dieses zweite *boraviti* ist wohl mit *mor-* in lat. *moror* 'verweile' verwandt. Beide *boraviti* beeinflussten sich gegenseitig, wohl eben unter der Einwirkung des älteren (später aber im Südslawischen verschwundenen) *zabyti* 'vergessen', neben *byti* 'sein, sich befinden'.

¹⁾ Trudy Instituta russkogo jazyka I (Moskau 1949) 142.

²⁾ BULACHOVSKIJ hält es für ein Merkmal der „Entetymologisierung“ dieses Zeitwortes, d. h. im Sprachbewußtsein soll das Gefühl der Verwandtschaft mit *byti* 'sein' verloren gegangen sein.

Sie ist im Slavischen gut vertreten, und zwar in aksl. *bljusti*, r. *bljudí bljustí* 'beobachten, wahrnehmen', in *bōdēti* (r. *bdeť* usw. 'wach sein, wachen', ač. *pobdiēti* 'gewahr werden'), in *buditi* 'wecken' (~ lit. *bau-dinti* 'aufmuntern') und in *-bōnōti* (aksl. *vōz-bōnō* 'erwache')¹⁾.

Die Bedeutung der Wurzel ist nicht zu fassen im Sinne von „des Schlafes beraubt sein“ bzw. (Kaus.) „des Schlafes berauben, wecken“, sondern vielmehr, wie oben angedeutet, „sich im Zustande eines hellen, wachen Sinnes oder Gedächtnisses befinden“ bzw. „dem hellen Bewußtsein zuführen“. Daß der Begriff „wache Denkkraft“ mit dem der Morgenmunterheit, „des klaren Denkens“ (nach ungestörtem Schlaf) sowie mit dem des Wachseins überhaupt in Verbindung gebracht wird, habe ich²⁾ an folgenden Wörtern dargetan:

- 1° ai. *ǵarate* 'erwacht', *ǵagarti* 'wacht', *ǵagrvi-* 'aufmerksam, wach, munter'
- 2° lit. *juntù jùsti* 'vigilare' (Širvydas), 'fühlen, empfinden, spüren, wahrnehmen, merken', *jautrùs* 'empfindsam, empfänglich', *at-juntù atjùsti* und *atjaũčiù atjaũsti* '(nach)fühlen, (nach)empfinden'; slavische Gegenstücke sind *otjētnōti* und *otjūtiti* (r. *očnútsja*; sloven. *čutiti*, skr. *čutiti*, č. *cítiti* 'empfinden, fühlen')
- 3° lit. *ovyje* 'im Wachen', *aumenis omenis omena omynė* 'Bewußtsein, Gefühl', *omė* 'Instinkt'
- 4° lett. *muodu muost* 'merken, verstehen, erwachen', gr. *μαυθάνω* 'erfahre, lerne, verstehe', ai. *medhā* 'Weisheit, Verstand, Gedanke'

In TRAUTMANN'S Bsl. Wb. finden sich auf Š. 32f. die baltischen Ableitungen von *bheudh-*; zu allen gibt es ein slavisches Gegenstück, nur *bundō* (lit. *bundù bùsti* 'erwachen') hat bei TRAUTMANN keines (aksl. *vōzbōnō* kann ja nicht als solches gelten!). Wir aber glauben, daß das Slavische ein solches Gegenstück besitzt, daß es eben in *za-bōdō* und dann überhaupt in *bōdō* vorliegt. *Bōdō* ist lautlich mit *bundù* gleichzusetzen (*un* > *o*); es stellt sich dann zu *sēdō* 'setze mich', *legō* 'lege mich', *-rētō* 'begegne' als viertes Glied der Nasalinfixreihe. Also *za-bōdō* = ich werde die geistige Munterkeit, die Gedächtnishelle, das helle Gedächtnis einbüßen.

¹⁾ Der Vollständigkeit wegen fügen wir hinzu: auch das 'Vergißmeinnicht' ns. *niezabydka*, os. *njezabudka*, r. p. č. slowak. *nezabudka*. Ferner č. dial. *zabyľka* (in Südböhmen mit sonderbarem *e zabelka*) 'Lolch': „welche Brot von Roggen, der mit Lolchsamens verunreinigt ist, essen, fallen in einem schweren Schlaf“ (MATTIOLIS Herbar).

²⁾ Recherches dans le domaine du lexique balto-slave (Brno 1934) 48f.

Was den Verlauf der vorgeschichtlichen Entwicklung von *za-bqđq* 'ich werde vergessen' bis zu *bqđq* 'ich werde sein' anbetrifft (für die ein Zeitraum von mehreren Jahrhunderten zur Verfügung stand), so können darüber bloß Vermutungen aufgestellt werden. Wir denken uns die Entwicklung in dieser Weise: Es gab ein *zabqđq*, Inf. **zabъsti* (= lit. *bundù būsti*), Iter. **za-bydati*. Aber die Wortfamilie von *bheudh-* zerfiel im Slavischen, das Bewußtsein der Verwandtschaft der einzelnen Wurzelformen (*bljъsti bъděti bъnъti buditi*) ging verloren, auch verschwand für die Sprechenden der Zusammenhang von *zabqđq* mit *bъd-*. Es läßt sich denken, daß *za-bydati* — dank der Ähnlichkeit von *byd-* mit *byt-* in *iz-byt-ъkъ* 'Rest' usw. — mit *zabyvati* (zu **bhū-*) zusammengeworfen wurde; das war der entscheidende Schritt. Dann wurde anstatt von **zabъsti* ein *zabyti* aufgestellt und damit eröffnete sich ein breiter Weg für die weitere Entwicklung. Nachdem nun einmal *zabyti/zabqđq* da war, wurde zum Inf. *pri-byti* 'hinzukommen' ein Präs.-Fut. *pri-bqđq* hinzugebildet, ähnlich auch *od°*, *u°* usw. Und weil derartige Zusammensetzungen futurische Bedeutung haben, so konnte daraus schließlich einfaches *bqđq* als Futurum von *jesmь* 'ich bin' abstrahiert werden. *Bqđq* ist also eine im Verbalssystem späte, junge Bildung. Denn erstens gibt es noch Spuren des gehörigen *bū-sъ-* in *byšęšteje* (s. oben), zweitens ist *bqđq* Bestandteil der späten „analytischen Ausdrucksart“ (z. B. č. *budu pracovati* 'ich werde arbeiten'), endlich hat *bqđq*, als Hilfszeitwort des Futurums, mehrere Konkurrenten neben sich, z. B. im Russischen dienten in dieser Funktion ursprünglich *iměti načęti počęti učęti chotěti*, und nur allmählich beginnen *byti* und *stati* einzudringen.¹⁾

Um es also zusammenzufassen: *bqđq* 'ich werde sein' kommt nicht von *bhū-* 'sein', sondern entstand durch Entpräverbalisierung aus *zabqđq* 'ich werde vergessen', wo *-bqđq* lautlich mit lit. *bundù* zu **bheudh-* 'geistig rege sein' gleich ist. Die äußere Ähnlichkeit der Wurzelform *byd-* (von *bheudh-*) mit *by-t-* (von *bhū-*) veranlaßte den Übergang in die Familie von *bhū-* 'sein' und damit gelang *bqđq* als Suppletivform in den Umkreis der verzweigten Gruppe der Bildungen von *es-/bhū-*, wo es die Stelle und Funktion des Futurums eingenommen hat.

Brünn.

V. MACHEK

¹⁾ K. H. MEYER Hist. Gramm. d. russ. Sprache I (Bonn 1923) 197.

Die altrussische Literatur im Spiegelbild der Forschung

1937—1950¹⁾

Stand und Aufgaben.

Grundsätzliche Erörterungen über Stand und Aufgaben der altrussischen Literaturwissenschaft liegen für die uns hier beschäftigende Zeitspanne nur von sowjetrussischen Gelehrten vor. Jene wurden geboten in Form von Rechenschaftsberichten, die im Rahmen der Feierlichkeiten zum 20- bzw. 30-jährigen Bestehen der Sowjetunion in allen wissenschaftlichen Institutionen verlesen wurden. Eingenommener Standpunkt war, einerseits die Sowjetwissenschaft von der bürgerlichen abzugrenzen, andererseits den Nachweis zu erbringen, daß sich die Sowjetwissenschaft grundlegend von der russischen Wissenschaft der Vorrevolutionszeit unterscheide.

In diesem Zusammenhang verdienen besondere Beachtung die Berichte von A. S. ORLOV (1937) und V. P. ADRIANOVA-PERETC (1947).

Nach A. S. ORLOV *Itogi izučeniĭa russkoj literatury drevnego perioda v SSSR za dvadcat' let*. Izvestija otd. obščestv. nauk AN SSSR 1937, Nr. 5, S. 1195 bis 1208, legte die altrussische Literaturwissenschaft in den ersten zwanzig Jahren der Sowjetunion verschiedene Entwicklungsetappen zurück, sie verlief auf verschiedenen Wegen, wenn auch in der gleichen Richtung. Schwierigkeiten habe die Aneignung der neuen wissenschaftlichen Methode bereitet, um so mehr als ein Zurückbleiben hinter den Gegenwartsfragen („otstavaniĭe ot interessov tekuščej žizni“) im Wesen des zu erforschenden Materials der altrussischen Literatur begründet liege und sich auch früher bereits gezeigt habe.

Die bürgerliche altrussische Literaturforschung sei philologisch ausgerichtet gewesen, sie habe kulturhistorische Verallgemeinerungen vorgenommen, die Erscheinungen klassifiziert, aber sie sei mitunter auch in einer buchkundlichen Scholastik stecken geblieben. Zwar habe sie sich bis zu einer Quellenkunde emporgearbeitet, aber beim Entwerfen eines historischen Bildes sei ihr die Klärung der Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung nicht gelungen. Den meisten bürgerlichen Werken fehle es an einem philosophischen Horizont, sie zeigen sich uninteressiert an philosophischen Problemen und neigen zu einer mechanischen Wiedergabe des Materials, wodurch gleichzeitig auch die Aktivität der bürgerlichen Einflüsse entkräftet worden sei. Die neue wissen-

¹⁾ Vgl. Zeitschrift Bd. XIV, 1937, S. 105—161 mit einem Bericht für die Jahre 1926—36, ferner R. JAKOBSON *Neues zur Geschichte der altrussischen Literatur*, Slavische Rundschau Bd. VIII, 1936, S. 255—262.

Die vorliegende Übersicht weist erhebliche Lücken auf; sie werden wohl in einem der späteren Hefte dank des sich nunmehr auch mit ausländischen Bibliotheken anbahnenden Leihverkehrs geschlossen werden können.

schaftliche Methode habe daher nicht gegen eine feindliche Konzeption zu kämpfen gehabt, sondern gegen das Fehlen eines politisch-philosophischen Inhalts in den Arbeiten der früheren Richtung.

Diese philosophische Gehaltlosigkeit sei auch nicht wett gemacht worden durch eine solche Autorität mit Weltruf, wie es A. N. Veselovskij war. MARR habe ihn auf methodischem Gebiet für außerordentlich schöpferisch gehalten mit einer klaren soziologischen Ausrichtung, doch die russische bürgerliche Wissenschaft habe diese soziologischen Ansätze bei Veselovskij nicht weiter fortentwickelt.

Die bürgerliche Wissenschaft habe vor allem empirisch Material gesammelt. Zwar müsse man sich nunmehr von der Illusion befreien, daß darin das wahre Wesen einer Wissenschaft bestehe, doch sei die Arbeit immer noch in der gleichen Richtung fortzuführen, weil man früher die Quellen aus Mangel an geeigneten Kräften und infolge von Zensurschwierigkeiten nicht habe ausschöpfen können. Aus diesem Grunde seien auch die quellenkundlichen Forschungen fortgeführt, der Kreis der edierten Denkmäler erweitert, Datierungs- und Lokalisierungsfragen präzisiert worden. Hand in Hand damit erfolge die Aneignung der marxistischen Methode, man versuche die Denkmäler vom Soziologischen her zu erfassen. Wenn Orlov hier diese Versuche auch als „kustarnyje“ bezeichnet und zugibt, daß sie zu keiner methodisch einwandfreien Geschichte der altrussischen Literatur geführt haben, so behauptet er trotzdem, die Notwendigkeit der Anwendung der marxistischen, allein wissenschaftlichen Methode sei klar erkannt worden („vošla krejko v soznanije“). Auf diese knapp gehaltene Einleitung läßt dann Orlov ein ausführliches, mit viel Sorgfalt und Umsicht zusammengestelltes Referat folgen über die nach Problemkreisen angeordneten Forschungsergebnisse fast aller in den Jahren 1917—37 erschienenen Arbeiten zur altrussischen Literatur. Verfassernamen werden nur ausnahmsweise erwähnt. Irgendwelche Bezugnahmen auf die marxistische Ideologie fehlen hier völlig, ebenso wie Hinweise auf die von den einzelnen Verfassern angewandte Methode oder auf ihre politisch-philosophische Einstellung.

Der Aufsatz schließt wiederum mit Behauptungen, die der Einleitung in ihrem politischen Gehalt entsprechen: „Die marxistisch-leninistisch-stalinistische Methode wird von uns nicht nur aus Büchern aufgenommen, sondern auch aus einer jeden Erscheinung unseres gesellschaftlichen Daseins als Methode des gesamten kulturellen Aufbaus. Und wir, Sowjetgelehrte, glauben, daß die Verwirklichung einer methodisch richtigen, soziologisch erläuterten, mit Tatsachen angefüllten Literaturgeschichte unserer großen Heimat, welche die Menschheit zur höchsten Kultur, zum Kommunismus führt, nahe ist“.

Zehn Jahre später, 1947, ist die Lage der altrussischen Literaturwissenschaft in der Sowjetunion bereits völlig verändert. Während im Bericht von Orlov Politik und Wissenschaft neben einander stehen, zeigt der Bericht von V. P. ADRIANOVA-PERETC, *Osnovnyje zadatki izučenijsa drevne-russkoj literatury v issledovanijach 1917—1947 gg.* Trudy otd. drevne-russkoj literatury Bd. VI, 1948, S. 5—14, daß sich in der Zwischenzeit festumrissene Problemkreise herausgebildet haben.

Auch der Bericht von ADRIANOVA-PERETC beginnt wiederum mit einer Präambel, worin in üblicher Weise darauf hingewiesen wird, daß man

während der letzten dreißig Jahren in der Sowjetunion bemüht gewesen sei, die methodischen Fehler der vorrevolutionären Zeit zu beseitigen, wenn gleich die Traditionen der bürgerlichen Literaturwissenschaft noch nicht gänzlich ausgemerzt werden konnten. Es zeige sich noch häufig eine Abkehr („otchod“) von den Zentralproblemen der Literaturwissenschaft, von den Problemen der nationalen Eigenständigkeit der russischen Literatur und der Erschließung der Literatur vom Klassenstandpunkt aus (klassovoje osmyslenije). Als Irrwege einzelner Forscher angeführt werden: die Fortführung der Methode von Veselovskij, eine irrige Einstellung zu den Fragen des literarischen Einflusses und eine allzu starke Berücksichtigung des engen Interessenskreises der Fachgelehrten („malen'kij krug professional'nych interessov“).

Grundlegend gewandelt haben sich nach Adrianova-Peretc in der Sowjetunion die Ansichten über den Ursprung der russischen Literatur im 11. Jh. und über deren Thematik und Gesamtcharakter bis zum 16. Jh. einschließlich.

Den Grundstock der altrussischen Literatur bilde nach Ansicht der Sowjetwissenschaft die historische Erzählung in ihren mannigfaltigen Verzweigungen. Diese gehe auf eine durchaus volkstümliche Wurzel zurück. Auch die Einwirkung der byzantinischen historischen Literatur auf jene halte man nunmehr für sekundär, für weniger bedeutsam, als man das früher anzunehmen pflegte, und hauptsächlich auf das 15. und 16. Jh. beschränkt. Adrianova-Peretc stellt es in Abrede, daß die religiös-didaktische Thematik in der altrussischen Literatur überwogen habe, und sie hebt hervor, daß man neuerdings bestrebt sei, in ihr eine für das Mittelalter typische Abwandlung der historischen Thematik zu sehen. Die angegebene starke Zuwendung der Sowjetwissenschaft zu einer neuen Thematik wird durch den Hinweis unterstrichen, daß neuerdings für die Forschung die Literatur des Posad aus dem 17. Jh., ferner die voryssylabische Dichtung und die altrussischen Theaterstücke erschlossen wurden.

Es sei ein Anliegen der sowjetischen Literaturwissenschaft gewesen, in der Literatur die Widerspiegelung von Politik und Klassenkampf zu sehen. Auch die religiös didaktische Literatur sei unter dem gleichen Gesichtspunkt behandelt worden, wodurch die Volkszugehörigkeit („narodnost“) auch dieser Literatur erwiesen worden sei.

Eine Wechselwirkung zwischen gelehrter und mündlicher Literatur habe stets bestanden, wenn man auch früher geneigt gewesen sei, die gelehrte Literatur als isoliert dastehend zu betrachten. Doch bedürften die Beziehungen zwischen gelehrter und mündlicher Literatur noch einer erneuten Klärung und Bearbeitung.

Es sei ferner ein Anliegen der Sowjetgelehrten, die Literatur in engste Beziehung zur realen Wirklichkeit zu setzen. Man versuche daher die für das Mittelalter spezifischen Kunstmittel festzustellen, durch die der mittelalterliche Literat seiner Einstellung zur Wirklichkeit Ausdruck gegeben habe. Dadurch, meint Adrianova-Peretc, werden die religiösen und religiös-phantastischen Elemente einer neuen Bewertung unterzogen, sie werden nun als typisch mittelalterliche Ausdrucksformen gedeutet. „Der strenge Historismus („istoričnost“) der marxistisch-leninistischen Methode lenkte die Aufmerksamkeit der Forscher auf jenen besten Teil der altrussischen Literatur, der Merkmale echter Volkstümlichkeit enthält: einen eigenartigen (svojeobraznoje) Ausdruck für die Interessen des Volkes, für seine progressiven Bestrebungen,

seine hohe Humanität, wenn auch eingehüllt in die für das Mittelalter obligatorische Form von christlicher Barmherzigkeit und Verurteilung des sozialen Übels als ‚Sünde‘ gegen die Religion und Moral“ (S. 8).

Nachgegangen werde den Wechselwirkungen zwischen historischer und religiös-didaktischer Literatur. So sei die Funktion der religiös-didaktischen Episoden in den Viten von Alexander Nevskij und Dmitrij Donskoj bestimmt worden als der für das Mittelalter gesetzmäßige Ausdruck einer höchsten Bewertung ihrer Taten.

Man habe auch die Frage aufgeworfen, auf welche Weise sich eine Kunstliteratur im engeren Sinne aus dem Kreise jener Denkmäler löse, die sich allein die Aufgabe stellten, das reale Geschehen mehr oder minder genau wiederzugeben.

Dieser Vorgang sei besonders eingehend für die Literatur des 17. Jhs untersucht worden; doch verknüpfe man jetzt den literarischen Umbruch dieser Zeit nicht mehr, wie das bis 1917 der Fall war, mit einer Europäisierung Rußlands, sondern mit der Entwicklung des sozialen Lebens, der zunehmenden Bedeutung der demokratischen Klassen und der damals einsetzenden Befreiung der Persönlichkeit aus dem Autoritätsanspruch des Mittelalters („avtoritarnost“).

Die Erforschung der altrussischen Literatur von ihrem Inhalt und ihrer Kunstform her ergebe die Notwendigkeit einer eingehenden Beschäftigung mit der russischen mittelalterlichen Weltanschauung.

Man wolle sich nicht mehr wie früher mit einer Aufzählung der religiösen Denkmäler, mit bibliographischen Informationen und formalen Inhaltsangaben für die populärsten Denkmäler begnügen; den Sowjetforscher beschäftige die Frage nach der Bedeutung dieses Schrifttums für den mittelalterlichen Menschen, nach dessen wesentlichem Inhalt, dessen Umformung auf russischem Boden, im ästhetischen Klassenbewußtsein des russischen Menschen.

Was die Wechselbeziehungen zwischen der altrussischen und den benachbarten Literaturen anbelange, so käme es heute hauptsächlich darauf an, die Kulturgemeinschaft zwischen den Slaven im Mittelalter herauszuarbeiten.

Die Erforschung der Kunstform, angefangen mit der Sprache als Material bis zum poetischen Stil in seiner Gesamtheit, sei eine der wichtigsten Aufgaben.

OBNORSKI¹⁾ folgend habe sich die Literaturforschung von der Vorstellung gelöst, daß das Kirchenslavische immer, mehr oder minder von russischen Elementen durchsetzt, die Literatursprache des alten Rußlands gewesen sei. Die weltliche Literatur der ältesten Zeit und die der zweiten Hälfte des 17. Jhs sei in ihrem Grundstock russisch, wenn sie auch kirchenslavische Elemente in sich aufgenommen habe. Die religiös kirchliche Literatur sei kirchenslavisch gewesen, wenn sie auch russische Elemente enthalte. Damit sei die frühere Auffassung von der Isoliertheit der Literatursprache wesentlich korrigiert. Trotz richtiger Problemstellung sei aber diese Frage nach Adrianova-Perete noch gründlichst in Bezug auf die Literatur zu klären.

Seit Anfang der 30er Jahre werde das Problem der historischen Poetik for-

¹⁾ Gemeint ist das Buch von S. P. OBNORSKI¹⁾ *Očerki po istorii russkogo literaturnogo jazyka staršego perioda*. Moskau-Leningrad, Sowjet-Akademie 1946, vgl. unten S. 166.

muliert als bedingt durch die Eigenart der mittelalterlichen Weltanschauung und durch die spezifischen Aufgaben des damaligen Schriftstellers. Arbeiten dieser Richtung seien vor 1917 rein empirisch beschreibend gewesen, und sie hätten sich nur auf den Stil der Kriegserzählung beschränkt. Die sich wiederholenden Formeln als charakteristisches Merkmal dieses Stils seien nicht geklärt worden unter dem Gesichtspunkt ihrer Funktion und der eigenartigen Aufgaben der altrussischen Literatur.

In den letzten Jahren habe das Interesse am Kunststil des 16.—17. Jhs. zugenommen. Durch die gemeinsame Arbeit aller Kunstwissenschaftler habe man seine nationalen Quellen erschlossen, aber die Anwendung dieser stilkundlichen Erkenntnisse auf die altrussische Literatur stehe noch aus.

Es werden notwendig sein, die Rolle der Volksdichtung und die der Bildhaftigkeit der lebenden russischen Volkssprache bei der Aufstellung des Stilsystems zu berücksichtigen sowie die Art, wie die Darstellungsmittel („izobrazitel'nyje priemy“) der biblisch-byzantinischen Literatur aufgenommen wurden. Die weltliche Literatur habe sich nämlich den nationalen Formen des mündlichen Schaffens angeschlossen. So führe das Epos des 11. Jhs. die Tradition der mündlichen epischen und zum Teil lyrischen Literaturgattungen fort und benutze die Bildhaftigkeit der mündlichen Umgangssprache. Damit sei erwiesen, daß die Übersetzungsliteratur nicht den Ausgangspunkt für die russische Literatur gebildet haben könne.

Man wisse heute auch, daß das russische Mittelalter prinzipiell bemüht gewesen sei, das Allgemeine und nicht das Individuelle zum Ausdruck zu bringen, unabhängig davon, ob es sich um positive oder negative Züge gehandelt habe. Die langsam hinschleppende soziale Entwicklung („zamedlennost“) und die an feste Normen gebundene religiöse Weltanschauung mache das lange Fortbestehen bestimmter Anschauungen und bestimmter Formen in der Kunst erklärlich. Einer Klärung bedürfe die Frage, welche Gründe zur Aufgabe der Formeln in der Literatur geführt haben.

Adrianova-Peretc schließt mit der Forderung, die nationale Eigenständigkeit des altrussischen literarischen Erbes zu erweisen, die durch die Eigenart der russischen historischen Entwicklung bestimmt sei.

Außer den offiziellen Rechenschaftsberichten ist in diesem Zusammenhang noch ein Aufsatz zu erwähnen, der eine persönliche Note trägt, der Kritik übt an der offiziellen Richtung der Literaturwissenschaft, wenn auch die Schärfe der Kritik stets gemildert wird durch eine Berufung auf den Marxismus. Der Aufsatz wurde nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht. Es handelt sich um A. S. ORLOVS *Mysli o položenii rabot po literature russkogo srednevekovja*. Izvestija AN SSSR otd. literatury i jazyka Bd. VI, 1947, S. 89—93. Was Orlov in diesem Aufsatz zum Ausdruck bringen will, versucht er durch Humor und feine Ironie zu unterstreichen. Unter Zurückstellung seiner eigenen Leistungen auf dem Gebiet der Stiluntersuchungen warnt er vor der Art, wie die literarisch-künstlerische Bedeutung der altrussischen Denkmäler in der Literaturgeschichte der Akademie¹⁾ untersucht und deren Stil charakterisiert wurde. Es müsse der Versuch gemacht werden, das Emotional-Künstlerische der alten Literatur dem modernen Kunstverständnis zu erschließen. Gleichzeitig ver-

¹⁾ Vgl. weiter unten.

langt er aber — für das 20. Jh. müßte das eine Selbstverständlichkeit sein —, daß die Eigenart des Mittelalters in ihrer damaligen Wesenheit gegeben werde, wie das KLJUČEVSKIJ, ZABELIN, GOLUBINSKIJ taten. Es ist dies ein indirekter Angriff auf die in der Sowjetunion übliche Art, gesellschaftliche Verhältnisse der Neuzeit in das Mittelalter zu projizieren. Ferner fordert Orlov, daß Persönlichkeiten wie Vladimir Monomach, Feodosij Pečerskij, Nestor, Kirill von Turov, Simeon und Polikarp, Serapion (d. h. u. a. auch geistliche Prediger) als Individualitäten behandelt werden, denn es sei an der Zeit, die „ikonopis“ in eine „živopis“ zu verwandeln. Die Kunst des einzelnen Schriftstellers, seine Meisterschaft im Schreiben, müsse nunmehr ergründet werden. Auch die Sprache altrussischer Denkmäler in literarischer Hinsicht sei fast gänzlich unbearbeitet. Wenn Orlov in diesem Zusammenhang einerseits auf VINOGRADOV und BULACHOVSKIJ hinweist und meint, eine wissenschaftliche Norm („Standard“) für Untersuchungen dieser Art stehe noch aus, andererseits aber vom Kirchenslavischen („slavjanizm“) spricht, so wendet er sich gegen die in der Sowjetunion offizielle Lehrmeinung, derzufolge die russische Literatursprache aus eigener Wurzel erwachsen ist. Mit Recht verlangt Orlov eine Auseinandersetzung mit dem Kirchenslavischen, denn die Kenntnis dieser Sprache ist in der Sowjetunion stark zurückgegangen¹⁾. Einer erneuten Sichtung sei auch das „Repertoire der Denkmäler“ zu unterwerfen, denn es stamme im Wesentlichen ja noch aus den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Es sei unbedingt erforderlich, wiederum in die Archive zu gehen, und der Nachwuchs, der spärlich geworden sei „po našemu nedosmotru“, müsse sich an mittelalterlichen Handschriften schulen.

Und schließlich schneidet Orlov noch eine heikle Frage an: die Einstellung zu den westeuropäischen Literaturen. Ohne Heranziehung der westeuropäischen Literaturen, ohne genaueste Textkenntnis könne man auf mittelalterlichem Gebiet nicht arbeiten, nur durch einen ständigen Vergleich lasse sich die Eigenart der russischen Kunst erschließen; es gehe nicht an, die russische Kultur zu isolieren. Er habe augenblicklich nicht die Absicht, zu einer Weiterführung der „internationalen historischen Poetik“ von Veselovskij aufzurufen, denn „es genügt nicht, Schreibtischgelehrter zu sein, man muß Europa durchreisen, lange in seinen Städten und Dörfern als feinfühligster Beobachter leben, man muß sogar verstehen, sich mit den örtlichen Interessen zu befreunden, um befugt zu sein, ein Urteil über Veselovskijs Konzeption zu fällen“.

Die Zielsetzungen dieser Berichte sowie der Verlauf der literarhistorischen Arbeit während der letzten 15 Jahre bedürfen aber noch einiger Erläuterungen, um richtig bewertet zu werden.

Seit Mitte der 30er Jahre hat sich in der Sowjetunion die Einstellung zur altrussischen Literatur grundlegend geändert infolge der damals aufkommenden, ganzheitlichen Geschichtsauffassung. Die damit verknüpfte Einbeziehung des russischen Mittelalters in das neue Geschichtsbild bedeutet nicht nur eine Rehabilitierung der altrussischen Kunst in allen ihren Äußerungen, theoretisch genommen auch in ihren religiösen Bindungen, obgleich man sie umzuwerten

¹⁾ Man vergleiche im Kommentar von S. P. OBNORSKIJ, S. G. BARČUDAROV *Chrestomatiĭa po istorii russkogo jazyka*. Bd. 1, Leningrad 1938, 310 S. den Ausdruck „pereboj padežej“ bei grammatisch einwandfreien Konstruktionen.

versucht, sondern sie beseitigt gleichzeitig auch die Hemmungen, sich in positivem Sinne mit der altrussischen Forschung vor 1917 auseinanderzusetzen. Theoretisch pflegt man zwar auch jetzt noch, den früheren Forschern ihre bürgerliche Einstellung vorzuwerfen, aber ihre wissenschaftlichen Werke werden wieder in angemessener Weise zitiert, ihre Leistungen gerecht bewertet. Mit einigen von ihnen, z. B. A. A. Šachmatov, wurde eine Zeitlang ein wahrer Kultgetriebener. Selbst der einstmals wegen seiner slavophilen Einstellung viel geschmähte Ševyrev findet in einigen Beziehungen wieder Anerkennung.

Die ganzheitliche Geschichtsauffassung paarte sich in den 30er Jahren mit einem machtvoll anschwellenden Patriotismus, der wie auch 1811 von den Regierungsstellen auf jede erdenkliche Weise geschürt und gestützt wurde¹). Im russischen Mittelalter fand man nicht nur die heldische Vergangenheit²), sondern im Kiever Zeitalter auch nach Aussage der sowjetrussischen Geschichtsforschung eine Kultur, die Westeuropa in vielem überlegen war³). Für die altrussische Literaturforschung ergab sich daraus die Aufgabe, einerseits den patriotischen Gehalt der alten Denkmäler zu erschließen und ihn für die Gegenwart wirksam zu machen, andererseits die von Westeuropa angeblich nicht erreichte Höhe dieser Kultur aufzudecken. Besonders im Igorlied fand man ein Kunstwerk, das diesen Anforderungen gerecht zu werden schien⁴).

Nur aus der engen Verquickung von patriotischem Gefühl und wissenschaftlichem Denken läßt sich der Widerhall erklären, den MAZONS Zweifel an der Echtheit des Igorliedes in der Sowjetunion gefunden hat. Es erübrigt sich auch nur ein Wort darüber zu verlieren, daß es Mazon dabei um eine wissenschaftliche — keinesfalls politische — Frage geht. Zugegeben auch, daß sich Mazon auf falscher Fährte befindet, so verdienen seine mit viel Akribie zusammengestellten Zweifel eine wissenschaftlich abwägende Beurteilung bzw. Wiederlegung. In der Sowjetunion wird aber Mazon als ein Erzfeind des russischen Volkes hingestellt und damit zugleich die gesamte westeuropäische Wissenschaft zu einer Pseudowissenschaft gestempelt: „Objektiv steht hinter einer solchen Wissenschaft das Bestreben, das historische Bewußtsein unseres großen Volkes zu entwaffnen („razoružit“), durch Lästerung („oporočivanije“) der von ihm geschaffenen kulturellen Werte den Boden vorzubereiten für Versuche zur Wiederherstellung der Weltherrschaft“.⁵)

Zu solchen Auswüchsen des patriotischen Gefühls gehört es auch, wenn Anstoß daran genommen wird, daß die Stilhaltung von Kurbskij ohne Rücksicht auf dessen politische Überzeugungen mit derjenigen von Ivan IV. verglichen wird. So heißt es in einer Besprechung der Literaturgeschichte A. A. KAJEVS⁶): „Und merkwürdig klingt die Folgerung: „Seine Briefe (d. h.

¹) Man denke an den Alexander-Nevskij-Film, an die Propagierung von Tolstojs „Vojna i mir“ (brennendes Moskau).

²) Vgl. z. B. A. S. ORLOV *Geroičeskije temy drevnej russkoj literatury*, Moskau-Leningrad 1945, 143 S.

³) Vgl. Igorlied Jubiläumsband (unten S. 174) S. 4.

⁴) Vgl. unten S. 172.

⁵) Vgl. Igorlied Jubiläumsband (vgl. unten S. 174) S. 4.

⁶) A. A. KAJEV *Russkaja literatura. Učebnik dlja učitel'skich institutov*. I, Moskau 1949, 504 S.

Ivans IV. MW.) hinterlassen einen tieferen Eindruck als die Briefe Kurbskijs¹ eben wegen des verschiedenen Charakters ihrer „stilistisch-sprachlichen Mittel“. Somit bestimmt nicht der Unterschied zweier Ideologien, von denen die eine einem Vaterlandsverräter gehört, die Verschiedenheit des „Eindrucks“, sondern die von ihnen angewandten „stilistisch-sprachlichen Mittel“².¹⁾

Wort und Begriff „Einfluß“ gelten in der altrussischen Literaturforschung als verpönt. Während R. JAKOBSON noch 1936 in seinem Literaturbericht hervorheben konnte³), daß man in der Sowjetunion bestrebt war, rege Beziehungen zur westlichen Welt aufzudecken, fremdländischen (byzantinischen, mährischen, skandinavischen) Aufschichtungen in der Chronik nachzuspüren, und ORLOV 1937 die Forschungsergebnisse dieser Bemühungen zusammenstellte³), heißt es jetzt: „Endgültig vernichtet (razgromleny) sind die Versuche, das hohe kulturelle Niveau des Kiever Staats durch einen byzantinischen „Einfluß“ zu erweisen“⁴). Es will aber scheinen, als ob man in der Literaturwissenschaft etwaigen Einflüssen vom Osten her bei weitem nicht so abweisend gegenübersteht. Trotz allem bleibt das Hauptanliegen stets, die Eigenständigkeit der russischen Kultur und aller ihrer Äußerungen zu behaupten.

Der offiziell propagierte Patriotismus müht sich auch, neue Ansichten über Herkunft und Wesen der russischen Literatursprache zu verbreiten. S. P. OBNORSKIJ war es vor allem, der die Konzeption ŠACHMATOVs ablehnte, daß die russische Literatursprache ihrer Herkunft nach altbulgarisch ist, zunächst im Süden, dann aber auch im Nordosten Elemente der russischen Umgangssprache in sich aufnahm und sich allmählich dem Moskauer Stadtdialekt näherte. OBNORSKIJ stellt dem die Behauptung gegenüber, daß die russische schriftliche Kultur lange vor dem 10. und 11. Jahrhundert entstand, sich aus eigenständiger Wurzel entwickelte und erst im 14. und 15. Jh. südslavische Elemente in sich aufnahm⁵). Die gleiche Ansicht versucht OBNORSKIJ in seinem Werk *Očerki po istorii russkogo literaturnogo jazyka*. Moskau, AN SSSR 1946, zu begründen, wofür sein Buch mit dem Stalinpreis ausgezeichnet wurde. Die Archäologie jedoch, die neuerdings so manche alte Inschrift auf Gebrauchsgegenständen gefunden hat, widerlegt indirekt Obnorskijs Behauptungen, und leise Zweifel daran lassen sich auch aus so manchem sprachwissenschaftlichen Werk herauslesen⁶). Wäre Obnorskijs Ansicht richtig, so dürfte die Beantwortung der Frage, welche byzantinischen Denkmäler auf russischem Boden übersetzt wurden, keine Schwierigkeiten bereiten. Stattdessen scheint man Untersuchungen dieser Art völlig eingestellt zu haben.

Durch den anschwellenden Patriotismus hat sich auch die Methode der Stiluntersuchungen in der Sowjetunion wandeln müssen. Während man in den 30er Jahren zumindestens theoretisch noch einen Anschluß an die historische Poetik von A. N. Veselovskij suchte, 1938 seines 100. Geburtstags durch die Herausgabe eines Sammelbandes gedachte mit Aufsätzen von V. F. Šišma-

¹⁾ Vgl. Sovjetskaja kniga 1950, Nr. 9, S. 103.

²⁾ Vgl. oben S. 159.

³⁾ Vgl. oben S. 159 f.

⁴⁾ Vgl. Igorlied Jubiläumsband (s. u. S. 174) S. 3.

⁵⁾ Vgl. S. P. OBNORSKIJ *Kul'tura russkogo jazyka*. Izvestija AN SSSR otd. literatury i jazyka 1945, Lief. 2.

⁶⁾ Vgl. auch oben S. 162 und S. 164.

REV, V. M. ŽIRMUNSKIJ, V. A. DESNICKIJ, M. K. AZADOVSKIJ, M. P. ALEKSEJEV (vgl. Izvestija AN SSSR otd. obščestv. nauk 1938, Nr. 4) und zwei Jahre später auch das Werk von A. N. VESELOVSKIJ *Psichologičeskij paralelizm i jeho formy v otaženii poetičeskogo stilja. Istoričeskaja poetika*, Leningrad 1940, erscheinen ließ, begann gegen Kriegsende ein ideologischer Feldzug gegen Veselovskijs Methode einzusetzen. Interessante Einzelheiten über die neuerdings geforderte Einstellung zu Veselovskijs Methode bringt ein Bericht über die Sitzung vom 23. März 1948 im Gor'kij-Institut für Weltliteratur unter dem Titel: *Protiv idealizacii učenijsa A. N. Veselovskogo*. Izvestija AN SSSR otd. lit. i jaz. Bd. VII, 1948, Nr. 4, S. 362-64. A. N. Veselovskij, ein Forscher, wie allgemein bekannt von internationaler Bedeutung, wird in diesem Bericht als objektivistisch, formalistisch, antihistorisch, reaktionär, antidemokratisch bezeichnet, seine Lehre als antihuman (oder antihumanistisch ? M. W.) angeprangert; man liest erschüttert in der Resolution des Wissenschaftsrats am Gor'kij-Institut, daß die „Tätigkeit“ der Schule Veselovskijs und ihrer neuerlichen Anhänger typisch sei für jene Katzbuckelei („nizkopoklonstvo“) und Kriecherei („rabolepije“) vor der Ausländerei („inostranščina“), die zu den widerlichsten Überresten des Kapitalismus im Denken einiger reaktionärer Kreise der russischen Intelligenz gehören (vgl. Izvestija AN SSSR otd. lit. i jaz. Bd. VII, 1948, Nr. 4, S. 363).

Als eine Errungenschaft der Sowjetwissenschaft gilt die Bejahung der nationalen Eigenständigkeit der russischen Literatur (utverždenije nacional'nogo svojeobrazijsa), was eine starke Zuwendung zur nationalen Thematik bedingte, d. h. zum historischen Schrifttum und den Kriegserzählungen. Über russische Heiligenleben, die ja gleichfalls nationale Themen behandeln, ist kaum gearbeitet worden. Die Eigenart der altrussischen Literatur wird in ihrer narodnost' gesehen, einen Mißgriff bedeutet es aber, wenn — was ungemain häufig geschieht — die narodnost' durch Hinweis auf die Volkspoesie gestützt werden soll, oder wenn gar in einem Lehrbuch (Kajev) eine Übersicht über die Volksdichtung der Darstellung der altrussischen Literatur vorausgeschickt wird, wie man das wohl im 19. Jh. in den Anfangsjahren der russischen Literaturforschung, tat. Es ist nicht unwichtig festzustellen, daß gerade von folkloristischer Seite her gewarnt wurde, die Folklore als etwas Unverändertes außerhalb von Raum und Zeit Bestehendes zu sehen¹⁾. Ganz vereinzelt steht die Äußerung: man dürfe nicht ignorieren, daß die Annahme des Christentums in Rußland begleitet war von einem Zustrom von Literaturen aus christlichen Ländern, deren Literaturen älter als die russische waren. Diese Literaturen mußten einwirken auf die Formierung der ostslavischen Literaturen, denn der knižnik las nicht nur, sondern er eignete sich diese Literatur auch an.²⁾

Ein weiteres Schlagwort ist der Realismus der altrussischen Literatur, die Widerspiegelung der Wirklichkeit im Kunstwerk. Einerseits wird dadurch ein Eindringen in die mittelalterliche Weltanschauung verhindert, andererseits wird die Widerspiegelung der Realität so stark übertrieben, daß eine völlige Entschleierung, d.h. Entpoetisierung des Kunstwerks eintritt. Der Drang, diesen Realismus zu beweisen, sprengt mitunter den gesamten künstlerischen

¹⁾ Vgl. Sovetskaja etnografija 1950 Nr. 3, S. 207.

²⁾ Vgl. Sovetskaja kniga 1950, Nr. 9, S. 108.

Rahmen. Vereinzelt zeigt sich sogar das Verlangen, im Kunstwerk ausschließlich die photographisch genaue Wiedergabe der Umwelt zu sehen, eine mechanische Wiedergabe, die jegliche künstlerische Intuition des Verfassers fortdiskutieren will. Besonders ärgerlich fallen diese Versuche auf im Hinblick auf das von einer mythischen Welteinstellung getragene Igorlied. So zeigt sich in der Igorliedforschung häufig das Bestreben, die mit Symbolen durchsetzte Landschaftsschilderung in eine realistische aufzulösen, d. h. die poetisch-dichterische Verklärung der Gegebenheiten in den Alltag zu ziehen, zu beweisen, daß die reale und symbolische Landschaft sich decken. Was soll man dazu sagen, wenn eine der schönsten Stellen dieses Kunstwerks „es kreischen die Wagen um Mitternacht gleich losgelassenen (bzw. aufgeschauelten) Schwänen“ entweicht wird durch folgenden Kommentar: „Die Nomaden pflegten ihre Wagenräder nicht zu schmieren. Die Bewegung vieler Wagen in der Steppe erzeugte ein lautes, weit hörbares Geräusch in der nächtlichen Steppe. Der Schrei des Schwanes erinnert teilweise an diesen Laut“¹⁾ Ein krasser Fall liegt auch vor, wenn aus der Erwähnung des „kalten Taus“ geschlossen wird, Igor' sei im Herbst geflohen, oder wenn der schöne Vergleich zwischen dem Schwatzen von Elstern und den Kumanenchanen abgelehnt wird mit der Bemerkung, das Kumanische sei den Russen genügend bekannt gewesen, um nicht ironisch mit einem Elstergeplapper verglichen werden zu können²⁾. Selbstverständlich müssen auch die „silbrigen Ufer“ im Igorlied als Hinweis auf ein Kreidevorkommen erhalten. Auf diese Weise wird das Igorlied in eine Unsumme von realen Einzelwahrnehmungen aufgelöst, und es sind Zweifel laut geworden, ob sie sich dem Gedächtnis ohne Notizen haben einprägen können³⁾. Ähnliche Beispiele für eine „realistische Literaturinterpretation“ liegen auch für das 19. und 20. Jh. vor.

Ich habe hier eine Reihe von Lehrmeinungen herausgestellt, ohne die Entscheidung treffen zu wollen, wieweit sie von außen her an die Forschung herangetragen werden. Die gesamte Sowjetwissenschaft hat ja Aufgaben zu erfüllen, die ihr von der Partei gestellt werden. Die *bol'shevistskaja partijnost'* der Wissenschaft ist oberstes Gesetz. Ein jedes Abweichen von der Parteilinie wird angeprangert. Ferner muß die Wissenschaft populär sein, sie darf nicht beschränkt bleiben auf den *maleńkij krug professional'nych interesov*⁴⁾ noch darf sie ausschließlich getragen werden vom Kreise der Fachgelehrten. Sie muß ein gewisses Gedankengut vertreten. In der Praxis wirkt sich das so aus, daß sich mitunter in Aufsätzen mit hohem wissenschaftlichen Niveau Behauptungen eingestreut finden aus der offiziellen Ideologie, die mit wissenschaftlicher Erkenntnis nichts zu tun haben, ja sogar in Widerspruch stehen können mit den Grundgedanken der Gesamtdarstellung. Daraus erklärt sich auch, daß der gleiche Sammelband Aufsätze enthalten kann, die sich teils an breiteste Volksschichten wenden mit den üblichen Schlagwörtern, teils durch ihre minuziösen Untersuchungen nur von den nächsten Fachgelehrten

¹⁾ *Slovo o polku Igoreve*. Hbg. V. P. ADRIANOVA-PERETC Moskau-Leningrad, Sowjetakademie, 1950, S. 395 (Kommentar von D. S. LICHACHEV).

²⁾ V. V. DANILOV *Zametki k tekstu „Slova o polku Igoreve“*. In Jubiläumsband (vgl. unten S. 174) S. 205—8.

³⁾ Vgl. weiter unten S. 178.

⁴⁾ Vgl. *Trudy otd. dr.-russk. literatury* Bd. VI, 1948, S. 5.

verstanden werden können. Es setzt immer wieder in Erstaunen, wie sich der einzelne Forscher mitunter zwischen der Skylla und Charybdis der offiziellen Lehrmeinungen durchwinden muß, um seine Forschungsergebnisse zum Ausdruck zu bringen. Man sollte daher die Aufnahme eines ideologischen Schlagwortes, das nicht in den Zusammenhang gehört, dem einzelnen Gelehrten nicht verübeln, es sei denn, man wüßte, warum es geschah.

Zusammenfassend muß festgestellt werden, daß sich die altrussische Literaturwissenschaft trotz einer gewissen Einseitigkeit in der Problemstellung dank der Umsicht und Organisationsfähigkeit einiger weniger Gelehrter ein bei weitem besseres Niveau bewahrt hat, als sich das bei der Erforschung der neueren russischen Literatur zeigt. Zu diesem Urteil wird ein jeder gelangen, der es versteht, in den Arbeiten der letzten 15 Jahre die Spreu vom Weizen zu scheiden.

Das Igorlied

1939 wurde in der Sowjetunion das 750. Jubiläum des Igorliedes feierlich begangen: Festsitzungen, Ausstellungen¹⁾ fanden statt, Jubiläumsaufsätze erschienen²⁾. Seitdem ist in der Sowjetunion viel getan worden, um dieses bedeutende Kunstdenkmal der russischen Literatur besonders um seines patriotischen Gehalts willen dem Verständnis breiterer Volksschichten zu erschließen. Für die Art, wie das Igorlied vor dem Zweiten Weltkrieg in das sowjetische Leben einbezogen wurde, ist recht bezeichnend, daß die Igorliedausstellung der Stadt Molotov unter dem Motto stand: „Za zemlju russkiju, za obidu sego vremeni“, daß Partisanen der Stadt Ryl'sk auf ihre Kampffahne die Worte schrieben: „Luče potjatu byti než polonenu byti“, und daß Prag schließlich seine Übersetzung dieses Denkmals ins Čechische mit der Widmung versah: „Věnováno Rudé Armádě — Osvoboditelce“³⁾.

Die Bedeutung, die man dem Igorlied in der Sowjetunion beimißt, ist so groß, daß 1950 wiederum ein Jubiläum, womöglich in noch größerem Maßstab gefeiert wurde als 1939, eine 150 Jahrfeier zum Gedächtnis des Erscheinens der Editio princeps. Die Leitgedanken der Feiern sind niedergelegt in einem Aufsatz von D. LICAČEV⁴⁾. Dreimal sei gleichsam das Igorlied geboren: durch die Entdeckung der Handschrift, durch die Editio princeps und die Sowjetzeit, in

¹⁾ Vgl. *Kratkij putevoditel' po vystavke „Slovo o polku Igoreve“*, Moskau 1939. — K. VINOGRADOVA *Vystavka „Slovo o polku Igoreve“ v Gos. Lit. muzeje v Moskve*. *Istoričeskij Žurnal* 1938 Nr. 12.

²⁾ Vgl. z. B. A. S. ORLOV 750-letije „*Slova o polku Igoreve*“. *Vestnik AN SSSR* 1938, Nr. 5, S. 62—71.

Außerhalb der Sowjetunion erschien u. a. Je. LJACKIJ „*Slovo o polku Igoreve*“ *povodom sedamstopedesete-godičnice*). *Srpski književni glasnik* NS. LV, Nr. 3, 1938, S. 181.

³⁾ Vgl. „*Slovo o polku Igoreve*“. *Sbornik statej*. Sammelband. Hgb. I. G. KLABUNOVSKIJ, V. D. KUZ'MINA. Moskau 1947, S. 36f., ferner: *Slovo o polku Igoreve*. *Sbornik issledovanij i statej*. Hgb. V. P. ADRIANOVA-PERETC, Leningrad 1950, S. 478. (Weiterhin zitiert als „Jubiläumsband“).

⁴⁾ D. LICAČEV *Bessmertnoje proizvedenije russkoj literatury. K stopjatiletiju pervogo izdanija „Slova o polku Igoreve“*). *Zvezda* 1950, Nr. 12, S. 150—154.

der es weit über den Kreis der Fachgelehrten hinaus Beachtung gefunden habe. „Die Liebe zum Igorlied hat die kastenmäßige Abgeschlossenheit der professionalen philologischen Wissenschaft zerschlagen, sie hat die Rahmen seiner Erforschung auseinandergerückt, vieles entziffert, was früher unverstündlich, „dunkel“, zu sein schien. Menschen verschiedener Spezialitäten erhellen nun die Bedeutung der einzelnen Igorliedstellen, und das Igorlied wird uns nähergerückt und immer verständlicher gemacht“ (S. 151). Als solche „dobrovol'cy nauki“ werden bezeichnet der Schauspieler des Moskauer Künstlertheaters Iv. Mich. Kudrjavcev¹⁾, der wissenschaftliche Mitarbeiter am Heimatkundlichen Museum in Azov I. D. Tiunov²⁾, der Kiever Zoologe N. V. Šarlemañ³⁾, der Astronom G. I. Imedašvili⁴⁾. Das Igorlied habe seine Frische bewahrt, weil seine einfachen Ideen vom gesamten russischen werktätigen (gesperrt von mir. M. W.) Volk ausgetragen wurden, weil sie in hohem Maße fortschrittlich waren und der russischen Geschichte auf Jahrhunderte vorausgriffen. Doch das werktätige Volk sei nicht nur Träger der Ideen gewesen, es sei auch in das Igorlied einbezogen worden⁵⁾. Man dürfe aber kein Gleichheitszeichen setzen zwischen dem sozialen Stande des Sängers und seinen sozialen Sympathien. Das Igorlied stehe auch dem Schaffen des werktätigen Volkes, der Volksdichtung, nahe. Das Igorlied sei getragen von hoher Humanität, tiefer Volkstümlichkeit und vor allem sei es erfüllt von starker Heimatliebe. „Ein wahrhaft geniales und unsterbliches Werk ist immer volkstümlich und progressiv“ (S. 154).

Bei der Jubiläumsfeier der Sowjetakademie in Moskau hob der Präsident S. A. VAVILOV hervor, daß das Igorlied keine Verherrlichung des Kampfes biete, sondern eine Anprangerung der Kämpfe zwischen den einzelnen Fürsten⁶⁾.

Um den Inhalt und die Bedeutung des Igorliedes breiteren Massen zu erschließen, vor allem aber um durch Voraugenführung der alten Kunstentwicklung das nationale Selbstgefühl der Russen zu heben, wurde auch geplant, innerhalb des künftigen Museums für altrussische Literatur dem Igorlied eine besonders umfangreiche Abteilung einzuräumen. Vorschläge für deren Ausgestaltung veröffentlichte P. L. VAJŠENKER „Slovo o polku Igoreve“ v Muzeje istorii drevnerusskoj literatury (Gosudarstvennyj literaturnyj muzej)⁷⁾. Es werden darin fünf Abteilungen vorgeschlagen, die folgende Themen behandeln sollen: 1. Entdeckung der Igorliedhandschrift und Editio princeps, 2. das Igorlied als bedeutendstes Denkmal der altrussischen Literatur, 3. die künstlerische Bildhaftigkeit des Igorliedes (chudožestvennyje obrazy), 4. Russische Kunst und Volksschaffen zur Zeit der Entstehung des Igorliedes, 5. Analyse und Bewertung des Igorliedes, 6. Wörter und Sachen im Igorlied (Predmetnyj ukazatel') und 7. Historiographie des Igorliedes. Eine jede dieser Abteilungen zerfällt in eine Reihe von Unterabteilungen. Es wird versucht, alle mit dem äußeren Schicksal des Igorliedes und mit seinem Inhalt zusammenhängenden

¹⁾ Vgl. die Arbeiten S. 188.

²⁾ Vgl. unten S. 187.

³⁾ Vgl. unten S. 177 f. und S. 189.

⁴⁾ Vgl. unten S. 190.

⁵⁾ Über die Beispiele dafür vgl. unten S. 176.

⁶⁾ Vgl. den Bericht über die Akademiefeiern in Moskau und Leningrad Vestnik Akademii Nauk SSSR 1951, Nr. 2, S. 61—69.

⁷⁾ Vgl. im Sammelband von KLABUNOVSKIJ und KUZ'MINA S. 124—168.

Fragen auf die verschiedenste Weise zu veranschaulichen, zu illustrieren, ja zu konkretisieren, das Igorlied in seiner kulturhistorischen, künstlerischen und patriotischen Bedeutung zu erschließen, denn der Kampf mit der Steppe sei ein heldischer Kampf gewesen, durch ihn seien die Kathedrale zu Reims, die Pariser Universität und die Kulturdenkmäler Europas geschützt worden (S. 128). Malerei, Graphik, Architektur aus den verschiedensten Jahrhunderten werden zur Illustration herangezogen, der Rahmen ist zeitlich ungemein weit gespannt, da das Igorlied als Höhepunkt der kulturellen Entwicklung seit dem 11. Jh. dargestellt wird und andererseits die Auffindung der Handschrift Ende des 18. Jhs Gelegenheit gibt, auch diese Jahrhundertwende zu berücksichtigen. Der Plan für die Ausstellung ist zweifellos sehr sorgfältig zusammengestellt und ungemein geschickt auf Massenwirkung eingestellt. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkt ist aber vieles darin sehr anfechtbar. Leider wiederholen sich bereits Fehler, die hier gemacht wurden, auch in der wissenschaftlichen Literatur. So geht es z. B. nicht an, den Musikanten aus den Fresken der Sophienkathedrale zu Kiev (11. Jh.) in Beziehung zu setzen zum Bojan des Igorliedes. Den gleichen Fehler finden wir bei KAJEV in seiner Literaturgeschichte¹⁾. Natürlich darf auch das Galizische Evangelium, eine Luxushandschrift, wie sie nur bei kirchlichen Büchern hergestellt wurde, nicht als „typologische Parallele zum Protograph“ der Igorliedhandschrift angesprochen werden. Hier, wie auch mehrfach anderenorts wird ferner die Ikone des Demetrios von Thessalonike (Dmitrij Solunskij) als typologische Parallele zur Gestalt Vsevolods III. Bol'soje gnezdo gebracht und behauptet, daß es sich dabei um das Portrait dieses Fürsten handle (S. 153). In einer höchst willkürlichen Weise wird auch die Komposition des Westportals der Dmitrij-Kathedrale in Vladimir gedeutet. David bildet darin den Mittelpunkt einer aus Menschen, Tieren und Pflanzen zusammengesetzten Komposition²⁾, aber VAJNSENKER behauptet, es sei hier der Dichter und Weise, dem die Welt unterstehe (vgl. S. 163). Er fragt sich auch, ob die Myrrhentragerrinnen als typologische Parallele zur „Klage Jaroslavnas“ gestellt werden dürften.

Doch abgesehen von diesen Entgleisungen verdient der Versuch, alte Literaturwerke in Form von Ausstellungen der breiteren Öffentlichkeit zu erschließen, entschieden Beachtung, wenn nicht gar Nachahmung. Ein jedes ästhetische Gefühl wehrt sich dagegen bei dem Gedanken, das Igorlied demnächst verfilmt zu sehen³⁾.

Gefördert werden auch die vielen Bemühungen um eine sprachliche Modernisierung bzw. Umdichtung dieses Literaturwerks in modernen Stilhaltungen.⁴⁾

¹⁾ Zu KAJEV vgl. unten. — Daß die Fresken der Sophienkathedrale in Kiev das russische Brauchtum nicht widerspiegeln können, wurde auch Sovetskaja kniga 1950, Nr. 9, S. 101, angemerkt.

²⁾ Vgl. M. ALPATOV, N. BRUNOV *Geschichte der altrussischen Kunst*. Augsburg 1932, S. 265.

³⁾ Dieser Wunsch wurde von I. A. NOVIKOV bei der Igorliedfeier der Sowjetakademie in Moskau geäußert, vgl. Vestnik Akademii Nauk SSSR 1951, Nr. 2, S. 61—69.

⁴⁾ Hingewiesen sei auf den lesenswerten Aufsatz von V. I. STELLECKIJ *Chudožestvennyj perevod „Slova o polku Igoreve“ s sochranenijem osnov rit-*

Neuerdings wird auch die Hoffnung geschürt, die Musin-Puškinsche Igorliedhandschrift wiederum zu finden. Nach den Memoiren der Fürstin Sofja Vasiljevna Meščerskaja, einer Enkelin des Grafen Musin-Puškin, befand sich die Igorliedhandschrift bei Karamzin, als die übrigen Handschriften Musin-Puškins der Vernichtung in Moskau anheimfielen, vgl. hierzu P. N. BERKOV *K istorii gibelj rukopisi „Sl. o p. Ig.“*. Trudy otd. dr. russk. literatury Bd. V, 1947, S. 132—33. Es nimmt ferner Wunder, daß sich die Sowjetakademie ernsthaft jenen Gerüchten zuwendet, die von dem Vorhandensein einer Igorliedhandschrift noch während der zweiten Hälfte des 19. Jhs. wissen wollen.

Von dem Bestreben getragen, die hohe Bedeutung des Igorliedes herauszustellen, ist der stark patriotisch, wenn nicht gar politisch unterbaute Aufsatz von V. D. KUZ'MINA „*Slovo o polku Igoreve*“, *kak pamjatnik mirovoj literatury*. In KLABUNOVSKIJ-KUZ'MINA (vgl. oben S. 169) S. 7—42. Als Beweis für die Weltgeltung dieser Dichtung werden Äußerungen ausländischer Gelehrter über dieses Werk angeführt und Zweifel an der Echtheit zurückgewiesen. Mit Adam Mickiewicz sieht Verf. im Igorlied die Grundhaltung der slavischen Dichtung überhaupt verkörpert, und sie streift oberflächlich das Verhältnis dieser Dichtung zu den übrigen slavischen Literaturen sowie zu den mittelalterlichen Epen (mit einem Hinweis auf das Rolandlied¹⁾ und auf den „Held im Tigerfell“ von Šot Rustavelli). Von starken Ressentiments getragen sind die Ausfälle gegen die deutsche Übersetzung von Arthur Luther. Mit Erstaunen liest man, daß A. Luther willkürliche, unwissenschaftliche, profaschistische Absichten unterschoben werden.

Ungemein rege ist das Interesse für das Igorlied auch inmitten der Forschung. Es zeigte sich u. a. im gleichzeitigen Erscheinen von zwei Bibliographien²⁾, die teilweise ergänzt wurden durch den gedrängten, nach Problemkreisen angeordneten Überblick über die Igorliedforschung der Jahre 1917—47 von P. JEREMIN „*Sl. o p. Ig.*“ *v sovetskom literaturovedenii*. Trudy otd. drevne-russkoj literatury Bd. VI, 1948, S. 15—23.

Vermehrt wurde auch die Zahl der Textausgaben. A. ORLOVS „*Sl. o p.*

mičeskogo stroja podlinnika. Jubiläumsband (vgl. S. 174) S. 410—416. Stelleckij berichtet darin über die Prinzipien, von denen er sich bei seiner Arbeit leiten ließ, und die Unterschiede zwischen seinen Übersetzungen in *Geroičeskaja poezija Drevnej Rusi*, Leningrad 1944, im Sbornik „*Sl. o p. Ig.*“ Leningrad 1949 und in der Leningrader Ausgabe (vgl. unten S. 173) 1950. Interessante Beobachtungen zur Übersetzungstechnik einzelner Autoren bringt auch V. L. VINOGRADOVA „*Sl. o p. Ig.*“ *v perevodach G. Štorma, S. Šervinskogo, I. Novikova i A. Jugova*. Jubiläumsband (vgl. S. 174) S. 417—449.

¹⁾ Vgl. hierzu auch V. A. DYNNIK „*Sl. o p. Ig.*“ i „*Pesn'o Rolande*“. Im Sammelband: *Starinnaja russkaja povest'*. Statji i issledovanija. Hgb. N. K. GUDZIJ, Moskau-Leningrad, AN SSSR 1941.

²⁾ V. P. ADRIANOVA-PERETČ „*Slovo o polku Igoreve*“ *Bibliografija izdanij, perevodov i issledovanij*. Moskau-Leningrad, Sowjetakademie, 1940.

S. K. ŠAMBINAGO „*Slovo o polku Igoreve*“. *Bibliografičeskij ukazatel'*. Zusammengestellt von O. V. DANILOVA, Je. D. POPLAVSKAJA, I. S. ROMANČENKO. Moskau 1940, 140 S.

Ig.“, Moskau-Leningrad, Sowjetakademie 1938, 175 S. ist in seiner 2. Auflage Moskau-Leningrad 1946 auf 217 S. angewachsen. Es erschienen ferner die uns nicht zugänglichen Editionen: N. K. GUDZIJ, P. SKOSYREV „*Sl. o p. Ig.*“ *Podlinnyj tekst, jego prozaičeskij perevod i chudožestvennyje perevody i pereložennija russkich poetov*. Moskau 1938 und L. A. TVOROGOV „*Sl. o p. Ig.*“ Novosibirsk 1942. Beachtung verdienen aber vor allem die Leningrader und die New Yorker Igorliededitionen, die — beide mit viel Akribie unter teilweiser Heranziehung neuer Gesichtspunkte gearbeitet — es leider versäumt haben, das reiche, von V. PERETC 1926 gebotene Material¹⁾ voll auszuwerten bzw. darauf in angemessenem Umfang zu verweisen.

Die Leningrader Ausgabe: *Slovo o polku Igoreve*. Hgb. V. P. ADRIANOVA-PERETC Moskau-Leningrad, Sowjetakademie, 1950, 483 S. mit 43 Illustrationen und 2 Kartenskizzen²⁾, enthält den von D. S. LICAČEV edierten, rhythmisch gegliederten Igorliedtext (S. 9—31), die phototypische Wiedergabe der Editio princeps, die Abschrift für Katharina II. (S. 35—49) mit Variantenverzeichnissen zu beiden Texten (S. 369—372) und eingehenden Kommentaren (archäographischer S. 352—368, historischer und geographischer S. 375 bis 466), die gleichfalls der Feder von LICAČEV entstammen. Beigefügt sind 8 Übersetzungen ins moderne Russische aus dem 19. und 20. Jh.,³⁾ darunter eine rhythmische⁴⁾ und eine erläuternde von LICAČEV, ferner drei Aufsätze: von LICAČEV (Literarhistorische Skizze S. 229—290, vgl. unten S. 175), von V. P. ADRIANOVA-PERETC (Igorlied und Volksdichtung S. 291—319, vgl. unten S. 179) und N. N. VORONIN (Igorlied und Kunst S. 320—351, vgl. unten S. 181). Umfangreiche Indices bilden den Beschluß des Bandes (S. 467—478). Trotz der Fülle des Gebotenen (ein Großteil des Bandes ist in Petitdruck gegeben) wird m. E. zu wenig auf die noch ungelösten Fragen des Igorliedes hingewiesen. So vermißt man in den Kommentaren Hinweise auf grammatisch schwierige Konstruktionen sowie eine rein linguistisch-philologische Durcharbeitung des Textes. Dankenswert vertieft wird aber häufig der Bedeutungsinhalt des Einzelwortes durch Heranziehung weiterer Belegstellen. Auch eine Anzahl formelhafter Wendungen wird für die Stilistik erschlossen. Auf Einzelfragen soll weiter unten eingegangen werden.

Die New Yorker Ausgabe: *La geste du prince Igor; épopée russe du douzième siècle*. Hgb. von H. GRÉGOIRE, R. JAKOBSON, M. SZEFTTEL, J. A. JOFFE, New York 1948, 383 S. (Annuaire de l'Institut de Philologie et d'Histoire Orientales et Slaves Bd. VIII, 1945—47⁵⁾), ist als Gegenschrift gegen MAZONS Zweifel an der Echtheit des Igorliedes gedacht, wie das der umfangreiche Aufsatz von R. JAKOBSON *L'authenticité du Slovo* (S. 235—360) erweist. JAKOBSON zeichnet

¹⁾ Vgl. V. PERETC *Sl. o p. Ih.* Kiev 1926 (Zbirnyk ist.-fil. vidd. Nr. 33).

²⁾ Weiterhin zitiert als Leningrader Ausgabe oder LA.

³⁾ von V. A. ŽUKOVSKIJ, I. KOZLOV, A. N. MAJKOV, I. A. NOVIKOV, V. I. STELLECKIJ, N. A. ZABOLOCKIJ.

⁴⁾ In diesem Zusammenhang hinzuweisen ist auf den Aufsatz von M. P. ŠTOKMAR *Ritmika „Sl. o p. Ig.“ v svete issledovanij XIX—XX vv.* In: *Starinaja russkaja povest'*, hgb. N. K. GUDZIJ, Moskau-Leningrad 1941, S. 78—82, der mir leider nicht zugänglich ist.

⁵⁾ Weiterhin zitiert als New Yorker Ausgabe oder NA.

auch verantwortlich für die „kritische Textedition des Igorliedes“ (S. 38—78), den Versuch die Originalsprache dieses Denkmals zu rekonstruieren (S. 150 bis 178)¹⁾, für den sprachlich orientierten Kommentar (S. 81—96), sowie für die einleitenden Bemerkungen über Edition, Übersetzung und Rekonstruktion (S. 5—37). Vom historischen Standpunkt aus wird das Igorlied in einem Aufsatz von G. VERNADSKY *La Geste d'Igor au point de vue historique* (S. 217—234) behandelt und von M. SZEFTEL kommentiert (S. 97—149). Auch dieser Ausgabe sind Übersetzungen des Igorliedes ins Englische (S. H. CROSS, S. 151—179), ins Französische (H. GRÉGOIRE, S. 39—79), ins Polnische (J. TUWIM, S. 201 bis 216) und ins moderne Russische (R. JAKOBSON, S. 181—200) beigegeben. Zahlreiche Indices sollen die Benutzung des Buches erleichtern. (S. 361—82). Die Illustrationen, ausgeführt von A. PREGEL in Anlehnung an russische Miniaturen sind schlecht, wie bereits Dm. ČYŽEVSKYJ in seiner Literaturgeschichte (vgl. unten S. 181) hervorgehoben hat. Eine Würdigung der in diesem Werk vorgetragenen Ansichten erfolgt weiter unten in Zusammenhang mit der Behandlung der einzelnen Probleme des Igorliedes.

Die Bedeutung des Igorliedes ist auch durch die Herausgabe von Sammelbänden betont worden, von denen hier zwei erwähnt seien: 1. *Sl. o p. Ig. Sbornik statej*. Hgb. von I. G. KLABUNOVSKIJ und V. D. KUZ'MINA. Moskau, Gos. Lit. Muzej, 1947, 192 S. mit 25 Illustrationen und Aufsätzen von V. D. KUZ'MINA (vgl. S. 172 oben), K. V. KUDRJAŠOV (vgl. unten S. 176) S. F. JELEONSKIJ (Igorlied im 18./19. Jh.), P. L. VAJNŠENKER (vgl. oben S. 170 f.) V. F. RŽIGA (vgl. unten S. 178)²⁾, 2. Die umfangreiche Veröffentlichung der Sowjetakademie aus Anlaß des 150. Jahrestages der Erstausgabe des Igorliedes: *Sl. o p. Ig. Sbornik issledovanij i statej*. Hgb. V. P. ADBIANOVA-PERETC Moskau-Leningrad 1950, 4^o, 479 S. mit zahlreichen Reproduktionen³⁾. 23 Verfasser von Aufsätzen sind in diesem Bande vertreten. Über die einzelnen Aufsätze vgl. unten.

Es wurde in den letzten Jahrzehnten ungeheuer viel getan, um den Inhalt des Igorliedes von der historischen Seite her zu erschließen, um den politischen Weitblick und das Geschichtsbild des Igorliedverfassers zu ermitteln, d. h. ihn als Publizisten zu werten. Man versuchte ferner den Inhalt des Igorliedes nach allen Richtungen hin zu konkretisieren, die Anspielungen aufzulösen, aber man vergaß leider allzu häufig, daß es sich dabei um die Analyse eines Kunstwerks handelt.

Über den politischen Horizont des Igorliedverfassers handelte: A. V. SOLOVJEV *Političeskij krugozor avtora „Sl. o p. Ig.“* Istoričeskije zapiski Nr. 25, 1948. Der mir leider nicht zugängliche Aufsatz wird von LICHACHEV s. u. lobend hervor gehoben, wenngleich er mitunter zu anderen Ergebnissen gelangte. So meint LICHACHEV, Boris Vjačeslavič sei im Igorlied erwähnt worden, nicht weil er die Interessen Černigovs verteidigte (vgl. SOLOVJEV S. 75), sondern weil die Sinnlosigkeit der Fürstenfehden durch den Tod der beiden Gegner

¹⁾ Der Rekonstruktionsversuch von L. A. TVOROGOV *Primernyj oblik pervonačal'nogo čtenija „Sl. o p. Ig.“*, Novosibirsk 1944, ist der Unterzeichneten leider nicht zugänglich.

²⁾ Im weiteren zitiert als KLABUNOVSKIJ-KUZ'MINA.

³⁾ Weiterhin zitiert als Jubiläumsband.

auf der Nežatina Niva 1078 illustriert werden sollte (vgl. Jubiläumsband S. 26). LICHACHEV schließt sich auch nicht der Ansicht an, daß mit Jaroslav (vgl. Jaroslave, i vsi vnuce Vseslavli) ein sonst nicht weiter erwähnter Fürst von Polock gemeint wird (vgl. SOLOVJEV S. 84).

Gefördert wurde die Klärung der durch zahlreiche historische Anspielungen schwer verständlichen Gedankengänge des Igorliedes besonders durch D.S. LICHACHEV *Istoričeskij i političeskij krugozor avtora „Sl. o p. Ig.“* Jubiläumsband (vgl. S. 174 oben) S. 5—52. Das Igorlied erwähnt außer den zeitgenössischen Vorfällen nur noch die Ereignisse bis Vladimir Monomach einschließlich. Seine historische Kenntnis stützt sich auf die Povest' vremennych let, vermutlich auf eine Redaktion, die mit einer Novgoroder zusammenhing¹). Die Povest' vr. let bleibt immer Ausgangspunkt für die Beleuchtung der Ereignisse auch in Fällen, wenn der Igorliedverfasser selbständige Wege einschlägt, Igors Feldzug in einer historischen Perspektive sieht und sich um Wertung und Sinngebung der Ereignisse bemüht²).

Die Vergangenheit dient ihm zur Erklärung der Gegenwart. Durch diese Verknüpfung von Gewesenem und Seiendem wird ein jeder Fürst als Repräsentant einer Sippe gesehen, als Erbe des Ruhmes der Ahnen, als Fortführer ihrer Politik. Das Igorlied ist realpolitisch in der Einstellung zur Gegenwart und beurteilt nüchtern und klar die Gesamtlage; es verlangt von den Fürsten nichts Unmögliches. In den historischen Angaben ist es genau. Das wichtig Erscheinende wird vom feudalen Moralkodex her gewertet, wobei der Ehrbegriff eine große Rolle spielt (vgl. zu „nečestno“ unten S. 190). Das Igorlied ruft auf zur Einheit, als deren Repräsentant ihm eine starke fürstliche Gewalt gilt, verkörpert durch den Kiever Fürsten. LICHACHEV glaubt auch annehmen zu dürfen, daß im Igorlied eine Periodisierung der russischen Geschichte vorliegt (Trojan, Jaroslav, Oleg Gorislavič als Repräsentanten dreier verschiedener Zeitperioden) (S. 50). Obgleich Igorlied und Hypatiuschronik viele Übereinstimmungen in der poetischen Interpretation haben, leugnet LICHACHEV irgend welche direkten Beziehungen zwischen diesen beiden Denkmälern, er glaubt aber als Quelle dafür zeitgenössische Lieder nennen zu können³).

Diesen durchaus positiv zu bewertenden Aussagen von LICHACHEV stehen eine Reihe von Behauptungen gegenüber, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Sie beziehen sich auf das Vorhandensein und das Wesen der mündlichen Volksdichtung (historische Lieder des 9.—12. Jhs.), auf die Art der Lieder Bojans und auf alles, was über das „werk tätige“ Volk („Bauerntum“) ausgesagt wird.

Daß der Terminus „Folklore“ für das 11.—12. Jh. schwer zu bestimmen sei, gibt Lichachev (S. 29) selbst zu. Trotzdem versucht er die „Folklore“, wenn auch zögernd, der Dichtung eines Bojan zu nähern und beide, mündliche Dichtung wie Lieder Bojans, als Quelle für das Igorlied heranzuziehen. Lichachev glaubt zu wissen, daß die poetische Einstellung zur russischen Geschichte der

¹) Näheres darüber bei D. S. LICHACHEV *Istoričeskije zapiski* Bd. 25, 1948.

²) LICHACHEV meint einerseits, die Povest' vr. let konstatiere nur die Vorfälle, andererseits hebt er hervor, daß das Igorlied gleich der Povest' nach dem „Woher“ frage, worin m. E. mehr als ein einfaches Konstatieren liegt.

³) Vgl. dazu weiter unten.

vorfeudalen Zeit in den historischen Liedern des 9.—10. Jhs einen Niederschlag gefunden und während der Feudalzeit im mündlichen Kunstschaffen des Volkes vorgelegen habe. Er weiß ferner von einer Zunahme des poetischen und einer Schwächung des religiösen Moments in der Volksdichtung des 12. Jhs (S. 9), von einer Umformung der Preisung des Helden zu einem Preis der Vergangenheit in der Volksdichtung des 11.—12. Jhs (S. 7f.). Lichačev weicht in das Gebiet der Phantasie aus, wenn er behauptet, daß die Lieder Bojans einen in Erstaunen setzen durch ihre „bravurnost“, daß Bojan die Fürsten nach ihren persönlichen Charakterzügen bewertete, oder aber, wenn er erklärt, die Poesie des Igorliedes sei in der vorfeudalen Zeit verwurzelt, für den Verfasser des Igorliedes hätten nur heidnische Vorstellungen einen ästhetischen Wert besessen, während ihm das Christentum bar jeglicher Poesie gewesen sei (S. 8). Unzutreffend ist auch die Behauptung, der Igorliedverfasser habe in einem fort bei Behandlung der russischen Geschichte den religiös-christlichen Standpunkt verlassen. Einige Sätze über die Bedeutung des Bauerntums seien hier wörtlich zitiert, weil sie inhaltlich häufig im sowjetrussischen Schrifttum wiederholt werden. „Krestjanstvo snabdilo avtora „Slova“ (vozmožno družinnika) svojim političeskimi mirovoztrenijem“ (S. 51), „Ono že bylo i proizvodelem cennostej idejnych . . . krestjanstvo moglo byt' bol'se vsego nedovol'nym rusko-poloveckimi bračnymi sojuzami mestnoj feodal'noj znati“ (S. 51)¹⁾ Es fragt sich bloß, ob der Igorliedverfasser selbst ein Gegner der Eheverbindungen mit den Kumanen war (vgl. das Gespräch zwischen Gza und Končak), denn die Behauptung, der Name Vladimirs, des ältesten Sohnes von Igor'sei im Absatz über die zwei Monde unerwähnt geblieben, weil er eine Kumanen-tochter heiratete (vgl. S. 44), entbehrt der Wahrscheinlichkeit.

Gleich A. V. SOLOVJEV und D. S. LICAČEV im vorhergehenden Aufsatz beschäftigt sich George VERNADSKY *La Geste d'Igor au point de vue historique*, New Yorker Ausgabe (vgl. oben S. 173) S. 217—234, mit der Identifizierung der im Igorlied erwähnten Persönlichkeiten und z. T. auch Ortschaften. Sein Hauptanliegen ist aber, die von MAZON erhobenen Zweifel an der Echtheit des Igorliedes zu widerlegen. Über einige Einzelfragen vgl. unten.

Über den Ideengehalt des Igorliedes schrieb I. I. BUDOVNIC *Idejnoje sodržanije „Sl. o p. Ig.“*. Izvestija AN SSSR, Serija ist. i filos. 1950, Nr. 2, S. 154—156.

Die Frage nach dem Wege, den Igor auf seinem Feldzuge zurücklegte, wurde von neuem aufgerollt durch V. AFANASJEV *Verojatnyj put' knjazja Igorja Severskogo na polovcev v 1185 godu. (Kritičeskoje issledovanie pochoda po letopisjam i „Sl. o p. Ig.“)*. Istoričeskij žurnal 1939, Nr. 6. Doch seine Ergebnisse sind z. T. überholt durch K. V. KUDRJAŠOVs Aufsatz: *Sl. o p. Ig. v istoriko-geografičeskom osveščanii*. KLABUNOVSKI-KUZ'MINA (vgl. oben S. 174) S. 43—94²⁾ Wie Kudrjašov überzeugend nachweist, sind sowohl AFANASJEV wie seinen Vorgängern bei den Fixierungsversuchen der erwähnten topographischen Namen Fehler unterlaufen, weil sie zu wenig den allgemeinen Verlauf des Feldzugs sowie die Entfernungen berücksichtigten, die in den

¹⁾ Über die falsche Deutung von *svaty*, die in der Igorliedforschung verbreitet ist, und über ratajeve kikachut' vgl. S. 180 und S. 188

²⁾ Vgl. auch K. V. KUDRJAŠOV *Poloveckaja step'*, Moskau 1948.

angegebenen Zeiten zurückgelegt werden konnten. Wichtig sind in unserem Zusammenhang folgende Feststellungen: Die Schlacht zwischen den Heeren Igors und den Kumanen hat vermutlich an einem der Salzseen von Tor stattgefunden, die in alter Zeit auch Meere genannt wurden. Mit *Kajala* ist wohl die *Makaticha* bezeichnet worden, die in die Golaja Dolina mündet. *Kanina* ist ein heute namenloses Flößchen, das östlich von Černigov in die Desna mündet (vgl. auch Laurentiuschronik s. a. 1152), an die *Nemiga*, die früher ein Nebenfluß der Svisloč war, an deren Ufern Minsk liegt, erinnert heute nur noch ein ausgetrocknetes Flußbett, in dem eine Straße verläuft. Unter *Šelomja* wird im Igorlied vermutlich der Izjumskij kurgan verstanden¹). *Rimov* versucht Kudrjašov mit der *Malaja Buromka* am Unterlauf der Sula zu verknüpfen, weil dieser Ortsname örtlich als Burimka (wohl Buryinka ? M. W.) lautet, eine Identifizierung, mit der man sich nicht so leicht einverstanden erklären wird. Dem Aufsatz sind zwei Karten beigegeben. Auf der einen finden sich die von KARAMZIN, ARISTOV, LONGINOV und AFANASJEV angenommen Wege des Igorfeldzuges eingetragen, auf der andern die von KUDRJAŠOV rekonstruierte Route. (Vgl. auch S. 188.)

An der Erschließung des Igorliedes hat sich auch der Naturwissenschaftler N. V. ŠARLEMAN' mit zwei Aufsätzen beteiligt: 1. *Iz real'nogo kommentarija k „Sl. o p. Ig.“* Trudy otd. dr. russk. literatury Bd. VI, 1948, S. 111—128. ŠARLEMAN' gibt Einblick in die Eigenarten der Fauna und Flora des Steppengebiets und versucht zu erweisen, daß die im Igorlied gebrauchten Bilder und Vergleiche in einer geradezu erstaunlichen Weise der Steppe abgelauscht sind. Der als Kommentar zu den naturwissenschaftlichen Realien gedachte Aufsatz verwandelt sich unter der Feder von Šarleman' zu einer Apotheose des Realismus im Igorlied. In einigen Fällen scheint das hier ausgebreitete Material auch einige der sog. „dunklen Stellen“ zu erhellen. So ist z. B. wichtig, daß Šarleman' *mys'* („rastěkašetsja mysiju po drevu“) mit „*mysleno drevo*“ verknüpft, weil Fledermäuse (*myš-letjaga*) dem Gebiet von Novgorod Seversk stets fremd gewesen sind (vgl. S. 118f.), ferner daß er auf die starke Verbreitung der *poloza* im Steppengebiet verweist und sich daher für die Lesung „*polozije polzaša tol'ko*“ einsetzt (S. 121f.). Beachtung verdienen besonders die auch heute noch in der Jägersprache üblichen Redewendungen des Igorliedes. Jedoch zwei Deutungsvorschläge des Verfassers wird man zurückweisen müssen, obgleich sie von der sowjetrussischen Forschung angenommen wurden: 1. sieht Šarleman' im *šestokrileci* eine Umschreibung für Falken, deren Schwingen aus drei beim Gleitflug deutlich erkennbaren Teilen bestehen (S. 113) sollen. M. E. liegt die Verknüpfung mit den sechsgeflügelten Erzengeln näher, umso mehr als sich diese Vorstellung durch die altrussische Malerei stützen läßt und sie auch in die Volksdichtung gedrungen ist, man vgl. *šest' kryl cheruvimskich*, DAL' *Poslovicey russk. naroda*, Bd. III, S. 35, ferner HOLOVAČKYJ *Narodnyje pesni Galickoj i Ugorskoj Rusi* Bd. I, S. 33 usw. 2. hebt Šarleman' hervor, daß

¹) Nach Trudy otd. dr. russk. literatury Bd. V, 1947, S. 213 soll P. Ja. ČERNYCH *O vyražeenii „za šelomenem“ v Slove o polku Igoreve*. Jaroslavskij Gos. pedagogičeskij institut, Učenyje zapiski Lief. 1, Gumanitarnyje nauki. Jaroslavl' 1944 S. 47—61, die Hypothese aufgestellt haben, daß bereits im Igorlied „za solomenem jesi“ (d. h. „za Kerčenskim prolivom“) gestanden habe.

die Möve in der ukrainischen Volksdichtung häufig als Emblem der Trauer gebraucht werde und an der Desna *hihička, zihzička, zuhička* heiße. Aber für Möve gebraucht das Igorlied *čajka*, und bekanntlich ist der Vergleich einer trauernden Frau mit einem Kuckuck alt (aus dem Physiologus), ein Vergleich, der sich bis auf den heutigen Tag in der Volksdichtung der Großrussen wie Ukrainer findet (vgl. BARSOV *Pričitanija severnogo kraja* Bd. I S. 173, RADČENKO *Gomel'skije narodnyje pesni* S. 70, RYBNIKOV *Pesni* Bd. III S. 418, HOLOVAČKYJ *Narodnyje pesni Galickoj i Ugorskoj Rusi* Bd. III S. 97 usw. usw.)

Verfehlt in seiner Zielsetzung ist der andere Aufsatz von N.V. ŠARLEMAN' *Priroda v „Sl. o p. Ig.“*. Jubiläumsband (vgl. oben S. 174) S. 212—217. ŠARLEMAN' will darin die Entstehung des Igorliedes in Verbindung bringen mit den Naturerlebnissen und Naturbeobachtungen, die sein Verfasser hatte, als er, gleichfalls am Feldzug beteiligt, in kumanische Gefangenschaft geriet und mit Igoŭ gemeinsam ihr entfloh. Leider erfindet Šarleman' darin ganz bestimmte Situationen für die Entstehung der einzelnen Bilder, und da sich nach Šarleman' eine solche Fülle von Naturbeobachtungen dem Gedächtnis nicht einprägen könne, folgert er, das Igorlied sei teils während des Feldzugs und der Gefangenschaft, teils nach der Heimkehr aufgezeichnet worden. Originell, wenn auch wenig glaubhaft, ist der Versuch von Šarleman', zwei Nächte und zwei anbrechende Tage (also die Zeit vom 1. Mai bis zum 3. Mai) im Igorlied durch wenige Sätze angedeutet zu finden (vgl. S. 186 unten).

Auch ein Astronom hat zur Igorlieddeutung das Wort ergriffen. G. I. IMEDAŠVILI *„Četyre solnca“ v „Sl. o p. Ig.“*. Jubiläumsband (vgl. oben S. 174) S. 218—225, weist darauf hin, daß die Igorliedstelle über die vier untergehenden Sonnen nicht bloß symbolisch-allegorisch gedeutet werden dürfe, sondern daß diese astralen Metaphern gleichzeitig die astrale Wirklichkeit repräsentieren. Das Erscheinen von vier Sonnen und darauf von zwei Sonnen mit einem Monde, eine Himmelserscheinung, die häufiger vorkomme, sei auch von der russischen Chronik für das Jahr 1185 registriert worden.

Dem Niederschlag des kumanischen Lebens im Igorliede in seinen vielen Einzelzügen geht V. F. RŽIGA nach: *Vostok v „Sl. o p. Ig.“*. KLABUNOVSKIJ-KUZ'MINA (vgl. oben S. 174) S. 169—189. Die von Ržiga behandelten Realien vertiefen die Bedeutung mancher Ausdrücke (vgl. z. B. zu *poskepany* die Beschreibung der kumanischen Helme). Gleichzeitig unterzieht er die darin enthaltenen Lehnwörter einer erneuten Analyse (*Kajala, bolvan, žemčug, kogan, koščej, čaga, saltan, japončica, or itma, šerešir*) und gibt eine wenig überzeugende neue Etymologie für *charalug*.

Im Anhang wird die Arbeit von S. E. MALOV *Tjurkizmy v jazyke „Sl. o p. Ig.“* *Izvestija otd. lit. i jaz. AN SSSR* Bd. V, Lief. 2, 1946 kritisch besprochen.

Bei weitem inhaltsreicher als man es auf Grund des Titels annehmen dürfte, ist der Aufsatz des bekannten Turkologen V. A. GORDLEVSKIJ *Čto takoe „bosyj volk“?* *Izvestija AN SSSR otd. lit. i jaz.* Bd. VI, 1947, Lief. 4 S. 317 bis 337. Auch für Gordlevskij ist das Igorlied angefüllt mit lebendigen lexikalischen und poetischen Elementen, die bei den benachbarten Kumanen entlehnt wurden (S. 327). G. sucht nach Kumanenspuren in den Bylinen, er gibt Etymologien für die im Igorlied vorkommenden Namen, sich gleichzeitig mit

seinen Vorgängern auseinandersetzend (vgl. unten). Eingehend werden die sich an den Wolf heftenden totemistischen Vorstellungen behandelt mit der Folgerung, daß das Geheimnisvolle des Totem auf sein Attribut *bosyj* übertragen vorliegt.

Weniger eingehend als der Inhalt des Igorliedes ist seine Kunstform behandelt worden.

Nach D. S. LICAČEV *Ustnyje istoki chudožestvennoj sistemy „Sl. o p. Ig.“* Jubiläumsband (s. S. 174) S. 53—92, spiegelt das Igorlied das Leben wieder in Bildern, die dem Leben selbst entnommen sind. Er sieht das poetische System des Igorliedes durch die Bildhaftigkeit der Umgangssprache des 11. bis 13. Jhs vorgezeichnet, wie sie in der „direkten Rede“, der wörtlichen Zitierung der Annalen erhalten ist mit ihrer strengen Bewahrung der Terminologie und Symbolik der Feudalzeit. Das im Terminus enthaltene Bild wird im Igorlied zu einem poetischen umgeformt in der Weise, daß aus einem *itti strelam, kak doždju* z. B. ein *itti doždju strelami* wird. Im Mittelpunkt des Interesses steht bei Lichačev die Symbolik der Feudalzeit, und er hat durch das Beibringen zahlreicher Vergleichsstellen aus den Annalen zweifellos viel zur Klärung der Kunstmittel des Igorliedes beigetragen. Mit einigen Interpretationen von Lichačev kann sich die Unterzeichnete jedoch nicht einverstanden erklären. So nimmt Lichačev keine reinliche Scheidung vor zwischen Gottesgericht und Jüngstem Gericht. Im Passus über Boris Vjačeslavič (NA 62, LA S. 15) wird m. E. *sud* (= *strašnyj sud* „Jüngstes Gericht“) metonymisch für Tod gebraucht. Lichačevs Hinweis darauf, daß die Annalen mitunter im Ausgang einer Schlacht ein Gottesurteil sehen, gehört nicht in diesen Zusammenhang. Lichačev wird ferner der im Igorlied vorliegenden engen Verbindung von Mensch und Natur nicht gerecht. Es läßt sich m. E. nicht wegdiskutieren, daß die Anteilnahme der Natur im Igorlied am Mißgeschick der Menschen zum Ausdruck gebracht wird durch trüb dahin fließende Flüsse. In diesem Sinne werden auch die *Sula* und *Dvina* im Igorliede erwähnt (NA 143, LA S. 24), nicht als Symbole für die Niederlage, wie Lichačev behauptet, ohne eine Erklärung für „*reky mutno tekut*“ (NA 49. LA S. 14) zu geben. Hier wie auch sonst in der sowjetischen Igorliedforschung zeigt sich das Bestreben, dem Menschen eine aktive Rolle gegenüber der Natur einzuräumen und alles Mythische realistisch erklären zu wollen. Bei „*stjazi glagoljut*“ (NA 50, LA S. 14) spricht Lichačev auch nicht von einem „Raunen der Fahnen“ als unheilvollem Vorzeichen, sondern er ersetzt das Bild durch die Konstatierung eines Tatbestandes „die Fahnen beweisen: die Kumanen kommen“. Es nimmt daher nicht Wunder, daß ein „*kopija pojut*“ (NA 167, LA S. 26) Lichačev „rätselhaft“ erscheinen muß (S. 76f.), und er das Bild zerstört durch Hinweis darauf, daß *kopje* keine Wurfwaffe war und folglich nicht singend durch die Luft fliegen konnte. Durch diese Bemerkungen soll aber der Wert des reichen Quellenmaterials bei Lichačev nicht geschmälert werden.

Methodisch lehrreich ist der Aufsatz von V. P. ADRIANOVA-PERETC „*Slovo o polku Igoreve*“ i *ustnaja narodnaja poezija* in der Leningrader Igorliedausgabe (vgl. oben S. 173) S. 291—319, dessen Ergebnisse richtunggebend werden sollten für die gesamte altrussische Literaturforschung, denn Adrianova-Peretc liefert den unmißverständlichen Beweis dafür, daß es nicht angängig ist, einzelne aus altrussischen Literaturdenkmälern und der russischen Volks-

dichtung herausgegriffene Stilmittel miteinander zu vergleichen, um Rückschlüsse auf alte Beziehungen zwischen diesen beiden verschiedenen Arten des Kunstschaffens zu ziehen oder gar das Igorlied der Volksdichtung zuzuordnen, wie das noch Karamzin, Puškin, Maksimovič und Belinskij taten¹⁾.

Abweichend von der bisher üblichen Betrachtungsweise behandelt Adrianova-Peretc die Stilmittel des Igorliedes sowie der Volksdichtung stets als organische Teile der künstlerischen Gesamtkonzeption. In der Wirklichkeitsnähe und Wirklichkeitstreue des Igorliedes (reale politische Wechselbeziehungen, reale Gestalten), vor allem aber in der konsequenten Einbeziehung der Landschaft in ihrer genau bestimmten Einmaligkeit sieht Adrianova-Peretc einen prinzipiellen Unterschied der Volksdichtung gegenüber, wenn sich auch Gemeinsamkeiten in der allgemeinen Weltanschauung finden. Die Metaphern des Igorliedes ergeben sich aus der engen Verknüpfung von Mensch und Natur. Wenn sich scheinbar auch zu den einzelnen Metaphern des Igorliedes Parallelen aus der Volksdichtung beibringen lassen, so ist die Art ihrer Verwendung innerhalb der betreffenden Gesamtkonzeption verschieden. Im Igorlied fügt sich z. B. die Metapher Wolke-Feind organisch ein in die das ganze Werk durchziehenden Naturbilder, während die Volksdichtung diese Metapher heute meist in Form eines negativen Vergleiches zu bringen pflegt. Die Metapher tritt auch im Igorliede nicht auf als ein isoliert dastehendes Stilmittel, sondern dieses Werk ist durchzogen von einer Kette symbolischer Bilder, die organisch mit der realistischen Naturschilderung verbunden sind und in ihrer Gesamtheit die untrennbare Einheit von Natur und Menschenschicksalen zum Ausdruck bringen.

Ob aber Adrianova-Peretc, Recht hat, wenn sie die in der Volksdichtung übliche Metapher Falke-Bräutigam auch auf das Igorlied bezieht (vgl. S. 316) bleibt fraglich, denn im Igorlied wird ja der Fürst oder Krieger als Falke stets nur in einer aus der Falkenjagd bekannten Situation geschildert; auch die Wortbildung *sokolič* scheint gegen Adrianova-Peretc zu sprechen.

Zur Deutung von *šestokrili'ci*, die auf A. P. Šarleman' zurückgeht, vgl. S. 177 dieses Berichts.

Eine eingehende Behandlung der Lautmalerei im Igorlied liegt im Aufsatz von Je. A. LJACKIJ vor: *Zvukopis' v stichovom tekste* „Sl. o p. Ig.“ Slavia Bd. 16, 1 1939, S. 50—78.

Um die Einordnung des Igorliedes in eine der literarischen Gattungen mühte sich I. P. JEREMIN „Sl. o p. Ig.“ *kak pamjatnik političeskogo krasnorečija*. Jubiläumsband (vgl. oben S. 174) S. 92—129. Er charakterisiert das Igorlied vom Politischen her, indem er eingehend bei den gegen die einzelnen Fürsten erhobenen Vorwürfen verweilt, die häufig allerdings nur andeutungsweise gegeben werden; Kennzeichen des rhetorischen Stils sieht Jeremin im dreiteiligen

¹⁾ Zu erwähnen gewesen wären in diesem Zusammenhang noch die reichen und seiner Zeit zweifellos verdienstvollen Sammlungen solcher „Übereinstimmungen“ von SMIRNOV, BARSOV und PERETC.

Nachdrücklichst sei hier auch auf die Überzeugung von ADRIANOVA-PERETC (vgl. Fußnote S. 308) verwiesen, daß auf Grund der verhältnismäßig späten Aufzeichnungen der Volksdichtung keine Rückschlüsse auf deren Gehalt und Form in alter Zeit berechtigt sind.

Aufbau, dessen Mittelteil wie stets in der rhetorischen Dichtung (mit Hinweis auf Kirill von Turov) nach Ansicht des Verfassers als *povest'* bezeichnet werde. Das narrative Element, das historisch Tatsächliche trete aber hinter dem Bestreben des Autors zurück, sein Verhältnis zu dem Geschehen zum Ausdruck zu bringen. Herausgegriffen werden nur Einzelepisoden, Zeit- und Ortsangaben fehlen. Im Traum Svjatoslavs sei der Autor sogar bewußt von der historischen Wirklichkeit abgewichen. Die direkte Rede beruhe auf der Phantasie des Dichters, sie gebe dessen Ansichten wieder. Objektivität, dokumentarische Aussagen werden nicht angestrebt. Die Anteilnahme des Autors trete in Naturbildern zutage oder durch Zuwendungen an die Leser. Historische Reminiszenzen werden ausgebaut zu rhetorischen Antithesen. Zuwendungen, oft durch ein „o“ eingeleitet, seien häufig. Ereignisse der Vergangenheit werden gegenwärtig geschildert. Eine beherrschende Stellung komme der Metapher zu. Das Einzelbild werde häufig zu einer Episode ausgebaut. Es kommen die verschiedensten Typen der stilistischen Wiederholung als Stilmittel vor: von Sätzen, die syntaktisch gleich gebaut sind, von Prädikaten bei nur einem Subjekt, von gleichen Präfixen bei verschiedenen Verben, anaphorische Wiederholung des gleichen Worts, Refrains. Feststellbar sei eine Neigung zur Rhythmisierung.¹⁾ Das Igorlied sei eine politisch-rhetorische, panegyrische Rede zur Verherrlichung der Ol'goviči und dem Ziel, die russischen Fürsten zur Einigkeit aufzurufen. Die literarische Vollkommenheit dieses Denkmals erfordere die Annahme, daß es zunächst schriftlich fixiert und zur Lektüre bestimmt war. So interessant die Ausführungen von JEREMIN auch sein mögen, so bedürfen doch viele seiner Behauptungen einer Unterbauung durch Quellenmaterial, vor allem würde man gern wissen, welche altrussischen Denkmäler er zur politisch-rhetorischen Literaturgattung rechnet. Man hätte gern gewußt, auf Grund welchen Materials er seine Behauptung aufstellt, daß die Bezeichnung *slovo* stets nur für feierliche Rhetorik gebraucht werde und *poučenije* nur für die didaktische Literatur. Zu unterbauen wäre auch die Behauptung gewesen, daß als obligatorischer Teil eines *slovo* stets eine Einleitung vorliege mit einem fest umrissenen Inhalt. Über die von Jeremin befürworteten Textdeutungen vgl. weiter unten.

Zusammenfassend sei festgestellt, daß eine erschöpfende, vergleichende und modernen Anforderungen gerecht werdende Stiluntersuchung des Igorliedes noch aussteht, wenn auch D. TSCHIŽEWSKI²⁾ in seiner Literaturgeschichte kurz den Gesamtcharakter der Stilmittel dieses Literaturwerks gut umrissen hat. Es ist bisher auch noch nicht gelungen, wesentliche stilistische Gemeinsamkeiten zwischen dem Igorlied und der darstellenden Kunst zu ermitteln, denn der Aufsatz von N. N. VORONIN „*Sl. o p. Ig. "i russkoje iskusstvo XII do XIII vv. LA*“ (vgl. oben S. 173) S. 320—351, beschränkt sich in der Hauptsache auf eine Charakterisierung der Architektur und Malerei in ihren lokalen Abarten.

Wichtige syntaktische Beobachtungen, die bei einer Stiluntersuchung zu berücksichtigen wären und statistisch unterbaut sind, steuerte M. PETERSON

¹⁾ Vgl. oben S. 171, Fußnote 4.

²⁾ D. TSCHIŽEWSKI *Geschichte der altrussischen Literatur im 11., 12. und 13. Jh. Kiewer Epoche*. Frankfurt M. 1948, S. 331—367.

bei: *Sintaksis „Slova o polku Igoreve“*. Slavia Bd. XIV, 1936/37, S. 547 bis 592. Da die syntaktischen Untersuchungen noch nicht so weit vorgeschritten sind, daß man das Igorlied zu einem anderen altrussischen Denkmal in Beziehung setzen könnte, zieht PETERSON in seiner Statistik einerseits die in der klassischen Literatur, andererseits die in einem Bauerndialekt vorliegenden Verhältnisse zum Vergleich heran. Die Syntax ergibt einen rhetorisch gefärbten, gehobenen Stil für das Igorlied. Vorherrschend sind synthetische Konstruktionen (76,5%), die analytischen bleiben in der Minderheit (23,5%), ebenso wie die Kasuskonstruktionen häufiger angewandt sind als die Satzkonstruktionen. Ansätze zu einer Stabilisierung der Wortfolge lassen sich noch nicht beobachten.

Einer eingehenden sprachlichen Analyse wurde das Igorlied unterzogen von V. ČAPLENKO *Mova „Sl. o p. Ih.“* Winnipeg 1950 (= Slavistica VII), wobei besonders auf etwaige Übereinstimmungen mit dem Ukrainischen geachtet wird, hauptsächlich aber von S. P. OBNORSKIJ in seinem Werk: *Očerki po istorii russkogo literaturnogo jazyka staršego perioda*. Moskau Leningrad, AN SSSR 1946 (vgl. besonders S. 132—198). Da OBNORSKIJ die Ansicht vertritt, daß die altrussische Literatursprache aus eigenständiger Wurzel erwachsen ist, versucht er für das Igorlied eine Originalhandschrift zu behaupten, die von bulgarischen Sprachzügen frei gewesen sein soll. Um die Wende des 13./14. Jhs und später noch Ende des 15. oder Anfang des 16. Jhs soll die Igorliedhandschrift auf Novgoroder Gebiet abgeschrieben und sprachlich verändert worden sein z. T. durch Aufnahme bulgarischer Züge. Der Rhythmus des Igorliedes habe aber allzu starke Veränderungen verhindert. Obnorskijs Argumentationen sind häufig sehr gewagt. Er arbeitet mit vorgefaßten Meinungen sowohl in Bezug auf den Bestand der altrussischen Literatursprache als auch in Hinsicht auf die Novgoroder (nicht Pskover) Provenienz der Igorliedabschriften. Merkwürdige Fehler fallen auf: *vaju* wird als Gen. du. zu *vě* (S. 135) gestellt statt zu *va*, es wird behauptet, *zarja* bezeichne die Abenddämmerung, *zorja* aber die Morgendämmerung (S. 136) (man vgl. hierzu aber *bit' v zorju*), der Pskover Dialektzug (*šizyj* in *sizyj* soll fortdiskutiert werden durch die Behauptung, die Etymologie dieses Wortes sei unklar (S. 134f.))

Eine Widerlegung erfuhren OBNORSKIJS Ansichten teilweise durch L. A. BULACHOVSKIJ „*Sl. o p. Ig.*“, *kak pamjatnik drevne-russkogo jazyka*. Jubiläumsband (vgl. oben S. 174) S. 130—163. Mit Recht wendet sich Bulachovskij gegen eine Novgoroder Provenienz der Igorliedhandschrift. Wichtig sind seine Ausführungen über das Verhältnis zwischen e und ě sowie über den Wandel von ě zu i im Igorlied (gegen Obnorskij S. 143—145). Weniger glücklich ist Bulachovskij in der Deutung der sog. „dunklen Stellen“. Seine Vorschläge sind wenig glaubhaft und an mehreren eindeutig klaren Stellen glaubt er, neue Schwierigkeiten zu entdecken. Über Einzelheiten vgl. weiter unten.

Über den Dual im Igorliede handelte A. ISAČENKO, *Travaux du Semina-rium Kondakovianum*, Belgrad 1941.

Wenig beweisend für die Provenienz der Igorliedhandschrift sind auch die an sich wertvollen Ausführungen von D. S. LICAČEV *O russkoj letopisi, nachodivšejsja v odnom sbornike so slovom o polku Igoreve*. Trudy otd. dr.-russk. literatury Bd. V, 1947, S. 139—141. Wie die Editio princeps besagt, befand sich im gleichen Kodex mit der Igorliedhandschrift auch ein *Vremennik*, ježe

naricažetsja letopisanije russkich knjazej i zemlja ruskyja, ein Titel, der nach Lichačev nur bei der Ersten Novgoroder Chronik jüngerer Fassung (mladšego izvoda) vorzukommen pflegt. Ein Vergleich dieser Fassung mit der älteren, in der Synodalhandschrift befindlichen, ergibt, daß ihr Verfasser auf Grund einer guten Belesenheit einige Änderungen vorgenommen hat (vgl. unten). Vielleicht war ihm auch das Igorlied bekannt, denn er gibt dem Novgoroder Statthalter in Pskov den Beinamen *Gorislavič*, der bisher nur noch aus der Laurentiuschronik s. a. 1228 und dem Molenije Daniila Zatočnika bekannt war. Die erwähnte Umarbeitung stammt aus dem Anfang des 15. Jhs.

Erneut wurde auch die Frage nach dem Verfasser des Igorliedes aufgeworfen. Die früher geäußerte Vermutung, daß Timofej bzw. Mitusa (so neuerdings N. V. VODOVOZOV und Aleksej JUŖOV) als Dichter in Frage kommen, wird von N. P. SIDOROV *K voprosu ob avtorach*, „Sl. o p. Ig“, Jubiläumsband (s. S. 174 S. 164—174, endgültig entkräftet. Timofej, der premudryj knižnik (Hyp. s. a. 1205), in eschatologischen Gedankengängen bewandert und Kenner der Apokalypse des Andreas von Caesarea, hätte wohl kaum ein so weltaufgeschlossenes Werk wie das Igorlied verfaßt. Dagegen spricht u. a. auch die vom kirchlichen Gebrauch abweichende Wertung einiger Wendungen (*buž, veščij, jar, choť*). Auch Mitusa kommt (abgesehen von den chronologischen Schwierigkeiten) nicht in Frage, denn er war, wie sein Name besagt, Kirchensänger, wird doch der antiphonische Gesang in der Kirche als *mituspevanije* bezeichnet (vgl. auch ukr. weißruss. *mytušaty*). — Unzugänglich geblieben ist Unterzeichneter der Aufsatz von B. D. GREKOV *Avtor „Sl. o p. Ig.“ i jeho vremja*. *Istorik marksist* 1938 Buch 4.

Man versucht neuerdings auch, genauere Aussagen über die Gestalt des Bojan und die Art seiner Dichtung zu machen. Nach M. N. TICHOMIROV *Bojan i Trojanova zemlja*, Jubiläumsband (vgl. oben S. 174) S. 175—187, beziehen sich alle Ereignisse, die Bojan erwähnt oder erwähnt haben könnte, auf die Černigover Fürsten während der Zeitspanne von 1022–1093, bis zu jenem Zeitpunkt, als Oleg Svjatoslavič endgültig den Thron seines Vaters erlangte. Olegs Rückkehr nach Černigov könnte, wie T. meint, durch ein Preislied in ähnlicher Weise wie diejenige von Igor gefeiert worden sein, das — vielleicht aufgezeichnet — im Apostolos von 1307 einen Niederschlag fand. Es wird die Frage aufgeworfen, ob man Bojan nicht auch Preislieder auf Vseslav (vgl. Radziwiłł-Handschrift s. a. 1068) zuschreiben dürfe, womit Tichomirov ORLOVS Ansicht über die galizische Herkunft des Igorliedverfassers zu entkräften sucht. Vor allem ist aber Bojan für Tichomirov der Dichter von Svjatoslav Jaroslavič und dessen Sohn Oleg. Dieser wird *kogan* genannt, weil er Fürst in Tmutorokan war. (Über *Trojan* vgl. unten S. 184). Auch D. S. LICAČEV hat sich mehrfach über Bojan geäußert¹). Er bezeichnet ihn als einen Liebling („ljubimec“, vgl. Igorlied „choti“ und unten S. 192) der Fürsten Svjatoslav Jaroslavič und Oleg Svjatoslavič. Bojans Dichtung habe aus Preisliedern bestanden (slavy), die unter Gusli-Begleitung vorgetragen wurden²). Auf Grund der Anfänge dieser Lieder, die Lichačev dem Igorlied entnehmen will, be-

¹) Vgl. LA S. 376f.

²) Vgl. hierzu D. V. AJNALOV *Na kakom instrumente igral Bojan?* Trudy dr.-russk. literatury Bd. IV, 1940.

zeichnet er sie auch hier als „bravurnyje“. Die Einstellung des Igorlieddichters zu *Bojan* sei zwiespältig gewesen. Einerseits erwähnt er ihn als *veščij*, andererseits lehnt er dessen Preislieder auf die Fürsten angesichts der traurigen Ereignisse ab.

Eine Entscheidung darüber zu fällen, welche Vorstellungen sich an den *Trojan*-Namen knüpften, ist immer noch schwierig, trotzdem braucht an der Erwähnung dieses Namens im Igorlied nicht gezweifelt zu werden, wie Al. JUŦOV *Trojanova zemlja — ili Bojanova* ¹⁾ es tut, der hier in *Trojan* eine Verschreibung für *Bojan* sieht. Mit mehr Recht erinnert N. S. DERŽAVIN *Sbornik statej i issledovanij v oblasti slav. filologii* Moskau Leningrad 1941 an das 108/9 erbaute *Tropaeum Traiani*, das zumindestens beigetragen haben wird, Trojans Namen in der Volksüberlieferung zu stützen. Von ähnlichen Gedankengängen getragen ist auch der Aufsatz von M. N. TICHOMIROV *Bojan i Trojanova zemlja*, Jubiläumsband S. 175—187. Tichomirov sucht aber auch in den Vorgängen an der unteren Donau (1185/86) sowie in der Bulgarenpolitik der Černigover Fürsten nach einer Erklärung für die betreffenden Igorliedstellen (vgl. über Obida unten S. 188). Daß der bulgarische Aufstand von den Kumanen unterstützt wurde, hatte bereits M. PRISELKOV *Slovo o polku Igoreve, kak istoričeskij istočnik*. Istorik marksist 1938 Nr. 6, hervorgehoben und darin sogar eine der Ursachen für Igors Feldzug gesehen. Am ansprechendsten sind die von Lichačev in seinen verschiedenen Arbeiten entwickelten Ansichten. Den Ausgangspunkt bildet für Lichačev Trojan als slavische Gottheit. *Tropa Trojanja* übersetzt er daher als „göttlicher Pfad“. In *věci Trojani* usw. glaubt er den Ansatz zu einer Periodisierung zu sehen, eine Anspiegelung auf die Zeit des Heidentums, die zuerst von der Zeit der Einheit, dann von der Zeit der inneren Kämpfe abgelöst wird²⁾, eine Ansicht, die nicht zuletzt durch die neuesten Forschungsergebnisse über die politische Tätigkeit von Vseslav (vgl. Jubiläumsband S. 16ff) hervorgerufen wurde.

Den Götternamen *Stribog* versuchte Simon PIRCHEGGER *Zum altrussischen Götternamen Stribog* ZfSlavPh Bd. XIX, 1947, S. 311—316, auf ein iranisches **Sribaya* „schöner Gott“ zurückzuführen, das ursprünglich wohl kein nomen proprium, sondern nur ein schmückender und zugleich verhüllender Zuname für den iranischen Gott des Taghimmels gewesen sein könnte. Vgl. schon vorher M. VASMER bei W. Volz *Der ostdeutsche Volksboden* (Breslau 1926) S. 126.

Was die Textgestaltung des Igorliedes anbelangt, so sind wiederum einige Stimmen laut geworden, die sich für die Umstellung einiger Sätze bzw. ganzer Absätze im Igorlied einsetzen. So schließt die New Yorker Ausgabe (NA 4—5) an *rokotachu* die Aufzählung *staromu Jaroslavu . . krasnomu Romanovi Svjatoslavliču* an, was selbst durch einen Hinweis auf die *Zadonščina* (vgl. S. 81) nicht zu rechtfertigen ist. Die LA (S. 9 Z. 17ff.) hält sich dagegen an die *Editio princeps*.

Stark umstritten ist ferner die Reihenfolge der sich an die erste Erwähnung der Sonnenfinsternis anschließenden Absätze, d. h. ob auf den Abschnitt 7 der

¹⁾ In *Sl. o p. Ig.* übersetzt und kommentiert von Al. JUŦOV eingeleitet von B. D. GREKOV und A. S. ORLOV. Moskau 1945.

²⁾ vgl. z. B. LA S. 385, 408.

NA die Abschnitte 14—18 zu folgen haben. Schon PERETC¹⁾ wollte es seiner Zeit unter Heranziehung der Zadonščina-Handschrift von 1470 des Kirillo-Belozerskij Sbornik paläographisch glaubhaft machen, daß ein Igorliedblatt, auf der Vorder- und Rückseite etwa 36 Zeilen enthaltend, versehentlich an den Anfang geraten sei. Als weiteren Beweis dafür hebt nun N. K. GUDZIJ *O pere-stanovke v načale teksta „Sl. o p. Ig.“* Jubiläumsband (vgl. S. 174) S. 249 bis 254, hervor, daß es nur eine Sonnenfinsternis gab, während ohne die vorgeschlagene Umstellung der Anschein entstehe, es habe zwei Sonnenfinsternisse gegeben. Nach ADRIANOVA-PERETC werde die Umstellung auch inhaltlich von allen Zadonščina-Handschriften gestützt²⁾. (Nebenbei bemerkt findet sich in diesem Aufsatz ein bei N. Gudzij kaum zu verstehender Flüchtigkeitsfehler, wenn er zur Stelle: *Igor' ždet . . . Vsevoloda. I reče jemu. . . Vsevolod* meint, es sei möglich, daß „vmesto 'I reče' stajalo kakoje-nibud' drugoje vyraženije, označavšeje ne nastojaščeje, a prošedšeje vremja“ (S. 253). Die Aoristform *reče* unterstreicht ja, daß das Gespräch der Vergangenheit angehörte, was Gudzij zu beweisen trachtet). — Gegen eine Umstellung haben sich aber Dm. ČY-ŽEVSKYJ in seiner Literaturgeschichte S. 333³⁾ aus künstlerischen und R. JAKOBSON aus inhaltlichen Gründen ausgesprochen mit einem Verweis auf die Hypatiuschronik (vgl. NA S. 82).

Offensichtlich verderbt durch spätere Interpolationen ist der Passus *Dva solnca poměrkošta* usw. Die NA 103 hält Oleg und Svjatoslav für eine spätere Interpolation, was übrigens nicht zu erweisen ist, und nimmt hier eine andere Umstellung vor als die LA S. 20. Auch der Aufsatz von IMEDAŠVILI (vgl. oben S. 178) bietet keine Anhaltspunkte für eine sichere Rekonstruktion dieser Stelle.

Die Zahl der sog. dunklen Stellen des Igorliedes ist durch die Forschung der letzten 15 Jahre eher vergrößert als verkleinert worden (vgl. z. B. das unten S. 192 über *kopia pojut* Gesagte). Auf einige bisher in diesem Bericht nicht erwähnte, neue bzw. strittige Deutungen sowie wichtigere Bemerkungen zu Einzelstellen soll im Folgenden eingegangen werden⁴⁾.

Zweifellos handelt es sich um eine Sinnentstellung, wenn JAKOBSON *počnem* (. . . *povest' siju*, LA S. 10, NA 6) durch *pominem* „laissons de côté, omettons“ ersetzt, (vgl. auch NA S. 38 und 81), umso mehr als dieses Verbum im Altrussischen scheinbar nur im Sinne des konkreten Vorbeiziehens oder dervorbeiziehenden Zeit gebraucht wird.

Zu *istjagnu umě* (LA S. 10, NA 6) gibt I. D. TIUNOV *Neskol'ko zamečaniĭ k „Sl. o p. Ig.“* Jubiläumsband S. 196—203 (insbesondere S. 196f.) einen wertvollen Hinweis aus der Schmiedeterminologie. Eine stumpfgewordene Schneide wird, ehe sie der Bearbeitung durch den Schleifstein unterliegt, glühend gemacht und dann flach geschlagen, was man als *ottjagivat'*, *vytjagivat'* bezeichnet.

1) V. PERETC „*Sl. o p. Ih.*“ *Pamjatka feodal'noji Ukraĭiny-Rusy XII viku*. Kiev 1926, S. 39—40.

2) Vgl. *Trudy otd. dr. russk. literatury* Bd. VI, 1948, S. 217/218.

3) vgl. oben S. 181.

4) Verwiesen wird bei den Zitaten aus dem Igorlied auf die Absatzzählung der New Yorker Ausgabe (NA) bzw. auf die Seite der Leningrader Ausgabe (LA).

Das russ. volkstümliche Präfix *vy-* entspricht hier m. E. dem gelehrten *iz-* des Igorliedes, während BULACHOVSKIJ, Jubiläumsband (vgl. S. 174) S. 151 ein sekundäres *i* vor Doppelkonsonanz annimmt. Abzulehnen ist wohl auch LICHACHEV's erläuternde Übersetzung zu *istjagnu* als „svjazal, prepojasal bzw. podčinił“ (vgl. LA S. 380), denn nicht eine Einengung, sondern eine Ausdehnung, eine Ausweitung des Denkens soll hier zum Ausdruck gebracht werden.

I. D. TRUNOV *Neskol'ko zamečanij k „Sl. o p. Ig.“*. Jubiläumsband S. 196 bis 203 weist (S. 197) darauf hin, daß *obapoly* „po obeim storonam“ heute noch mundartlich erhalten ist (s. LA S. 11, NA 14).

Meinungsverschiedenheiten bestehen noch zu „*togo vnuku*“ (LA S. 11, NA 15). Während JEREMIN Jubiläumsband S. 93 *vnuku Bojana* interpretiert, bezieht sich LICHACHEV (LA S. 387f.) auf eine mündliche Äußerung von S. M. KUDREJAVCEV und vermutet hier eine Anspielung auf Bojan als den Enkel des Veles. Könnte dieser Passus sich aber nicht auf Igor' als den Enkel des Trojan beziehen? Trojan wird ja im vorhergehenden Satz erwähnt (*v tropu Trojanju*) und ein Beleg dafür, daß die Russen als Enkel heidnischer Götter bezeichnet werden, findet sich im Igorlied selbst (*Daždboža vnuka* LA S. 16, NA 64), vgl. auch LA S. 414.

Die Vorliebe des Igorliedes für parallel gebaute Sätze veranlaßt V. F. RŽIGA *Iz tekstologičeskich nabljudenij nad „Sl. o p. Ig.“ Čto takoe „vz stazbi“?* Jubiläumsband S. 188—191 *vsta bliz* zu lesen. Paläographisch versucht er diese seine bereits 1934 vorgeschlagene Konjektur durch die phototypische Wiedergabe eines im Halbastav geschriebenen Handschriftenblattes aus dem Jahre 1648 zu erweisen, wo am Zeilenende ein *stabi* mit darübergestelltem *z* zu lesen ist. Man kann sich der Ansicht von RŽiga nicht verschließen, daß die von ihm beigebrachte Abbildung die falsche Lesung des Igorliedes paläographisch durchaus verständlich macht. Es fragt sich bloß, wie weit ein altrussisches *bliz* als Adverb nachweisbar ist. — Die New Yorker Ausgabe bringt *vz sta zbi* und übersetzt „se pelotonner par centaines“ (S. 43), ohne die Stelle weiter zu kommentieren. M. W. fehlt es aber in den Chroniken an Belegen dafür, daß die Russen in Hundertschaften gekämpft haben. LICHACHEV hält sich in der LA S. 393 an die weit verbreitete Lesung *svists . . . vsta. zbisja div* und erläutert im Einklang mit ŠARLEMAN', daß nur *bajbaki* und *susliki* bei Tagesanbruch zu pfeifen pflegen (S. 121).

Der Satz *bědy ego paset' ptic'* (LA S. 31, NA 31) bietet m. E. keine Schwierigkeiten mehr, doch hat die NA sich entschlossen, im Anschluß an die Zadonščina ein *sja* einzuführen, wodurch natürlich der Sinn des Prädikats verändert würde.

Einer endgültigen Klärung bedarf auch noch die Stelle *vľaci grozu vsrožat'*. BULACHOVSKIJ Jubiläumsband S. 151 verweist in diesem Zusammenhang auf poln. *srożyć się, srożyć się, nasrożyć* und auf ein *srožatsja i zvěrove* aus dem 17. Jh. Die NA 31 hat sich mit *vorožat'* KORŠ angeschlossen, und in der LA S. 398 wird *vsrožat'* bedeutungsmäßig zu *vsrošat'*, *vsrašat'*, *vsorošajut'* „vozbuždajut, vozrjerošivajut“ gestellt.

Zu beanstanden ist auch folgende Lesart und Interpunktion der New Yorker Ausgabe 33—34 (LA S. 13): *dľgo noči mrskneti zarja* (Punkt) *Sveti zapala*, wobei *noči* Lokativ sein soll (S. 83), was durch die angeführten Beispiele aber nicht erwiesen wird. Ganz unverständlich ist es, warum hier das zusammenge-

hörende *zarja-svet* getrennt wurde. Die Interpretation dieser Stelle macht insofern Schwierigkeiten, als die alte Frage, um welche Dämmerung es sich hier handeln könnte, weiter diskutiert wird. M. V. ŠČEPKINA *K voprosu o nejasnyh mestach „Sl. o p. Ig.“*. Jubiläumsband S. 192f. sprach sich für den Anbruch der Nacht aus und wandte sich damit gegen die Ansichten von ORLOV, LICAČEV, ŠARLEMAN' (Jubiläumsband S. 212f) u. a.

Aber selbst eine so einfache Stelle wie *ščekot slavii* (NA 35, LA S. 13) rief eine Polemik hervor. OBNORSKIJ faßte *slavii* als Adjektiv auf, während BULACHOVSKIJ Jubiläumsband S. 148 mit Recht auf den hier vorliegenden Satzparallelismus verwies und damit den Gen. pl. sicherte.

Im Anschluß an die von B. UNBEGAUN *Les Rusiči/Rusici du Slovo d'Igor*. Revue des études slaves Bd. XVIII, 1938, S. 79f., aufgezeigten Schwierigkeiten, die der Ausdruck *Rusiči* der Forschung aufgibt, verwies BULACHOVSKIJ Jubiläumsband S. 143f. auf die gleichfalls nur ein Mal belegte Form *Rusovyči*.

Ein Musterbeispiel dafür, in welcher Weise das Igorlied neuerdings entpoetisiert wird, bieten J. D. TIUNOVs Ausführungen¹⁾ über *stjazi glagoljut' Polovci idut'* (NA 50, LA S. 14) mit dem Hinweis auf die Flaggensignale der ausgeschiedenen Kundschafter bzw. auf die Menge der kumanischen Feldzeichen. Eine Deutung im Sinne des deutschen Raunens scheint aufgegeben zu sein, soweit man Schlüsse aus der Interpunktion ziehen darf (LA S. 14, NA 50 geben ein Kolon). Aber selbst das Wort *glagoljut'* scheint für BULACHOVSKIJ (Jubiläumsband S. 158) noch einen zu feierlichen Klang zu haben: er will es ersetzt wissen durch *plapoljat'* „razvevajutsja“ oder *plapoljut'* „pylajut“, obgleich im Skazanije o Dmitrii Ivanoviče ein „stezi revut“ vorkommt.

Das Rätselraten um *kaja rany doroga, bratije, zabyvz čti i života* (so Editio princeps) hält an, obgleich diese Stelle m. E. nur durch eine später erfolgte falsche Interpunktion entstellt scheint. Die Anrede lautet hier wie stets im Igorlied und den Chroniken „*bratije*“ (so auch LA S. 15), nicht *doroga bratije*, wie das NA 56, BULACHOVSKIJ Jubiläumsband S. 155f. u. a. annehmen, ohne Belegstellen aus dem alten Schrifttum dafür zu erbringen. Daß *doroga* attributiv zu *rany* (Acc. pl.) gehört, hat Unterz. ZfSlPh Bd. XII, 1935, S. 103—05 dargelegt, denn eine Übertragung der Endungen weicher Adjektivstämme auf harte ist im Altrussischen sehr verbreitet. Auch das Igorlied bietet mit *živaja struny* (Acc. pl.) einen Beleg dafür. Und *kaja* wurde bereits von SOBOLEVSKIJ, PERETC, neuerdings auch von BULACHOVSKIJ a. a. O. S. 155f. als 3. sg. Aor. geendet von einem Verbum, das gleichfalls im Igorlied vorkommt („*kajut' Igorja*“). Schwierigkeiten könnte der Bedeutungsinhalt dieses Verbums machen, was aber in gleicher Weise für *kajut'* wie für *kaja* gilt. Abzulehnen ist jedenfalls die Lesung der NA 56 *daja rany*, eine Redewendung, die trotz S. 84 nicht genügend gesichert ist. Und was schließlich die LA betrifft, so entspricht ihre erläuternde Übersetzung S. 82 „*kakaja iz ran doroga* (čuvstvitel'na, blizska) *tomu, kto . . .*“ nicht den Angaben im Kommentar (S. 407), worin es heißt, daß Vsevolod auf seine Wunden nicht geachtet habe. Zu erwähnen ist endlich noch die Lesung der NA: *čtii života* (statt *čti i života*), die keineswegs in den Gesamtstil des Igorliedes hineinpaßt.

¹⁾ I. D. TIUNOV *Neskol'ko zamečaniij k „Sl. o p. Ig.“* Jubiläumsband S. 196—203 (besonders S. 197).

Die Notwendigkeit einer Änderung von *to* zu *toj* in *to že zvon slyša*, wie sie in LA S. 15 geboten wird, leuchtet nicht ein, weil *tože* „auch, gleichfalls“ inhaltlich wie grammatikalisch durchaus möglich ist. Wir stimmen der NA 60 zu, die sich an die Editio princeps hält.

Wie oben erwähnt (vgl. S. 177), ist das Flüßchen *Kanina* nunmehr urkundlich gesichert. Es entfallen damit die Vermutungen der NA 62 und 63 (*kavyly* bzw. *kavyly*) wie auch der Vorschlag von M. N. TICHOMIROV Jubiläumsband S. 180, in *kanin* ein Adjektiv zu *kan* = *chan* zu sehen.

Zu beachten ist, daß Iv. M. KUDRJAVCEV *Zametka k tekstu „S toja že Kajaly Svjatoplyk...“* Trudy otd. dr. - russk. literatury Bd. VII, 1949, S. 412f. aus der 1. Sophienchronik (PSRL Bd. V, Lief. 1, S. 147) den Nachweis einer Beisetzung von Svjatopolks Vater Izjaslav in der Kiever Sophienkathedrale erbringt und damit alle Mutmaßungen widerlegt, die den Ausdruck *otbca* auf *Tugorkan*, den Schwiegervater von Svjatopolk beziehen wollten.

Inbezug auf das *povelěja* der Editio princeps herrscht noch Unstimmigkeit. Die NA 63 bringt im Anschluß an POTEBNJA *polelěja* (vgl. ib. S. 84), die LA S. 15 (vgl. auch ib. S. 414) *povelě jati* (ebenso BULACHOVSKIJ Jubiläumsband S. 149f.) Der letzteren Lesung ist der Vorzug zu geben.

Einen weiteren Beweis für die von mir behauptete Entpoetisierungstendenz bieten LICAČEV'S Bemerkungen (LA S. 415 und an anderen Stellen) zu *rětko ratajevě kikachut'*. Mit Bezug auf einen Ausspruch Vladimir Monomachs hebt Lichačev hervor, das Hauptziel der Kämpfe gegen die Kumanen sei gewesen, die friedliche Arbeit der Bauern zu schützen, wobei völlig übersehen wird, daß es sich im Igorliede doch um ein dichterisches Bild handelt. Übrigens bringt die NA 65 die Konjekturen *klikachut'*, obgleich JAKOBSON S. 84 mit Recht auf *zgeziceju kičet'* verweist. Sollte etwa nicht erkannt worden sein, daß *kičet'* die Präsensform zum Imperfekt *kikachut'* darstellt?

Man wäre geneigt, einen Druckfehler zu vermuten, wenn die LA S. 16 *daleče* statt des gut bezeugten *davečja* liest.

Der Sinngehalt von *obida* erfuhr durch Beibringung zahlreicher Belegstellen eine weitere Präzisierung durch D. S. LICAČEV, der als Grundbedeutung „Rechtsverletzung, Ungerechtigkeit“ erschließt (LA S. 417), während M. N. TICHOMIROV *Bojan i Trojanova zemlja*. Jubiläumsband S. 183, scheinbar bereit ist, *obida* als Unfriede zu deuten, ein Unfriede, der sich zuerst inmitten der Russen erhob, dann im Donaugebiet, wo Peter und Asen 1186 aufständisch wurden mit Unterstützung der Kumanen, und schließlich auch am Don auftrat. Auf M. V. ŠČEPKIN'S Ausführungen *K voprosu o nejasnych mestach*, Sl. o p. Ig. Jubiläumsband S. 193f. ist in diesem Zusammenhang nur insofern zu verweisen, als sie weitere Belege für Personifizierungen beibringen.

Abweichende Deutungsversuche liegen auch vor zu: *ubudi žirnja vremena usobica knjazem na poganyja pogybe*. Die NA 77 bewahrt das *ubudi*, sieht in *usobica* einen Genitiv zu *vremena* (vgl. ib. S. 85) und fügt vor *pogybe* willkürlich *poběda* als neues Subjekt ein¹⁾. Noch willkürlicher sind die beiden Vorschläge von L. A. BULACHOVSKIJ, Jubiläumsband S. 158: 1. *usobica knjazem na nas (oder ny) poganyj pogybe*, wobei er *pogybe* als perfektives Verbum zu einem *gybati sja* „dvigat'sja, ševalit'sja“ ansetzt, oder 2. *usobica knjazem ne*

¹⁾ Dementsprechend steht nach *usobica* ein Punkt.

poganym pogybel'. Faßt man jedoch *usobica*, wie LICHACHEV es tut (vgl. LA S. 17 und S. 419), ganz allgemein als „Kampf“ auf, so bedarf diese Stelle keiner weiteren Erläuterung. Daß die LA S. 17 die alte Lesung *ubudi* aufgegeben hat zugunsten von *upudi* „verjagen, erschrecken“, ist zu bedauern. Fette Zeiten (*tučnyje vremena*) im Sinne von schweren Zeiten werden im Molenije Daniila Zatočnika erwähnt. Man vergleiche auch *pečal' žirna teče* im Igorliede (NA 85).

Zum Bilde, das sich an *želja* „žalost', pečal', toska“ knüpft, erinnert M. V. ŠČEPKINA *K voprosu o nejasnych mestach* „Sl. o p. Ig.“ Jubiläumsband S. 194f., an den Totenbrauch, das Stroh, auf dem der Leichnam lag, zu verbrennen, die Asche in einem irdenen Gefäß zu sammeln und ins Wasser zuschütten. Im 12. Jh. wird vermutlich die Erinnerung an die Totenverbrennung noch lebendig gewesen sein. Es mag sein, daß die brennenden Kohlen *smaga*, zur Inbrandsetzung des Scheiterhaufens vom heimischen Herd in einem Horn, das ja altes Trinkgefäß ist, geholt wurden.

Durch die vielen von L. A. BULACHOVSKIJ, Jubiläumsband S. 139f. angeführten Belegstellen hat die Lesung *a rkuči* (a = Konjunktion) syntaktisch als gesichert zu gelten.

Im Einklang mit der Editio princeps S. 21 liest die Unterz.: *Igor' i Vsevolod uže lžu ubudi*¹⁾, *kotoruju to bjaše uspil otec jich* . . .²⁾, wie das auch die NA 88 tut. LICHACHEV ändert dagegen (LA S. 421) *kotoruju* zu *kótoroju* (Instr. sg.). Die *kótora* der jungen Fürsten bestand nach LICHACHEV darin, daß sie sich ihrem „Vater“, dem Großfürsten, nicht fügten. Lichačevs Deutung hat eine Interpunktionsänderung zur Folge, die sich m. E. schlecht in den allgemeinen Rhythmus einfügt.

Der Bedeutungsinhalt von *pritrepati* und *pritrepetati* bleibt nach wie vor dunkel trotz der Vermutungen von L. BULACHOVSKIJ, Jubiläumsband S. 152, die wenig überzeugen.

Ansprechend ist dagegen JAKOBSONs Konjektur (NA 90): *kajut' . . . Igorja . . ruskago zlata nasypaša*, weil dafür die Schreibung der Editio princeps *nasy-paša* lautlich durchaus möglich erscheint.

M. P. ALEKSEJEV *K „snu Svjatoslava“ v „Sl. op. Ig.“* Jubiläumsband S. 226 bis 248, berichtet über verschiedene, sich an den Firstbalken knüpfende Volksvorstellungen und -bräuche. Daß die Leiche früher durch eine Dachöffnung ins Freie gebracht wurde, ersieht man nach LICHACHEV LA S. 426 auch aus der *Povest' vremennyx let* s. a. 1015.

Einzelbemerkungen zur alten Topographie von Kiev finden sich im Aufsatz von N. V. ŠARLEMAN': *Debr' kisanju — debr' kijanb*, Jubiläumsband S. 209—211, dessen Ausführungen in der sowjetrussischen Forschung Anklang finden. ŠARLEMAN' behauptet, das Gebiet zwischen dem Verchnij und Nižnij Val sei früher *Bolon'* (später *Obolon'*) genannt worden, DUBENSKIJ habe schon *debr'* in der Bedeutung „Wald“ erwiesen, das historisch gut bezeugte Flößchen *Kijanka* (der Name ist im Kijanovskij pereulok erhalten) könnte früher den Namen *Kijan'* getragen haben. Er setzt auch *Plesensk* einem *Ploskoje* bzw. *Pleske* gleich, was noch zu erweisen wäre. Jedenfalls bleibt es fraglich, ob der

¹⁾ *ubudi* statt des Duals *ubudista*.

²⁾ Vermutlich würde ein Punkt nach *jich* das Verständnis dieser Stelle erleichtern.

Sinn der betreffenden Igorliedstelle an Klarheit gewinnt, wenn man mit Šarleman' *debr' Kijan'* liest (warum dann nicht eher *debr' Kijanju* ¹⁾ M. W.) und annimmt, daß sich dieser Wald unterhalb von Svjatoslavs Palast befand. LICHACHEV schließt sich aber LA S. 426 den Ausführungen von Šarleman' an; er übersetzt: *vorony grajali . . . u Plesen'ska . . . , v predgradje stojal kijevskij les. i poneslis' / oni -vorony / k sinemu morju*“ (vgl. LA S. 89). Die Erwähnung des Kiever Waldes wirkt hier recht unmotiviert, zumindesten hätte aber die Ausgabe *debr'* in den Plural setzen müssen, der gefordert wird durch das Prädikat *běša*. Ansprechend wäre die Lesung der NA 99 und S. 87 „*běša debr'ski sani i nesoša jě. . .*“ „un traineau forestier . . . se trouva et on le porta“, wenn es gelänge, für *debr'ski* Beispiele mit der Bedeutung „aus Holz“ zu erbringen, woran JAKOBSON nicht gedacht hat. Schließlich sieht M. V. ŠČEPKINA *K voprosu o nejasnych mestach* „*Sl. o p. Ig*“, Jubiläumsband S. 195, in *běša* eine, wie sie meint, für den Novgoroder Dialekt typische Verschreibung für *biša* und in *debr'ski sani* „Waldschlangen“. Diese Igorliedstelle wird m. E. auch weiterhin als dunkel zu gelten haben.

In verschiedener Richtung verlaufen auch noch die Rekonstruktionsversuche des Absatzes über das Verlöschen der zwei Sonnen und Monde (NA 103 bis 5, LA S. 19f.) Die LA bezieht „*i v morě pogruzista i velikoje bujstvo podast' Chinovi*“ auf Oleg und Svjatoslav, sie schließt dementsprechend diese Sätze an *povolokosta* an. Die NA hält dagegen nur die Worte *i v morě pogruzista* für an falscher Stelle stehend und fügt sie nach *pogasosta* ein, d. h. sie nimmt ein Verlöschen und Versinken der Sonnen an. Die Erwähnung der Namen Oleg und Svjatoslav hält JAKOBSON für eine spätere Interpolation. Man vgl. jedoch den Aufsatz von G. D. IMEDAŠVILI (s. oben S. 178).

Eine neue Deutung erhielt durch LICHACHEVS gut unterbaute Ausführungen über die Gedankenwelt und Terminologie des Feudalwesens *nečestno bo krov' proljaste*. Der Kampf, der durch Igor' angezettelt wurde, war „ehelos“ im Hinblick auf den Feudalherrn, den Großfürsten, daher läßt sich JAKOBSONS Interpolation *krov' „pravednuju*“ (NA 112) weder inhaltlich noch editionstechnisch rechtfertigen (vgl. auch NA S. 89).

Den Versuch, Material für eine künftige Untersuchung der altrussischen Zeitanschaungen zu liefern, unternahm D. S. LICHACHEV *Iz nabljudenij nad leksikoj „Sl. o p. Ig.“*, *Izvestija AN SSSR otd. lit. i jazyka* Bd. VIII, 1949, S. 551 bis 554. Seine Ausführungen darin über *prednjaja* bzw. *zadnjaja slava* (vgl. NA 116, LA S. 21) sind für eine Interpretation dieser ohnehin klaren Igorliedstelle ohne Belang. Übrigens ist in der NA übersehen worden, daß *podelit'sja* den Instrumental erfordert und folglich *si sami podelim* zu lesen wäre.

Gegen die Erweiterung des Satzes *ne vaju li žlačenymi šelomy . . . plavaša* (NA 127) durch Aufnahme von *voji* als Subjekt in der LA S. 22 (vgl. auch ib. S. 439) wäre einzuwenden, daß goldne bzw. vergoldete Gegenstände im Igorlied stets nur in Verbindung mit den Fürsten erwähnt werden. Folglich handelt es sich hier vermutlich um „verbündete Fürsten“ nicht aber um „Krieger, Heere“ (vgl. dazu die Angaben über Rjurik Rostislavič LA S. 438). Im übrigen bedarf dieser Satz vom Grammatischen her keiner Veränderungen.

In verschiedener Weise ist auch der offensichtliche Fehler der Editio

¹⁾ Debr' ist bei SREZNEVSKIJ auch in der Bedeutung „potok“ belegt.

princeps *meča vremeny* verbessert worden. Die LA S. 22 bringt wie üblich *bremeny*, die NA 130 aber *kameny* mit Verweis auf einige Stellen (S. 89f.) aus dem alten Schrifttum, durch die aber die Notwendigkeit einer Änderung von drei Buchstaben nicht erwiesen wird.

Statt *paporzi* liest LICHACEV LA S. 23 und S. 446 mit A. S. ORLOV¹⁾ *paropci* bzw. *parobci*, während JAKOBSON NA 135 und S. 90 auf ein in Sibirien vorkommendes *papers* „plastron chaud“ denkt sowie an *papers'ci* bei Hamartolos.

Befremdlich sind die Ausführungen der NA S. 90 zu *uže, knjaže Igorju, utrpě solncju svet* (Editio princeps und LA S. 23). JAKOBSON sieht zu Unrecht in *Igorju* einen Dativ, daher muß er eine Interpunktionsänderung vornehmen und den Dat. poss. *solncju* sogar durch ein nominales Adjektiv *s(o)ln(e)c(b)* ersetzen mit einem dialektischen č zu c. Ein solcher Aufwand bei einer einwandfrei klaren Stelle!

Annehmbarer, wenn auch nicht unbedingt richtig, und verdächtig durch die vielen Einschübe ist der Rekonstruktionsversuch NA S. 90 einer der schwierigsten Stellen des Igorliedes: „*a sam (pad)²⁾ pod črlenymi ščity na krovavě travě pritrepā Litovskymi meči, (ak)i s chotiju³⁾ na krovat'. I rek (Bojan) . . .*“. Als völlig verfehlt zu gelten hat dagegen die von I. D. TIUNOV im Aufsatz *Neskol'ko zamečaniij k „Sl. o p. Ig.“* Jubiläumsband S. 196—203 (besonders S. 197f.) vorgeschlagene Lesung, wenn sie auch in der Sowjetunion Anklang fand und LICHACEV sie LA S. 449 für paläographisch gerechtfertigt hält. TIUNOV liest: „*i s chotiju na krov a tvi rek*“, er übersetzt: „*s bliznikom na krovi, a tot skazal . . .*“ und fährt dann weiter fort, die Worte des Knappen habe jemand in-mitten der Verwundeten und Sterbenden gehört und von jenen habe sie der Verfasser erfahren. Abgesehen davon, daß TIUNOV wiederum vergißt, daß es sich um die Interpretation eines Kunstwerks handelt, daß er die Möglichkeit eines Vergleichs von Schlacht und Hochzeit nicht in Erwähnung zieht, ist sein Vorschlag auch aus sprachlichen Gründen unhaltbar. *Chot'* „Knappe“ ist Masculinum, sein Instrumental *chotem* wäre kaum mit *chotiju* „Geliebte“ verwechselt worden. Ein *na krov'* ist unmöglich, aber selbst ein *na krovi* hätte durch Belegstellen gestützt werden müssen.

M. E. unnötiger Weise wird, allerdings nur im Kommentar, NA S. 92 die Frage angeschnitten, ob nicht *děl'nicu* „le lot souhaité“ statt *děvicju (sebě ljubū)* NA 153 zu lesen sei.

Einen Rückschritt in der Igorliedforschung bedeutet es wohl, wenn das durch die Volksdichtung gut bezeugte *okonitisja* wiederum aufgegeben wurde, die NA 154 (vgl. auch S. 92) *podprvsja o kopii*, die LA S. 18 *o konii* liest. LICHACEV will die Berechtigung seiner Konjektur ableiten aus Chronikangaben darüber, daß Vseslav den Kiever Thron erlangt habe, weil Izjaslav die Forderung der Kiever nach Pferden nicht erfüllen wollte⁴⁾.

Ohne näheren Kommentar bietet die NA 156 *vazni s tri kusy* („Jusqu'à trois fois il lui fut donné de saisir sa part de chance!“). BULACHOVSKIJ Jubiläumsband S. 157 verbessert unter Verweis auf poln. dial. *kęsy* „Zahn wilder Tiere“

¹⁾ A. S. ORLOV „Sl. o p. Ig.“. Moskau 1946, S. 126f.

²⁾ Die der Editio princeps gegenüber vorgenommenen Ergänzungen wurden hier von der Unterz. eingeklammert.

³⁾ Editio princeps: *schoti ju*.

⁴⁾ Vgl. auch weiterhin unten.

zu *vinzi* (*o*)*stry kusy*, während die LA S. 458 *voznzi* bringt und *strikusy* wiederum zu ahd. *strít-akis* usw. stellt. Vermutlich muß auch diese Stelle einstweilen noch als „dunkel“ gelten.

Sollte das Kloster *Dudutki* nicht völlig gesichert sein, so würde sich JAKOBSONs Vermutung *sedu tok* NA S. 92 (man beachte auch seine Parallelen aus der Volksdichtung!) gut in den allgemeinen Zusammenhang fügen.

Obgleich nach JAKOBSON NA S. 93 *stradati* nicht mit dem Accusativ (bzw. Genitiv? M. W.) belegt zu sein scheint, bietet das von ihm vorgeschlagene *bědně* gleichfalls Schwierigkeiten hinsichtlich der hier erforderlichen Bedeutung. Unerfindlich bleibt, warum die NA 163 an *pticju gorazdu* Anstoß nimmt und einem *gorlastu* den Vorzug gibt. Man sollte sich doch nur in den äußersten Fällen zu Änderungen ganzer Wörter im Igorlied entschließen. Dieser Grundsatz wird leider auch von I. D. TIUNOV *Neskol'ko zamečaniij k „Sl. o p. Ig.“* Jubiläumsband S. 196—203 häufig nicht beachtet. In „*kopia pojut na Dunai*“ (LA S. 26 NA 167) nimmt er Anstoß an den „vokal'nyje sposobnosti“ der Lanzen und schlägt daher vor, sie zu „tränken“ (*kopia pójat'*). Daß damit auch eine Buchstabenänderung verbunden ist, stört ihn nicht. — Ohne eine ausreichende Erklärung lesen wir auch in der NA 168 *Jaroslavny m(i) sja glas slyšit'* (vgl. auch ib. S. 94).

Ein Musterbeispiel für die Unfähigkeit, ein Kunstwerk aus dem Geiste, der betreffenden Zeit heraus zu interpretieren, bieten die Bemerkungen von V. V. DANILOV über *kovylyje* in *Zametki k tekstu „Sl. o p. Ig.“* Jubiläumsband S. 204f. Aksakov und Gogol' müssen herhalten, um zum Ausdruck zu bringen, welchen Eindruck die Steppe wohl früher ausgeübt haben könnte. Der Wortgebrauch des 19. Jhs., dem zufolge ein mit *kovyl'* bewachsenes Gelände als Steppe bezeichnet wird, wird herangezogen, um die betreffende Igorliedstelle zu erklären (vgl. NA 176, LA S. 27). Zu *prysnu more polunošči* (LA S. 27, NA 184) verweist TIUNOV Jubiläumsband S. 201f. auf den Aufgesang ukrainischer Hochzeitslieder, die gesungen wurden, wenn sich die Braut auf dem Wege zur Kirche befand, also psychologisch in der gleichen Situation wie Igor' vor seiner Flucht. Hat sich aber Tiunov die Frage vorgelegt, seit wann eine kirchliche Trauung zum Volksbrauch in Rußland gehörte?

M. E. wird man auch an der alten Lesung *žaždeju jim' luči svprjaže* festhalten müssen, handelt es sich hier doch darum, daß die Bogen ihre Elastizität verloren (LA S. 27, NA 183), und nicht mit JAKOBSON *svprjaži* lesen, ein *svprjažiti* „sécher au feu, essorer, griller, brûler“ gibt dieser Stelle doch keinen eigentlichen Sinn.

Willkürlich erscheinen Unterz. die Zusätze in der NA 186: „*komon' ja v,*¹⁾ *polunoči Ovlur svisnu*“ und „*Igorju ne byt' k lěščenu*²⁾“.

Der Absatz NA 209 scheint am besten rekonstruiert zu sein in der LA S. 30: *Rek Bojan i Chodyna, Svjatoslavlja pesnotvorca starago vremeni Jaroslavlja, Ol'gova koganja choti*, wobei *choti* als Dual gefaßt wird³⁾. Statt *Chodyna* gibt

¹⁾ Die Zusätze sind von mir durch Sperrung kenntlich gemacht. M. W.

²⁾ D. AJSALOV *Zametki k tekstu „Sl. o p. Ig.“* Trudy otd. dr. -russk.-literatury Bd. IV, 1940, S. 151—158 hatte ebenso willkürlich *plěnnu* vorgeschlagen.

³⁾ Zum späten Gebrauch von *choti* als Konjunktion vgl. I. D. TIUNOV Jubiläumsband S. 202f.

JAKOBSON NA S. 95f. „*i do syna Svjatoslavlja, pes(no)tvor(e)c . . .*“, BULACHOVSKIJ Jubiläumsband S. 135, erfindet ein *nad'čnu (na Svjatoslavlja pes(no)tvorca, pesnotvorec starago vremeni . . .)*, ohne Rücksicht darauf, daß ein *nad'čnu* „begeisterte“ garnicht in die Zeit des Igorliedes paßt.

Zu erwähnen ist schließlich noch, daß bei *Slava Igorju Svjatoslavl'čju* usw. die LA S. 31 in den angeführten Personennamen mit Recht Dativformen, die NA 216 aber Vokativformen sieht. In der Annahme *a* könne im Russischen nur homogenes verbinden, hat sich JAKOBSON NA 218 auch noch entschlossen, *amin'* durch *čest'* zu ersetzen.

Auf Mazons Einwände gegen die Echtheit des Igorliedes kann hier im Rahmen eines Literaturberichtes nicht weiter eingegangen werden.

Mainz

M. WOLTNER.

Neue Veröffentlichungen über Leibniz und Rußland.

LISELOTTE RICHTER, *Leibniz und sein Rußlandbild*. Berlin 1946, Gr.-8^o, 164 S. 8 Bildtafeln, 1 Faltblatt¹).

ERNST BENZ, *Leibniz und Peter der Große*. Der Beitrag Leibnizens zur russischen Kultur-, Religions- und Wirtschaftspolitik seiner Zeit. Berlin 1947. 88 S. (Leibniz zu seinem 300. Geburtsag 1646—1946, hrsg. v. E. Hochstetter, Lieferung 2).

Das Leibnizjahr 1946 hat zwei Beiträge zum Thema „Leibniz und Rußland“ hervorgerufen, die der deutschen Lage dieser Zeit entsprechend ohne Berührung miteinander entstanden sind, beide im Kampf mit den zeitbedingten Schwierigkeiten.

Nichts Geringeres hat sich L. RICHTER vorgenommen, als „die Fülle Leibnizens geistiger Wirksamkeiten gleichsam in einem Brennpunkt zu sammeln“. Es lag nahe, als einen solchen Brennpunkt Leibnizens Verhältnis zu Rußland und seinem großen Reformator zu wählen, zumal die Versuche auf diesem Gebiet von POSSELT (1843) und GUERRIER (1873) durch Erschließung neuen Materials bereits längst überholt waren.

In einem ersten Kapitel (West-östliche Synthese: Leitmotive und philosophische Grundgedanken von Leibnizens Rußlandarbeit) wird festgestellt, daß Rußland Leibniz die schönste Erfüllung aller seiner kühnsten Träume versprach: „in dem schöpferischen Neuanfange einer vernunftgemäßen Planwirtschaft sieht Leibniz gleichsam das Idealschema der modernen Weltkultur realisierbar ohne die Hemmungen der geschichtlichen Zwangsabläufe des alten Europa“ (S. 15), oder wie es weiter unten heißt: „west-östliche Synthese wirklich gemacht in vernünftiger Planwirtschaft auf jungfräulichem Neuland“. „Zur Vermeidung eines einseitigen Eindrucks“ beeilt sich die Verf. darauf hin-

¹) Da diese Schrift von L. RICHTER mit der Berliner Akademie der Wissenschaften in Verbindung gebracht worden ist, halte ich es für meine Pflicht hier festzustellen, daß ich keine Gelegenheit gehabt habe, einen Einblick in sie vor der Drucklegung zu bekommen. M. V.

zuweisen — um es immer wieder nachdrücklich zu wiederholen —, daß Rußland in selbständigen Arbeiten sehr bald weit über das hinausgelangt ist, was Leibniz voraussehen konnte, wenn er auch bereits selbst Rußland eine durchaus aktive Rolle auf diesem Wege zugebracht hatte (S. 21, 23, 31, 54, 117, 119 Anm., 122, 123 Anm., 125 Anm., 127, 131, 139). Letzter Hintergrund für Leibnizens Rußlandinteresse, sein „grand but“, ist die Pflege der Künste und Wissenschaften zur Ehre Gottes. Dies hat er wiederholt auch den maßgebenden Männern in der Umgebung des Zaren gegenüber zum Ausdruck gebracht.

In einem kurzen Kapitel wird verfolgt, wie Rußland allmählich in das Blickfeld des Philosophen getreten ist, zunächst nur als Bindeglied zum fernen China, dann immer stärker in den Vordergrund rückt, bis Leibnizens Rußlandinteressen in der Begegnung mit Peter ihren Höhepunkt erleben. Hier ist (S. 33) die wichtige, dem Briefwechsel Kochański-Leibniz entnommene erste Äußerung Leibnizens über Peter zu finden, mit der er auf die Nachricht des Jesuiten über das aufsehenerregende Treiben des jungen Zaren reagiert: *Jucunda sunt quae de Czare Moscorum Petro narras et spem faciunt cultus humanioris etiam ad illam gentem penetraturi*. Für das erste Treffen in Torgau 1711 werden bisher wenig beachtete Quellen herangezogen, so daß hier die Darstellung über ihre Vorläufer hinausgelangt. Die persönlichen Beziehungen zu Peter d. Gr. werden über Karlsbad (1712) und Pyrmont (1716) weiterverfolgt. Erst das folgende Kapitel gibt zurückgreifend den Überblick über Leibnizens diplomatische Bemühungen für Rußland und seine Zusammenarbeit mit den Diplomaten des Zaren. Hier wird Leibniz zum Verfechter eines russisch-deutschen Bündnisses gegen die westliche Hegemonie.

Nach der politischen Tätigkeit kommt die wissenschaftliche zu Worte, zwei Gebiete, auf denen Rußland für Leibniz besondere Wichtigkeit besaß: die Sprachwissenschaft und die Untersuchung über die Abweichung der Magnetnadel. Seine Einteilung der Sprachen wird ausführlich dargestellt und am Schluß des Werkes in Tafelform zusammengefaßt.

Die beiden letzten Kapitel gehören inhaltlich zusammen. Nachdem die Entwicklung der Gedanken Leibnizens über das Schulwesen kurz behandelt worden ist, wobei auf den engen Zusammenhang seiner Pläne mit dem Akademiegedanken hingewiesen wird, wendet sich die Verf. dem Höhepunkt der Tätigkeit Leibnizens im Dienste Rußlands zu, seinen Akademieplänen und seinem Anteil an der russischen Verwaltungsform. Die Idee der Akademie ist der Zentralgedanke aller seiner Bildungspläne. Hier wird mit Nachdruck betont, daß Leibnizens Pläne uns in erster Linie als Quelle zur Erkenntnis seines geistigen Wesens wichtig sind und es weniger darauf ankommt, welche bleibenden Wirkungen in der Praxis nachzuweisen sind. Die Akademie-Denkschrift von 1716 wird zum großen Teil abgedruckt und danach wird festgestellt, was aus dem Gedankengut Leibnizens acht Jahre später bei der Gründung der Petersburger Akademie übernommen worden ist. Daran anschließend geht die Verf. etwas überraschend zur Untersuchung einer Denkschrift über die Einführung des Kollegialsystems in Rußland über und weist an inneren Kriterien die Autorschaft Leibnizens für dieses Schriftstück nach, glaubt es sogar bis in die Tage der Torgauer Begegnung 1711 zurückdatieren zu können.

Als Anhang wird eine listenmäßige Zusammenstellung der Rußland-Manuskripte des Leibniznachlasses geboten.

Die anspruchsvolle Aufmachung, der Anlaß und die Tatsache der Herausgabe durch die Berliner Akademie fordern die Anlegung eines strengen Maßstabes bei der Betrachtung dieses Werkes. Leider hält manches der Kritik nicht stand. Als erstes fällt beim Durchblättern der Kapitel die sparsame Verwendung von Quellenzitaten auf. Nimmt man hierzu einige Bemerkungen im Text, in denen von den Leibnizhandschriften der Bibliothek in Hannover gesprochen wird — der Briefwechsel sei z. B. Korrespondenz für Korrespondenz durchgesehen worden —, so erhält man zunächst den Eindruck, hier sei im wesentlichen aus den archivalischen Quellen gearbeitet worden. Vor allem fehlen beim Abdruck von Dokumenten meist die Herkunftsangaben. Nun wird aber im Anhang (S. 145) kurz auf die Katalogwerke von EDUARD BODEMANN hingewiesen, und vertieft man sich in diese, so erkennt man, daß die Zitate oft aus ihnen stammen, so S. 14f., 46, 51, 55; S. 443 sogar offensichtlich trotz der Angabe „aus dem Manuskript“ und S. 47 sogar einschließlich eines verbindenden Textsatzes. Aufmerksam geworden sucht man die anderen Zitate und Schriftstücke und findet die meisten bei GUERRIER. S. 51 müßte die ausgelassene Anmerkung 7 (vielmehr 9a) „Guerrier S. 270“ heißen. Einzelnes steht im Briefwechsel mit Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, hrsg. v. ROMMEL (Frankfurt 1847) — S. 29, mit Leonhard Frisch, hrsg. v. L. H. FISCHER (Berlin 1896) — S. 78, mit Anton Ulrich von Braunschweig, hrsg. von E. BODEMANN (Hannover 1888) — S. 70. Es wäre angebracht gewesen, darauf hinzuweisen, daß der S. 64 zitierte Brief an Anton Ulrich bei BODEMANN fehlt (Guerrier S. 170). Der Brief an Landgraf Ernst (S. 29) ist natürlich nicht 1697, sondern 1690 geschrieben.

Kehren wir zu den äußeren Merkmalen zurück und stellen wir fest, daß die Signaturen des Leibniz-Nachlasses höchst ungenau gegeben werden. So muß es statt Ms XXIII Bl. . . ., stets heißen: Ms XXIII, 1749, Bl. . . Die photographische Textwiedergabe S. 76/77 muß die Signatur Ms IV 441a Bl. 1—2 tragen. Das Zitat S. 17 Anm. ist unverständlich, ebenso im Anhang beim Briefwechsel Ferguson die letzte Zeile. Aus dem Abkürzungsverzeichnis vor den Manuskriptlisten S. 147 geht hervor, daß sich die Verf. über die Einteilung des Leibniznachlasses und der BODEMANN-Kataloge nicht ganz klar ist.

Zu diesem Anhang müssen ebenfalls einige Feststellungen gemacht werden. In der Literaturübersicht fehlen die obengenannten Briefausgaben sämtlich, auch BODEMANNs Kataloge, ein Grund mehr, sie im Text zu zitieren. Im Verzeichnis der Korrespondenten wird diese Versäumnis z. T. nachgeholt, nicht jedoch bei Frisch und Wolff, und auch bei Kochański fehlt hier der entsprechende Vermerk. Hier vermißt man ferner eine Identifizierung der beiden Lefort und des H. W. Ludolf (zu diesem vgl. K. BITTNER, *Slavica* bei Leibniz, S. 69). Im Text S. 79 wird dieser zudem G. W. Ludolf genannt, was durch die Abkürzung der russischen „Genrich Vil’gel’m“ bei Guerrier S. 24 zu erklären ist. Vor allem fehlen aber unter den Korrespondenten die Fürstlichkeiten, so Landgraf Ernst und Anton Ulrich (bei BODEMANN im Anhang).

Zweimal werden die Dokumente als Anhang zu Kapiteln abgedruckt, die russische Bestellung für Leibniz in ihren verschiedenen Fassungen und ein Briefentwurf an Stefan Javorskij von 1712. Hier wird ein recht verworrenes und unübersichtliches Druckbild geboten. Zudem ist ein Fehler im Text (S. 56) im Druckfehlerverzeichnis falsch berichtet. Auch andere Textstellen weisen Ungenauigkeiten auf (S. 51, 56).

Der Druckfehlerteufel hat sich so breit gemacht, daß einzelne Texte (so der lateinische S. 30) schwer verständlich werden. Die Berichtigung am Schluß gibt nur eine willkürliche Auswahl.

Auch wo die Verf. von Zuständen und Personen in Rußland spricht, zeigt sich eine Unsicherheit, die zu Ungenauigkeiten führt. Die Aufzählung der kulturellen Errungenschaften unter Peter d. Gr. (S. 41 Anm.) wirkt als unharmonischer Einschub, ebenso die Anmerkung über Lomonosov (S. 131), die durch Betonung von völlig Nebensächlichem (Beförderung zum Kollegienrat und Staatsrat) in Erstaunen setzt.

Im Kapitel „Leibniz als Slavist“ folgt die Verf. schon von S. 76 an viel genauer K. BITTNER, als aus der Zitierung hervorgeht: dieser Gewährsmann wird anläßlich der Torgauer Begegnung (S. 47 u. 49) erwähnt, dann aber erst S. 86 im Text mit einem kurzen wörtlichen Zitat genannt. BITTNER bringt auch (S. 135) die S. 136 wiederholte Überlieferung über die Kollegiendenkschrift. Er kennt auch den schon von BODEMANN festgestellten Slowaken Zabany, ebenso nennt er den nach Ansicht der Verf. „ganz vergessenen“ Leonhard Frisch. JAGIĆ (*Istorija slavjanskoj filologiji*) war der Verf. leider nicht zugänglich; auch dort wird nach Leibniz (S. 61), Sparvenfeld und H. W. Ludolf dieser Berliner Sprachforscher behandelt.

Auch dem Aufsatz von D. ČYŽEVSKYJ, *Der Kreis A. H. Frankes und seine slavistischen Studien* (Zschr. f. slav. Philol. 16, 1939, S. 16—68) hätte nicht Unwichtiges zum Thema entnommen werden können. Insbesondere ist dort die Persönlichkeit Heinrich Wilhelm Ludolfs (1655—1711) ausführlich gewürdigt. Schon seit 1702 wurden in Halle russische Studien getrieben!

Bei der Wiedergabe der Leibnizschen Gliederung der Sprachen, die dann im Anhang auf einem „Stammbaum“ (richtig Stammtafel) übersichtlich dargestellt wird — ein Gedanke, der heute für solche Darstellungen naheliegt —, kann sich die Verf. nicht entscheiden, ob sie Scythen und Celten oder Skyten und Kelten schreiben soll. Sie erklärt auch nicht, was sie unter „Livländern“ versteht (das lateinische Libones/Livones in Leibnizens *Brevis designatio* wird bei BITTNER richtig in Liven übersetzt).

Man muß berücksichtigen, daß das Manuskript im Winter 1945/46 unter schwierigsten Arbeitsbedingungen, in einer Zeit, als noch kaum wieder Literatur zugänglich war, entstanden und im Frühsommer 1946 vorgelegt worden ist. Es wäre die Frage zu stellen, ob angesichts dieser Schwierigkeiten ein mit solchen Ansprüchen auftretendes Werk erzwungen werden mußte, ob nicht vielmehr eine Beschränkung oder ein weiteres Abwarten der Sache besser gedient hätte. Nur zu leicht werden die Mängel auch die Beurteilung der beachtenswerten Einzelergebnisse dieser Untersuchung beeinflussen.

Unter wesentlich anderen Bedingungen ist der zweite Beitrag zum gleichen Thema gleichzeitig in Marburg entstanden. BENZ stellt sich die Aufgabe nachzuweisen, daß bei Leibniz „die Begegnung mit Rußland in der Gestalt Peters des Großen zu einem der stärksten Impulse seiner Bildungs- und Reformideen wurde und in ihm ein Sendungsbewußtsein erweckt hat, das sich mit seiner Auffassung von der Sendung Peters des Großen auf eine eigentümliche Weise verquickte, das ihn zwang, seine Pläne zur Bildung des Menschengeschlechtes auf den gesamten eurasischen Raum auszudehnen und das ihn zu einer letzten Steigerung seiner selbstlosen Hingabe an den Dienst an der Menschheit führte“.

Dieser Zielsetzung entsprechend geht nun auch Benz von Leibnizens erster Äußerung über Ostprobleme, von seiner Schrift zur polnischen Königswahl 1669 aus, stellt dann aber das Verhältnis Leibniz-Peter in den Mittelpunkt der Betrachtung. Er hat sein Ziel unseres Erachtens sehr wohl erreicht, und oft läßt die Darstellung dieser im wesentlichen doch einseitig gebliebenen „Beziehungen“ die dramatische Spannung fühlen, die die Berührung zweier Männer von solchem Format erzeugt hat.

An dem Erlebnis der Gestalt Peters lernt Leibniz um (Kap. 2): er sieht einen „Heros“ am Werk, der die Barbaren der Zivilisation und Bildung zuführt. Auch Benz streift (S. 8) den Heros-Begriff bei Leibniz, den L. Richter (oben S. 42) mit weiteren Quellenstellen belegt hat. Über das erste Zusammentreffen mit Peter in Torgau fehlen dem Verf. leider die Unterlagen des erstbehandelten Werkes; er verlegt es in das Jahr 1710. Von den späteren Begegnungen in Karlsbad und Pyrmont wird geschwiegen (Kap. 3). Doch die Leitgedanken Leibnizens sind klar herausgearbeitet: wie bei ihm allmählich der Gedanke Platz greift, daß nur er der Mann für Peters Reformideen sei, wie sich das Selbstbewußtsein zum Bewußtsein seiner Sendung verdichtet, das sich der Vorstellung von Peters Sendung überlagert (Kap. 4).

Die religiösen Fragen nehmen verständlicherweise einen weit breiteren Raum ein als bei L. Richter. Dort war ihre starke Betonung unangebracht, hier war zu erwarten, daß sie ihren Platz erhalten würden: die irenischen Ideen Leibnizens, die sich wie ein roter Faden durch sein Lebenswerk hinziehen (Kap. 6), die Kreuzzugs-idee vom gemeinsamen Kampf gegen den Feind der Christenheit (Kap. 7), die Missionsbestrebungen (Kap. 9). Die schon S. 6 Anm. 11 geäußerte Vermutung, Grimaldi sei es gewesen, der Leibniz 1689 in Rom über die Chinamission unterrichtet habe, kann Rez. aus eigener Kenntnis der noch ungedruckten Leibnizstücke dieses Jahres bestätigen.

Gebührende Beachtung hat der Vorschlag des Michael Heineccius und der Berliner Societät der Wissenschaften (so und nicht Akademie wäre sie richtiger zu nennen) gefunden, eine akademische Filiale in Moskau zu errichten. Der Fall zeigt Leibnizens Haltung in wunderbarer Klarheit. Guerrier hat die Quellen geboten (sogar das Berliner Sitzungsprotokoll) — trotzdem geht Harnack (Geschichte der Pr. Akademie der Wissenschaften I, 186) mit einem Satz über die Angelegenheit hinweg, und L. Richter (oben S. 123) hat sie in falschem Lichte dargestellt.

Geographische Forschung, Sprachforschung und Schulpläne (Kap. 8 und 9) haben den ihnen gebührenden Platz erhalten. Zwei Abschnitte aber (5 und 10) zeigen, daß Leibniz, der im Falle Heineccius so klar gesehen hatte, bei der Betrachtung Rußlands doch von falschen Voraussetzungen ausging. Rußland war für ihn eine tabula rasa. Immer wieder begegnet bei ihm diese Formulierung. Daß er unter dem Eindruck stand, Peters Allmacht kenne keine Grenzen und habe keine ernstlichen Widerstände im Lande zu bekämpfen, war die Folge der einseitigen Unterrichtung durch die Korrespondenten aus dem nächsten Mitarbeiterkreise des Zaren. Daneben kannte Leibniz nur noch Reisende, die das Land kurz besucht hatten. Die einzige kritische Stimme unter diesen, die des brandenburgischen Diplomaten Reyser, ließ er unbeachtet. So wußte Leibniz vom vorpetrinischen, kirchlich geformten Rußland nichts. Die Tragik seiner Bemühungen um Peter und um Einflußnahme auf den Gang der Reformen liegt in diesen falschen Voraussetzungen.

Es sei erlaubt, wie üblich auch hier einige Versehen zusammenzustellen. Winius (nicht Winnius) war nicht Kanzler (S. 7); er kann auch nicht als Holländer gelten, da er als Sohn eines „Neubekehrten“ in Moskau geboren ist. Huyssen war nicht Kriegsminister (S. 8), sondern, wie später richtig gesagt wird, Kriegsrat. Minzloss (S. 21 Anm. 37) ist wohl nur ein Druckfehler für Minzloff. Für Saltzdahl (S. 26) wäre wohl besser Salzdahlum zu schreiben. Großfürstin Sophia war nie Zarin, sondern nur Regentin (S. 65). Das Mitglied der Berliner Societät hieß Achenbach, nicht Aschenbach (S. 73). Naryškin war nicht Graf. Bei der Aufzählung der russischen Gewährsleute Leibnizens (S. 85) ist zu bedenken, daß Lanczyński Pole, Areskine Schotte (aus der Familie Erskine) war, dagegen Blumentrost und Bruce in Moskau geborene Ausländer sind. Hinter „Fürst Bussi“ (S. 73 Anm. 155) verbirgt sich Graf Ivan Aleksejevič Musin-Puškin, 1710—17 Chef des Klosteramtes.

Die vorliegende Untersuchung ist ein Beispiel dafür, wie wertvolle Ergebnisse schon allein durch Auswertung der Quellenabdrucke und der Spezialliteratur erzielt werden können, wenn der Zugang zu neuem Quellenmaterial durch die Zeitverhältnisse versperrt ist. Der Verf. hat, wie er ausdrücklich betont, hauptsächlich aus den von Guerrier veröffentlichten Stücken schöpfen müssen; selbst der Briefwechsel Kochański-Leibniz war ihm nicht zugänglich. Freuen wir uns, daß das Leibnizjahr uns nachträglich dieses gedankenreiche, wenn auch in ein anspruchsloses Gewand gekleidete Heft geschenkt hat.

Berlin.

E. AMBURGER.

GYULA MORAVCSIK, *Byzantinoturcica*. 2 Bde., Bd. I: *Die Byzantinischen Quellen der Geschichte der Türkvölker*, Budapest 1942, 8°, 379 S. Bd. II: *Sprachreste der Türkvölker in den byzantinischen Quellen*, Budapest 1943, 8°, 326 S. + 3 Tafeln (= Magyar-Görög Tanulmányok Bd. 20 und 21).

Diese große Veröffentlichung des rührigen Budapester Byzantinisten konnte von uns früher nicht besprochen werden; wegen ihrer großen Bedeutung für die slavische Altertumskunde ist aber eine Anzeige auch jetzt noch angebracht. Seit langem vermißte die Slavistik eingehendere Untersuchungen über die in vorosmanischer Zeit ins Slavische eingedrungenen turkotatarischen Lehnwörter. MIKLOSICS „Türkische Elemente“ bedurften einer Ergänzung auf Grund der später bekannt gewordenen alttürkischen Funde, sowie unserer sehr erweiterten Kenntnisse älterer slavischer Sprachdenkmäler. Auch die bedeutend vertiefte Kenntnis des Tschuwaschischen muß heute eine Neubearbeitung der mit dem turkotatarischen Einfluß zusammenhängenden Fragen aussichtsvoll erscheinen lassen. Erfolgreich kann aber diese neue Untersuchung nur sein, wenn der Versuch gemacht wird, die sprachlichen Verschiedenheiten zwischen Hunnisch, Protobulgarisch Awarisch, Chazarisch, Pečenegisch usw. zu erfassen. Da von diesen Sprachen so überaus wenig Reste erhalten sind, war es seit langem ein Bedürfnis der Wissenschaft, alle in lateinischen oder griechischen (byzantinischen) Quellen

erhaltenen Sprachreste dieser Türkvölker zu sammeln. Soweit solche bei den Byzantinern vorliegen, sind sie nun in der gründlichen Monographie G. MORAVCSIKS bequem zu übersehen.

Der I. Band bespricht in Kap. I das Verhältnis von Byzanz zu den Türkvölkern (S. 18—70). In Kap. II werden die untersuchten byzantinischen Quellen besprochen. Die beiden Unterabteilungen dieses Kapitels heißen: 1. Charakteristik der Quellen (S. 70—84), 2. Methodik der Quellenforschung (S. 84—98). Es folgt das Hauptstück über die einzelnen Quellen (S. 98—367). Hier finden sich viele Bemerkungen, die auch ein Historiker slavischer Völker gebrauchen kann, der die byzantinischen Quellen für seine Wissenschaft benötigt, ebenso wird jeder Slavist, der sich für slavische Sprachreste bei den Byzantinern interessiert, aus dieser ausführlichen Übersicht viel lernen können. Verfügt doch der Verfasser über eine erstaunliche Kenntnis der Texteditionen, der handschriftlichen Überlieferung, um deren Feststellung er sich in jahrelanger Arbeit auch an Handschriften bemüht hat, und der umfangreichen Fachliteratur, nicht nur in den bekannten Welt-sprachen, sondern auch der slavischen (besonders russischen), neugriechischen, ungarischen usw. Ich bedauere, daß diese Übersicht MORAVCSIKS nicht fertig vorgelegen hat, als ich meine „Slaven in Griechenland“ (Berlin 1941) schrieb. Meine Arbeit wäre mir durch sie wesentlich verkürzt und erleichtert worden, auch wäre sie viel vollständiger geworden. Umgekehrt ist es für mich erfreulich zu sehen, daß meine Materialsammlung bei ihm Berücksichtigung findet.

Der II. Band bietet in einer Einleitung drei Unterabschnitte: 1. Charakteristik der Sprachreste, 2. Sprachliche Überlieferung, 3. Schriftliche Überlieferung. Dann kommt das für den Philologen wichtigste Stück: Sprachreste (S. 59—293) mit alphabetisch geordneter Aufführung aller Wörter und Namen turkotatarischer Herkunft bei den Byzantinern, sowie mit Verweisen auf die Behandlung dieser Stellen in der Fachliteratur. Ein Anhang bespricht die in nichtgriechischer Sprache abgefaßten Quellen (S. 295—301). Die Übersichtlichkeit der Untersuchung wird erhöht durch die folgenden Wörterverzeichnisse mit I. Analytischer Übersicht des griechischen Materials, II. Index der türkischen, bulgarischen, ungarischen und sonstigen Formen (S. 302—321). Den Abschluß bilden Ergänzungen und Berichtigungen zum I. Bande.

Bei einer so umfangreichen Übersicht ist es nur zu begreiflich, daß ein Fachmann zu vielen Einzelfragen seine Bemerkungen machen kann. Besonders bedauere ich es, daß das umfangreiche Wörterverzeichnis mit seinem genauen Stellennachweisen nicht systematisch zu einem etymologischen Wörterbuch der turkotatarischen Sprachreste ausgebaut worden ist. In nicht wenigen Fällen ist die turkologische Deutung bei MORAVCSIK vorhanden, aber zahlreich sind auch die Fälle, wo nur der Hinweis auf einen die Deutung enthaltenden Aufsatz MARQUARTS, NÉMETHS und anderer geboten wird, und der Leser muß erst die betreffende Stelle selbst nachschlagen, um sich über sie ein Urteil zu bilden.

In der Einleitung zu Bd. I (S. 28) wird den unwissenschaftlichen Vergleichen einiger bei HERODOT vorkommenden Namen, wie des Hyperboreers Ἀβάρης (von den Awaren abgeleitet!), der Ἀγάζυρσοι als *Akatziri* (*Agačäri*) usw.

usw. mit türkischen Wörtern zu viel Ehre angetan, indem sie in dem sonst besonnenen Werk erwähnt werden. Verf. setzt zwar dazu ein Fragezeichen, aber es hätte die Unwissenschaftlichkeit solcher Versuche schärfer hervorgehoben werden müssen, die darin besteht, daß ganz vereinzelte Namen aus weit voneinander abliegenden Gegenden für türkisch erklärt werden, während sonst z. B. bei den Ἀγάρδοι nicht die geringste Möglichkeit einer Anknüpfung an Türken vorliegt, wohl aber gute Gründe bestehen, sie für Thraker zu halten. Vor den Hunnen gibt es keine Turkotataren westlich des Ural.

In Bd. II (S. 296) wird die bekannte Donaubulgarische Fürstenliste aus dem Ellinskij Lětopisъ besprochen. Verf. sieht darin die slavische Übersetzung eines griechischen Originals. Mit dieser auch sonst schon geäußerten Ansicht kann ich mich nicht befreunden, weil die Art der Wiedergabe turkotatarischer Laute sie ausschließt. Woher denn die *š*, *č*, wenn man sich nach einer griechischen Niederschrift richtete? Es könnte nicht *šegora včemъ* oder *tekučitemъ*, *dvāšextemъ*, *kormisošb* usw. heißen, weil die Byzantiner hier σ und τσ (τζ) hätten schreiben müssen. Trotz solcher Einwände sind wir dem Verfasser für sein wertvolles Werk sehr dankbar, das der Erforschung der turkotatarischen Sprachreste einen mächtigen Auftrieb geben muß und zu den Werken gehört, die viel öfter noch benutzt werden müssen, als sie zitiert werden könnten, da man durch sie an die Quellen herankommt. Zu seinen Verdiensten hat Herr MORAVCSIK auch noch ein weiteres hinzugefügt, indem er in den „Magyar-Görög Tanulmányok“ Bd. 24 die Untersuchung von M. GYÓNI „Die Streudenkmäler der ungarischen Sprache in griechischen Texten“ (Budapest 1943) anregte und veröffentlichte. Wann werden wir ähnliche fleißige Sammlungen der slavischen Sprachreste (Personennamen) bei den Byzantinern und Mittellateinern erhalten oder der slavischen Wörter und Namen im mittelhochdeutschen Schrifttum? Die slavische Sprachforschung und Altertumskunde bedarf dringend solcher Arbeiten.

Berlin-Nikolassee.

M. VASMER.

GEORGE VERNADSKY und MICHAEL KARPOVICH, A history of Russia. Bd. I: Ancient Russia. Bd. II: Kievan Russia. New Haven 1946 und 1948. 8°, 425 S. und 412 S.

Die von Vernadskij und Karpovič in Angriff genommene Gesamtdarstellung der russischen Geschichte soll ein umfangreiches, 10-bändiges Werk werden. Vernadskij bearbeitet die ersten sechs Bände, welche die Zeit von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jhs. behandeln sollen, Karpovič will im Anschluß daran die Darstellung bis zur Gegenwart fortführen. Bis jetzt liegen die beiden oben angezeigten Bände vor. Das Gesamtwerk wird bei seinem Abschluß die umfangreichste russische Geschichte sein, die bisher außerhalb Rußlands erschienen ist.

Die Verfasser weichen in ihrer Auffassung der russischen Geschichte grundsätzlich von der der russischen Historiker in vorrevolutionärer Zeit ab. Während diese nur die historische Entwicklung der Russen bzw. Ostslaven zum

Gegenstand ihrer Darstellung machten, also wirklich russische Geschichte schrieben, sprengen Vernadskij und Karpovič bewußt diesen Rahmen und wollen ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden „to the history of the component parts of the Russian Empire, both before and after their unification under a single political authority“ (I, S. V/VI). Daher wird im ersten Bande auch die Vorgeschichte Sibiriens berücksichtigt. Für die Verfasser bedeutet dieses Verfahren nicht ein Zusammenfügen innerlich nicht zusammengehöriger Vorgänge, sondern entspricht ihrer Vorstellung von Rußland (in seiner gegenwärtigen Ausdehnung) als einer besonderen Welt, die schon vor dem staatlichen Zusammenschluß in mancher Hinsicht eine Einheit bildete. Es sind Gedankengänge der Eurasier, die hier zum Vorschein kommen. Vernadskij ist ja bekanntlich einer der führenden Männer dieser Richtung gewesen. Die vorliegende russische Geschichte entspricht, was den Umfang des zu berücksichtigenden Stoffes anbelangt, den sowjetrussischen Darstellungen, die sich allerdings nicht mehr russische Geschichte nennen, sondern Geschichte der UdSSR, aber damit die Geschichte der Völker der UdSSR meinen. Über die Fruchtbarkeit einer solchen Betrachtungsweise kann man streiten, denn vor der politischen Vereinigung der verschiedenartigsten Völker und Landschaften unter der Herrschaft der Zaren fehlte — das kann man nicht hinwegreden — die Kraft, welche die einzelnen Bestandteile des früheren russischen Reiches u. der heutigen Sowjetunion einem gemeinsamen historischen Prozeß unterwarf. Es kann daher vor dieser Zeit nicht mehr geben als ein Nebeneinander verschiedener Geschichtsprozesse, das sich aber kaum unter dem Titel einer Geschichte Rußlands abhandeln läßt.

Eine eingehende Besprechung des ersten Bandes wäre Aufgabe eines Linguisten und Prähistorikers. In „The American Slavic and Eastern European Review“ (Bd. V, Heft 1—2, 1946) hat Richard N. Frye eine ganze Reihe linguistischer Argumente Vernadskijs einer strengen Kritik unterzogen. Aber auch der Nichtphilologe erkennt, daß die sprachwissenschaftliche Beweisführung bei Vernadskij nicht selten falsch oder wenigstens zweifelhaft ist, abgesehen von ganz abwegigen Etymologien, wie z. B. der Ableitung von *car'* und *smerd* aus dem Iranischen. Durch die Unzulänglichkeit in philologischer Hinsicht wird der Wert gerade des ersten Bandes erheblich beeinträchtigt.

Nicht viel besser steht es mit der Auswertung der dürftigen, für die Frühzeit zur Verfügung stehenden Quellen. Das sei an einem einzelnen Fragenkomplex aufgezeigt. In Vernadskijs Konstruktion der russischen Frühgeschichte nimmt das Gebiet am unteren Don und am Asowschen Meer einen besonders wichtigen Platz ein. Im ersten oder zweiten nachchristlichen Jahrhundert erschienen hier, so heißt es bei Vernadskij, die *Alanen*, ein sarmatischer Stamm. Der Verfasser behauptet nun, daß auch unter den *Anten* und *As Alanen* zu verstehen, daß also *Anten-Alanen-As* verschiedene Namensformen für ein und denselben Volksstamm seien. Er gelangt zu dieser Ansicht zum Teil mit Hilfe willkürlicher Erklärungen und Ableitungen der genannten Völkernamen. Durch den Eroberungszug der Alanen am Asowschen Meer und am Unterlauf des Don, so lesen wir weiter bei Vernadskij, kam auch slawische Bevölkerung unter alanische Herrschaft. Die unterworfenen Slaven haben nach Ansicht des Verfassers den Namen ihrer Besieger angenommen. So sei es zu verstehen, daß Prokop die Anten als slavischen Stamm aufführt. Bei ihm

seien, mit anderen Worten, die Anten „Aso-slavs“. Mit dem Komplex Alanen-Anten-As verbindet Vernadskij auch noch den Namen *Rus'*. Er setzt dabei *Rus'* (Põs) = „Rukhs-As“-Roxolanen und sieht darin die Bezeichnung für „an Antic clan“ (I, S. 258).

Für die weiteren Geschicke des Gebietes am Asowschen Meer ist nach Vernadskij das Erscheinen der Varäger von entscheidender Bedeutung geworden. Diese müssen, so lesen wir, schon vor 700 n. Chr. zwischen der oberen Wolga und der Oka „the Rostov-Suzdal region“ erobert haben. Von hier gelangten die Varäger um 730 an den oberen Donec, wo sie auf die Magyaren stießen. Die von den Magyaren bedrückte einheimische Bevölkerung, die „Donets As“, verbündete sich mit den Varägern gegen den gemeinsamen Gegner. „We may¹⁾ assume that when news came of the Varangians' appearance in the upper Donets region and their liberation of the Donets As from the Magyars, the Azov As and Rukhs-As (Rus) must have been eager in their turn to beg the assistance of the Varangians against the Arabs (around A. D. 739). In such a case we may perhaps admit that this was the first instance of the «calling of the Varangians» for help by the Slavs, an event which tradition refers to a much later date - i. e. to A. D. 862“ (I, S. 273). Die Varäger (Vernadskij sagt an dieser Stelle, es seien Schweden gewesen), die nunmehr im Gebiet am Asowschen Meer Fuß faßten, erlangten die Herrschaft über die „native tribes of the As and Rukhs-As (Rus)“, verschmolzen mit diesen, übernahmen deren Namen „and themselves became known first as the As and then as the Rus“ (I, S. 274). Den Varägern gelang es, so meint der Verfasser, einen Staat am Asowschen Meer zu organisieren und die seit dem 7. Jh. bestehende Abhängigkeit der „Azov As and Rus“ von den Chazaren zu beseitigen, und der Herrscher der Rus' am Asowschen Meer nahm daraufhin den Titel Kagan an (um 825). Das Zentrum dieses Reiches, des russischen Kaganates, vermutet Vernadskij bei Tmutorokan'. Die Rus' am Asowschen Meer ist in dem Schema Vernadskijs die Vorläuferin der Kiever Rus'.

Für diese vom Verfasser entworfene Skizze der politischen Ereignisse im Gebiet am Asowschen Meer während des 8. und 9. Jhs. gibt es nun aber keinen auch nur einigermaßen zuverlässigen Quellenbeleg. Arabische Berichte sprechen lediglich von einem russischen Kagan und einer Rus', bleiben uns aber eine genauere geographische Beschreibung schuldig, so daß bis zum heutigen Tage die Frage umstritten ist, wo wir diese Rus' zu suchen haben. Die einen mit PLATONOV an der Spitze haben die Meinung vertreten, das russische Kaganat habe im Norden Rußlands gelegen, im Gebiet von Novgorod, andere Forscher, wie P. P. SMIRNOV und ODINEC, verfechten die These, daß diese Rus' zwischen der oberen Wolga und der Oka, im „russischen Mesopotamien“, gelegen haben müsse. Vernadskij entscheidet sich für die bereits referierte dritte Möglichkeit und reiht an diese Ausgangsthese eine Reihe weiterer Vermutungen. Auf diese Weise entsteht vor dem Leser ein erstaunlich genaues Bild der politischen Verhältnisse im Gebiet am Asowschen Meer. Für die Art und Weise, wie sich Vernadskij über quellenkritische Bedenken hinwegsetzt, ist seine Interpretation der entsprechenden Stellen in KONSTANTIN PORPHYROGENNETOS' Schrift: *De administrando imperio* bezeichnend. In den

¹⁾ Sperrungen in den Zitaten stammen vom Rezensenten.

Kapiteln 10 und 11 beschäftigt sich diese mit den Verhältnissen im Gebiet am Asowschen Meer, verwendet aber in diesem Zusammenhang niemals den Namen 'Ρῶς. Konstantin gebraucht ihn dagegen für die Varäger im ostslavischen Gebiet von Kiev bis Novgorod. Vernadskij erklärt diese Tatsache damit, daß Konstantin Porphyrogennetos im ersten Falle auf die Verwendung des Namens 'Ρῶς verzichtet habe, „in order to prevent confusion“ (I, S. 286). Vernadskijs Darstellung gehört — so darf man zusammenfassend zum Kapitel „The Norsemen and the Russian Kaganate“ feststellen — in die Reihe der seit dem 18. Jh. zu verzeichnenden vergeblichen Versuche, die Existenz einer Rus' in Südrußland vor der Unterwerfung des Novgoroder Gebietes durch die Varäger zu beweisen. Auch die Ansicht, daß Rus' und Roxolanen in etymologischem Zusammenhang stünden, ist nicht neu, sondern schon im vorigen Jahrhundert von ILOVAJSKIJ und ANTONOVYČ vertreten worden.

Im folgenden Kapitel (The background of Kievan Russia) bemüht sich der Verfasser, seine These vom russischen Kaganat am Asowschen Meer mit der um die Mitte des 9. Jhs. erfolgten Begründung der varägisches-russischen Herrschaft in Novgorod und später in Kiev in Einklang zu bringen. Während die Chasaren in der ersten Hälfte des 9. Jhs. eine Einkreisungspolitik gegen das russische Kaganat am Asowschen Meer betrieben und die Herrschaft über die in Südrußland wohnenden ostslavischen Stämme (Poljane, Severjane und Vjatiči) erlangten, so lesen wir bei Vernadskij, verstärkte sich der varägische Druck auf Nordrußland. Um die Mitte des 9. Jhs. faßte „a community of Swedish merchants“ Fuß im Gebiet des Ilmensees. Das Zentrum dieser varägischen Niederlassung sei Staraja Rusa gewesen. Die schwedischen Kaufleute am Ilmensee unterhielten, so erklärt Vernadskij, Handelsbeziehungen zum russischen Kaganat am Asowschen Meer und wurden infolgedessen durch die chasarischen Maßnahmen gegen die südliche Rus' geschädigt. Auch in diesem Zusammenhang läßt sich der Verfasser bei der Interpretation der Quellen wieder übermäßig stark von seiner Phantasie leiten. „The news of the Khazar pressure on the Russian Kaganate must have been brought to North Russia first of all by the Russian envoys who were prevented by the Byzantine Government from returning to the kaganate in 839 and were sent to Germany instead; whence, we may imagine, being eventually released by Emperor Louis, they went to Sweden and then possibly to Staraja Rusa“ (I, S. 334). Dieser Darstellung liegt natürlich der Bericht der Annales Bertiniani über das Erscheinen normannischer Gesandten (eos gentis esse Sueonum) bei Ludwig dem Frommen in Ingelheim zugrunde, die von ihrem rex, „Chacanus vocabulo“, zum byzantinischen Kaiser geschickt worden waren, aber dann nicht mehr auf direktem Wege in ihre Heimat hatten zurückkehren können und darum zusammen mit byzantinischen Gesandten ins Frankenreich weitergeleitet worden waren, damit sie von dort in ihr Land gelangten. Es ist in diesem Bericht der Annalen beim besten Willen kein Anhaltspunkt dafür zu entdecken, daß die normannischen Gesandten über die von Vernadskij vermuteten Vorgänge am Asowschen Meer in Nordrußland berichtet haben. Bei solch einer Art der Interpretation kann es kaum noch eine Quellenstelle geben, die sich nicht in die Konstruktion Vernadskijs einfügen läßt. Die schwedischen Kaufleute in Nordrußland, so fährt dann der Verfasser in seiner Darstellung fort, waren

bestrebt, die Verbindung mit dem russischen Kaganat am Asowschen Meer wiederherzustellen und zu diesem Zweck einen Feldzug gegen die Chasaren zu unternehmen. Da die eigenen Kräfte nicht ausreichten, bemühte man sich um Unterstützung von auswärts. „This must have been the main cause of the «calling of the Varangians»“ (I, S. 336). Die Rus', von der die *Povest' vremennych let* spricht, identifiziert Vernadskij mit den Dänen, und Rjurik ist nach seiner Ansicht ein jütländischer Fürst gewesen, der Rustringen in Friesland als Lehen besessen hat. Hier greift der Verfasser eine alte Theorie auf, nämlich die von der friesischen Herkunft der Rus' (vgl. Hollmann: Rustringen, die ursprüngliche Heimat des ersten russischen Großfürsten, Bremen 1816; diese Arbeit wird merkwürdigerweise von Vernadskij nicht zitiert). Von Rustringen ist nach Ansicht des Verfassers der von der *Povest' vremennych let* gebrauchte Name Rus' abzuleiten. „The name Rus in its original meaning of the southern Rus, those of the Russian Kaganate, was sufficiently familiar in Novgorod by the time of Riuriks arrival, and it may now have been used instead of the lengthy Rustringen“ (I, S. 339). Damit kommt Vernadskij zu der Annahme, daß zwei Rus' existiert haben: „the old Swedish Rus of the Russian Kaganate and the Friesian Rus of Riurik“ (I, S. 339).

Rjurik hat nach Vernadskijs Auffassung die Hoffnungen, die man auf ihn und seine Mannen setzte, nicht erfüllt. Er hat keinen Vorstoß nach Süden unternommen. Das taten aber, aus eigener Initiative, Askold und Dir. Askolds Ziel sei dabei gewesen, die Verbindung mit dem russischen Kaganat am Asowschen Meer wiederherzustellen — eine reine Vermutung Vernadskijs, da man noch nicht einmal mit Sicherheit sagen kann, ob Askold und Dir wirklich historische Personen gewesen sind.

Eine neue Epoche der russischen Geschichte wird nach Vernadskijs Ansicht mit der Eroberung Kievs durch Oleg, einen Norweger, wie der Verfasser behauptet, eingeleitet. Während bis dahin das Gebiet am Asowschen Meer und am Don im Mittelpunkt der politischen Entwicklung der Ostslaven gestanden habe, „it is the Dnieper riverway . . . which now becomes the geographic pivot of the Russian state“ (I, S. 369).

Es soll hier nicht über die bereits besprochenen Punkte hinaus noch weitere Kritik an Einzelheiten des ersten Bandes geübt werden, weil im Grunde immer wieder die gleichen Bedenken vorgebracht werden müssen. Diese richten sich dagegen, daß Vernadskij zu oft bei der Interpretation der Quellen willkürlich verfährt und dann, wenn Quellen überhaupt fehlen, mit Hilfe allzu kühn aneinandergereihter Hypothesen diesen Mangel auszugleichen versucht. Auf diese Weise gelingt es ihm, in seiner Konstruktion der russischen Frühgeschichte auch sich einander ausschließende Ansichten der Normannisten und Antinormannisten zu einem Ganzen zu verbinden. Ablehnend verhält er sich allerdings gegenüber der von den Normannisten vertretenen Ableitung des Namens Rus' im Zusammenhang mit finnisch *Ruotsi* 'Schweden'. Wenn die Linguisten diese Erklärung des Namens Rus' für möglich hielten, so könne sich doch der Historiker nicht mit ihr zufrieden geben, erklärt Vernadskij. „Is it indeed possible that Norsemen coming to Russia would accept as their own name a distorted appellation given them by the Finns on their way?“ (I, S. 277) Vernadskij hält diese Entlehnung auch noch aus dem Grunde für unmöglich, weil nach seiner Ansicht die ersten Normannen nicht auf der Neva, sondern

auf der westlichen Düna nach Rußland gekommen sind. Aber dieser Einwand ist nicht überzeugend, denn unabhängig davon, auf welchem Wege die ersten Normannen nach Rußland vorgedrungen sein mögen, erfolgte die letzte und entscheidende Festsetzung der Skandinavier in Rußland — falls wir Quellen wie der *Povest' vremennych let* für diese frühe Zeit nicht jeden Wert absprechen wollen — von Norden her, also über ein Gebiet mit finnischer Bevölkerung. In diesem Zusammenhang hätte sich der Verfasser auch mit der Tatsache auseinandersetzen müssen, daß im Novgoroder Gebiet die Ortsnamen auf Rus- und Vareg- besonders zahlreich auftreten, worauf schon vor Jahrzehnten Ekblom hingewiesen hat¹⁾. Das, was Vernadskij an Belegen dafür bringt, daß den Byzantinern schon vor dem Auftreten der Varäger in Novgorod der Name 'Pōc bekannt war (z. B. der Hinweis des Patriarchen Proklus auf die in der Septuaginta enthaltene Prophezeiung Ezechiels von einem Volke 'Pōc), berührt nicht wesentlich das Problem der Rus'. Die in den letzten Jahrzehnten wieder sehr lebhaft gewordene Diskussion über die Entstehung des Kiever Reiches und speziell des varägischen Anteils daran hat durch Vernadskijs Darlegungen keine Bereicherung erfahren; viel eher ist neue Verwirrung angerichtet worden.

Der zweite Band gibt nicht in dem gleichen Maße zu Bedenken Anlaß wie der erste, da ja für den in ihm behandelten Zeitraum schon eine Anzahl schriftlicher Quellen zur Verfügung steht und somit die Verlockung zum Konstruieren nicht mehr so groß ist. Bei dem großen Umfang des Werkes hat der Verfasser die Möglichkeit, weitgehend Einzelfragen zu berücksichtigen und seine Entscheidung in strittigen Fragen zu begründen. Aber gerade in dieser Hinsicht entspricht der zweite Band an vielen Stellen nicht den Erwartungen. Als Beispiel kann die von Vernadskij gegebene Darstellung der Kiever Geschichte unter Oleg dienen. Entsprechend den Angaben in der *Povest' vremennych let* sagt Vernadskij, daß unter Oleg zwei Verträge zwischen der Rus' und Byzanz abgeschlossen worden seien, 907 und 911. (Bei der Datierung des zweiten Vertrages weicht der Verfasser von der Chronik ab, die den Vertragstext unter dem Jahre 912 bringt.) Nun haben maßgebliche Forscher wie SERGEJEVIČ, ŠACHMATOV und PRESNJAKOV schon längst darauf hingewiesen, daß die unter 907 und 912 in der *Povest' vremennych let* angeführten Vertragsbestimmungen in einen und denselben Vertrag gehören (aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser im Jahre 911 abgeschlossen worden), da sie der Sache nach ein Ganzes bilden und an einer anderen Stelle der Chronik — unter dem Jahre 945 — auch tatsächlich in einem Verträge zusammengefaßt überliefert sind, wenn auch etwas abgeändert. Bei diesem Vertragstext unter dem Jahre 945 handelt es sich um nichts weiter als um eine Erneuerung des alten aus der Zeit Olegs. Vernadskij hätte also begründen müssen, warum er die Kritik der genannten Forscher nicht berücksichtigt. Mehr Aufmerksamkeit schenkt der Verfasser der Frage, ob Oleg wirklich, wie die *Povest' vremennych let* berichtet, im Jahre 907 einen Feldzug gegen Byzanz unternommen hat. Der Verfasser hält diese Angabe für zutreffend und verweist auf eine spezielle Untersuchung OSTROGORSKIJS, geht jedoch mit keinem Wort darauf ein, daß die erste Novgoroder Chronik den Feldzug Olegs ganz anders datiert. Widersprochen werden muß auch der vom

¹⁾ Vgl. Zeitschr. Bd. I, S. 252f.

Verfasser vertretenen Auffassung des Titels *velikij knjaz'*, der Oleg in dem Vertrage zwischen Byzanz und der Rus' zugelegt wird. Vernadskij sieht in dem Titel einen Hinweis auf Olegs Stellung als Suzerän über eine Anzahl Vasallen. Aber schon LEOPOLD KARL GOETZ hat vor etwa vierzig Jahren in einem umfangreichen Aufsatz nachgewiesen, daß vor der zweiten Hälfte des 12. Jhs. der Titel Großfürst für die Kiever Fürsten nicht systematisch verwendet wurde und daher vor dieser Zeit keinerlei politische Bedeutung besessen hat. Die Bezeichnung der Kiever Fürsten des 10. und 11. Jhs. als Großfürsten ist nichts weiter als eine Übertragung späterer Verhältnisse auf die Frühzeit. Moskauer Chroniken des 16. Jhs. nennen sogar Rjurik *velikij knjaz'*. Mit den bisherigen Bemerkungen sind noch nicht alle schwachen Stellen in dem Kapitel über Oleg aufgezeigt. Die Annahme z. B., Oleg sei der erste „sovereign of all Russia“ gewesen, findet sich auch bei anderen Historikern, geht aber über das hinaus, was wir von Oleg aussagen können. Erst recht gilt das von der weiteren Behauptung Vernadskijs, daß neben Konstantinopel Transkaukasien das letzte Ziel Olegs gewesen sei. Einen Beweis dafür sieht der Verfasser offenbar in dem von ihm behaupteten Versuch Olegs, mit dem „russischen Kaganat“ am Asowschen Meer in nähere Beziehungen zu treten. Der Verfasser arbeitet wieder mit bloßen Vermutungen. „Like his predecessors in Kiev, Askold and Dir, he must have been anxious to establish a connection with the Russian kaganate in the Azov and Tmutorokan region. Presumably in the first and second year of his reign in Kiev, Oleg partly succeeded in this undertaking. His envoys and possibly some of his troops sent along to reinforce the army of the Russian kagan may have used the riverways extending across the stepes from the Dnieper bend to the Sea of Azov. Encouraged by the help received by Oleg, the Russian kagan sent a plundering expedition to the Caspian Sea, which landed at its southeastern corner in the Mazendaran region around the year 880 . . . Obviously the situation called for a closer union of forces between Kiev and Tmutorokan“ (II, S. 23/24). Für Vernadskij steht fest, daß den Raubzug ins Kaspische Meer der Kagan der Rus' am Asowschen Meer unternommen hat; die Quellen sagen jedoch über den Ausgangspunkt der russischen (= normannischen) Expedition ins Kaspische Meer nichts.

Der Verfasser läßt sich auch im zweiten Bande mitunter zu ähnlich willkürlichen Konstruktionen verleiten wie im ersten. Eines der bezeichnendsten Beispiele dafür ist das, was Vernadskij über die *smerdy* und ihre Herkunft sagt. Er geht nicht wirklich auf den bis zum heutigen Tage geführten Streit ein, ob unter den *smerdy* der Kiever Zeit allgemein die bauerliche Bevölkerung zu verstehen sei oder nur eine bestimmte Gruppe der Bauern, z. B. die vom Fürsten abhängigen Bauern. Vernadskij entscheidet sich für diese zuletzt genannte Auffassung, verweist dabei aber nur auf einige Stellen in der Russkaja Pravda. Dann aber gibt er folgende originelle Geschichte der *smerdy*: „Bearing in mind that the term *smerd* originated, in all probability, in the Sarmation period, we may surmise that to the same era the origin of the *smerdy* as a social group must be referred. Presumably the early *smerdy* were Slavic „men“ (*mardan*) paying tribute to the Alans. Later on with the emancipation of the Antes from Iranian tutelage, authority over them may have passed to the Antic chieftains. In the eighth century the *smerdy* must have been subject to the authority of the Khazar and the Magyar *voevoda*; with the emigration

of the Magyars and the defeat of the Khazar by Oleg and his successors, the Russian princes finally assumed control of them. This outline of the history of the smerdy is, of course, hypothetical but it seems to be in agreement with the facts; in any case it does not contradict any of the known facts" (II, S. 144/45).

Bei den hier besprochenen Mängeln der Vernadskijschen Darstellung handelt es sich nicht um belanglose Kleinigkeiten, sondern um Verstöße gegen Prinzipien der Methode und Kritik, die den Wert des Werkes beträchtlich herabmindern und das Richtige, das in ihm gesagt ist, nicht recht zur Geltung kommen lassen. Man wird das um so mehr bedauern, als heute zweifellos das Bedürfnis nach einer ausführlichen russischen Geschichte in einer auch der westlichen Welt allgemein zugänglichen Sprache besteht. ~

Berlin.

HORST JABLONOWSKI.

JÓZEF TRYPUĆKO, Słowiańskie przysłowki liczebnikowe typu stesł. *dvašdi, trišti*. Uppsala 1947. 101 S.

Die Bildung der slavischen Multiplikativa auf *-šdy* ist schwer zu erklären. LESKIEN¹⁾ glaubte darin „wahrscheinlich“ einen ehemaligen Acc. Plur. eines sonst nicht belegten Subst. **šdъ* erkennen zu können. Gegen diese Deutung bestehen erhebliche Bedenken. Was man nur irgend gegen sie vorbringen kann, hat Trypućko in dem einleitenden Kapitel seiner Untersuchung zusammengestellt und gelangt zu einer restlosen Ablehnung der Leskienschen Hypothese.

Den eigenen Erklärungsversuch stellt Trypućko auf eine möglichst breite Grundlage, indem er aus fast allen slavischen Sprachen Material heranzieht, das nach seiner Ansicht geeignet sein könnte, zur Aufhellung beizutragen. In der Deutung verfährt er genau umgekehrt wie Leskien. Während dieser von einem Acc. Plur. **šdy* ausging, der nach Verstummen des reduzierten Vokals durch verschiedene lautliche Vorgänge über *-šdy* zu *-ždy*, *-ždi* und *-šti* wurde, sieht Trypućko in der Schreibung *-šti* die Grundform des Suffixes; aus ihr wurde nach ihm zunächst in einem übrigens nicht belegten (!) *dvašti*²⁾ durch Assimilation des t an den stimmhaften Wortanlaut *-šdi*³⁾; dieses breitete sich dann aus und wurde wegen der Ungewöhnlichkeit der Lautfolge *-šd-* häufig *-šdi* oder *-š'di* geschrieben⁴⁾; durch Assimilation entstand weiter die Suffixform *-ždi*; das y der Varianten *-šdy*, *š'dy*, *-šdy*, *-ždy* möchte Trypućko erklären durch mechanische Angleichung des Auslauts an andere auf *-dy* schließende Partikeln wie *inogdy*, *kudy* und dergl.⁵⁾ Das Kernproblem ist also die Frage nach der ältesten Gestalt des Suffixes. Mit der Beantwortung steht oder fällt Trypućkos Hypothese.

Um die Bezeugung der Multiplikativa auf *-šdy* im Ab. steht es schlecht⁶⁾. Sie fehlen in Zogr. und Mar.⁷⁾ In anderen glagolitischen Hss gibt es nur vier Belege

¹⁾ Am ausführlichsten in der Grammatik der altbulgarischen (altkirchenslavischen) Sprache, 2. u. 3. Aufl., Heidelberg 1919, S. 154.

²⁾ Aus dem Ar. weist TRYPUĆKO *dvašci* im 14. Jahrhdt. einmal nach, S. 33.

³⁾ TRYPUĆKO S. 65. ⁴⁾ TRYPUĆKO S. 23 und 37. ⁵⁾ TRYPUĆKO S. 26 und 38.

⁶⁾ Vgl. zum folgenden TRYPUĆKO S. 20. Ich führe das Material in etwas anderer Gruppierung vor.

⁷⁾ TRYPUĆKO S. 22.

(2 × Euch., je 1 × Ass. und Cloz.). Tatsache ist, daß an diesen Stellen das Suffix in der Gestalt *-šti* erscheint.

Erst in kyrillischen Hss treten auch Schreibungen mit *-šd-* auf, nur ein einziges Mal durch das Zeichen für den hinteren, also bestimmt nicht ursprünglichen, reduzierten Vokal getrennt: *mnogašdy* Sav.¹⁾ Die Masse der Belege bietet Supr. Neben einmaligem *mnogašti* stehen 22 Schreibungen mit *-šd-*, und zwar 15 × *-šdi*, 7 × *-š'di*, davon 1 × *triš'di*, 6 × *mnogaš'di*.

Mit Belegen für die von Leskien als älteste Form angesprochene Schreibung *-šdy* ist also in abg. Sprachdenkmälern wirklich kein Staat zu machen: ein lumpiges Beispiel in Sav., obendrein noch nicht einwandfrei geschrieben, ist die ganze Herrlichkeit. Das Bild ändert sich aber von Grund auf, wenn man die ar. Belegstellen zum Vergleich heranzieht²⁾. Schreibungen mit *-šti*, *-šči* sind in der Frühzeit auffallend dünn gesät, nur 3 Beispiele aus dem 11. Jahrhdt. erst vom 16. Jahrhdt. an werden sie merklich häufiger, wie Trypućko vielleicht nicht mit Unrecht vermutet, unter südslavischem Einfluß in Zusammenhang mit dem Wirken des Maksim Grek³⁾.

Den insgesamt 12 ar. Belegen für das Suffix *-šti*, *-šči*, die Trypućko nachweist, stehen aber nicht weniger als 45 Beispiele für die Schreibungen *-šdy*, *-š'dy*, *-šdy*, bzw. *-šdi*, *-š'di*, *-šdi* gegenüber. In dem Ostr. Ev. kommt die von Trypućko postulierte älteste Suffixform *-šti* überhaupt nicht vor, wohl aber gibt es 6 Schreibungen mit *-d-*⁴⁾:

sedmišdi 2 ×
mnogašdy 1 ×
mnogašdi 2 ×
mnogašdi 1 ×

An den vier Belegen aus dem Ostr. Ev. für das Multiplikativ von *mnogъ* fällt zunächst die Erhaltung des *ъ* der ersten Silbe auf. Das ist alles andere als eine Selbstverständlichkeit! Denn die abg. Denkmäler bieten in Massen Beispiele für den Ausfall des *ъ* bei Anlaut *mn-* (*mnogъ* und Ableitungen, *mnogъ* usw.)⁵⁾. Offenbar ist der reduzierte Vokal in dieser Stellung besonders früh geschwunden. Wenn nun im Ostr. Ev. an allen vier Belegstellen für das Multiplikativ von *mnogъ* das *ъ* erhalten bleibt, dann zeugt das für die Güte der Vorlagen dieser Hs und für die Gewissenhaftigkeit des braven Diakons Grigorij⁶⁾. So hat es

¹⁾ Ein fehlerhaft überlieferter Beleg aus Sluck. kann getrost beiseite bleiben; es gibt bessere Zeugen.

²⁾ TRYPUĆKO S. 33ff., Materialanordnung von mir.

³⁾ TRYPUĆKO S. 34.

⁴⁾ TRYPUĆKO nennt 7 Belege, ich finde bei SREZNEVSKIJ aber nur 6.

⁵⁾ Dazu VONDRÁK, Altkirchenslavische Grammatik, zweite Aufl., Berlin 1912, S. 183—216 passim mit reichen Sammlungen.

⁶⁾ Die Zuverlässigkeit des Ostr. Ev. im Gebrauch der reduzierten Vokale hebt VONDRÁK a. a. O. immer wieder nachdrücklichst hervor. So über die Schreibung von кѣто: „Nur im Ostr. Ev. behauptet sich hier noch das ѣ“ (S. 184). — „Unter den Denkmälern, welche am besten die Halbvokale erhalten haben, verdient neben den Kiev. Bl. . . insbesondere das in die russ.-kirchenslav. Gruppe gehörende *Ostromirsche Ev.* hervorgehoben zu werden. . .“ (S. 188). — Die Sav. kn. wird, was die Seltenheit der Vertretung der Halbvokale durch volle an-

seinen guten Grund, wenn dem viermaligen Anlaut *mnog-* im Ostr. in allen abg. Denkmälern zusammen 24 Beispiele dieses Multiplikativs gegenüberstehen, von denen nur ein einziges, *mnogašti* in Cloz., das *z* aufweist, während 23 \times der reduzierte Vokal nicht geschrieben wird. Wer hier der bessere Zeuge ist, darüber dürfte ein Streit wohl nicht möglich sein: Das Ostr. Ev. ist in diesem Punkt zuverlässiger als alle glagolitischen und kyrillischen abg. Hss miteinander. Wenn dem aber so ist, dann gibt es im Hinblick auf die Wiedergabe des Suffixes unseres Multiplikativs nur einen logischen Schluß, — dann ist das Ostr. Ev. auch in der Schreibung des anderen reduzierten Vokals, einmal *mnogašdy*, zweimal *mnogašdi*, einmal auch ohne *z* *mnogašdi*, der bessere Gewährsmann als seine abg. Kollegen. Da ferner in dem zweimaligen *sedmišdi* das Suffix ebenfalls mit *z* geschrieben wird, ergibt sich abschließend, daß das Ostr. Ev. eindeutig auf eine älteste Suffixform *-šdz-* hinweist.

Nun steht aber das Ostr. Ev. unter den ar. Denkmälern keineswegs isoliert da. Aus dem Izb. Svjat. 1073 z. B., auch einer sehr guten Hs, zitiert Trypućko 6 Belege¹⁾ für Multiplikativa des hier behandelten Typs, davon nur einen für das Suffix *-šti*, *sedmišti*, und 5²⁾ für die Variante mit *-d-*, dreimal *-šdy* in *trišdy*, *četyrišdy*, *mnogašdy*, und einmal *-šdi* in *mnogašdi*. Das Ostr. Ev. und der Izb. Svjat. 1073, die beiden Patriarchen unter unseren russ.-ksl. Hss, ergänzen und stützen sich also mit ihrem Zeugnis in einer geradezu idealen Weise. Unter diesen Umständen kann auf die Vorführung weiteren ar. Materials, Trypućko hat es ja recht übersichtlich zusammengestellt, wohl verzichtet werden; es bringt nur eine Bestätigung dessen, was wir schon wissen.

Die ar. Belege mit dem fatalen *z* und die auffällige Schreibung des *-šdz-* Suffixes mit Apostroph, *-š'd-*, im Supr. passen Trypućko natürlich gar nicht in seine Theorie von der angeblichen Ursprünglichkeit des Suffixes *-šti*, und er versucht daher, sie wegzuerklären. Gegen die Belege aus dem Supr. beruft er sich auf Leskien, der den Gebrauch des Apostrophs im Supr. untersucht hat³⁾. Dieser hat gezeigt, daß der Apostroph außer zur Andeutung eines ausgefallenen Vokals, „in den meisten Fällen *z* oder *z'*“, u. a. „zu weilen“ (gesperrt von mir) auch „zur

belangt, sonst nur vom *Ostromirischen Ev.* — also einem Denkmale russ. Redaktion — übertroffen“ (S. 191). — „Mit dem Mangel an Ersatz der Halbvokale durch volle im *Ostr. Ev.* hängt innig zusammen die Erhaltung der schwachen Halbvokale im selben Denkmale, die wir oben konstatierten. Es ist der Reflex jenes Zustandes, den wir für die älteste Zeit des aksl. Schrifttums, also für die Zeit seiner Begründung und seiner ersten Jahre voraussetzen müssen (gesperrt von mir). Der russ. Abschreiber hat also sein aksl. Original verhältnismäßig sehr genau abgeschrieben. Das ersehen wir auch aus dem Umstande, wie treu er die Eigentümlichkeiten der beiden Vorlagen bewahrte, so daß man jetzt noch ganz deutlich den zweifachen Text im Ostr. Ev. unterscheiden kann“ (S. 192). — Als Denkmäler, die sich „dem ursprünglichen Zustand, wie er zur Zeit der Fixierung des Aksl. durch die beiden Slavenapostel als Schriftsprache bestand, mehr nähern“, bezeichnet VONDRÁK „insbesondere die Kiever Blätter, den Zogr., die Sav. kn. und aus einer anderen Gruppe leistet uns auch das Ostrom. Ev. sehr gute Dienste bei dieser Frage“ (S. 268).

²⁾ Ich zähle nur vier.

¹⁾ Ich finde bei SREZNEVSKIJ nur 5.

³⁾ ASPH 27, 481 ff.

Trennung . . . bei slavischen Konsonantengruppen“ dient. Daraus folgert Trypućko: Innymi słowy apostrof w członie -š'di może również dobrze oznaczać opuszczony jer jak i „die Trennung“ grupy spółgłoskowej, czyli że na tym świadectwie nie można budować żadnej pewnej tezy.“¹⁾ Er hält also eine klare Unterscheidung zwischen den beiden Möglichkeiten nicht für erreichbar und fährt mit beneidenswerter Selbstsicherheit fort: „Dla mnie osobiście jest oczywistym, że 'w -š'di nie jest identyczne z ь“.²⁾

LESKIENS Beobachtung über den Gebrauch des Apostrophs zur Trennung slavischer Konsonantengruppen hat nun aber Marguliés dahin berichtet, daß „es sich hierbei meist um die häufige Erscheinung des Apostrophs in der Wortteilung am Zeilenende handelt“.³⁾ Schaltet man aber diese Stellen aus, dann bleibt nur noch eine Handvoll isolierter Belege übrig, die sich nicht mehr irgendwie aufgliedern lassen. In den Multiplikativen auf -š'di aber steht vor uns eine geschlossene Gruppe von 7 Belegen. Gruppenbildung aber — das ist das entscheidende Kriterium, das Trypućko übersehen hat, — ist bei den echten Trennungsfällen nicht möglich. Daraus folgt zwingend, daß der Apostroph im Suffix -š'di eben nicht „die Trennung“ bezeichnet, sondern — den Ausfall eines reduzierten Vokals. Die kritische Untersuchung der Schreibpraxis des Supr. läßt also persönlicher Auslegung des Forschers, für die sich Trypućko entscheidet, keinen Raum und gestattet nicht nur eine pewna teza, sondern verlangt sie sogar: Die Schreibung -š'di im Supr. erweist eine ältere Schreibung -š̌di. Wenn aber Trypućko dieser Auffassung entgegenzuhalten versucht, daß ja einer Mehrheit von 16 Fällen ohne Apostroph nur eine Minderheit von 7 Fällen mit Apostroph gegenüberstehe, und mit Bezug auf die allgemeine Überlieferung unseres Suffixes in den abg. Hss die Frage stellt „Dla czego . . . ten rzeczownik (LESKIENS erschlossenes *š̌dŋ) niemal w 100% miał utracić swe ь, podczas w innych wypadkach pisownia jest na ogół tradycyjna?“⁴⁾, dann ist darauf zu erwidern, daß es bei der Eigenart der Verteilung dieses Typs von Multiplikativen auf die abg. Hss gar nicht gut anders sein kann. Denn Zogr. und Mar. scheiden, wie oben erwähnt, überhaupt aus. Im Supr. aber, der die Masse der Belege bietet, ist die Auslassung von reduzierten Vokalen in schwacher Stellung „überaus häufig“⁵⁾. Wenn in unserem Fall Auslassung und Erhaltung einander gegenüberstehen im Verhältnis 16:7, also rund 2:1, dann ist das nur — normal. Die weiteren Belege verteilen sich in dünner Streuung auf Euch., Ass., Sav. kn., Cloz., und die Lavrovschen Blätter, durchweg Codices, die hinsichtlich der Erhaltung der reduzierten Vokale nicht als erstklassige Zeugen gelten können, Ass. ist sogar ausgesprochen unzuverlässig.⁶⁾ Daß sich da unter ganzen 6 Beispielen nur einmal, und zwar bezeichnenderweise in der Sav. kn.,⁷⁾ eine Schreibung mit reduziertem Vokal

¹⁾ S. 23.

²⁾ ib.

³⁾ MARGULIÉS, Der altkirchenslavische Codex Suprasliensis, Heidelberg 1927, S. 17 ff.

⁴⁾ TRYPUĆKO S. 23.

⁵⁾ VONDRÁK S. 212.

⁶⁾ Dazu VONDRÁK a. a. O. passim.

⁷⁾ In völliger Verkennung der Gegebenheiten kommentiert Trypućko den Beleg mit der Frage „czy to nie jest swego rodzaju objaw hyperpoprawności?“ (S. 23). Natürlich! Wer die -š'di Schreibungen des Supr. nicht gelten lassen will, der muß auch für das *mnogŋzdy* der Sav. kn. zu einer gesuchten Erklärung seine Zuflucht nehmen.

findet, entspricht durchaus dem, was man erwarten muß. Trypućkos methodischer Fehler liegt also darin, daß er das Multiplikativ-Suffix isoliert betrachtet. Man muß es nur im Gesamtrahmen des Gebrauchs der reduzierten Vokale in den abg. Hss sehen, und die vermeintlichen Widersprüche klären sich ganz von selbst. Vielleicht darf endlich noch darauf hingewiesen werden, daß es sich hier um ein schwachbetontes Suffix handelt, das oft in recht langen Kompositis auftritt. *mznogašbdy* oder *mnogašbdi*, je nachdem man die älteste Gestalt ansetzen will¹⁾, war z. B. von Haus aus fünfsilbig. Solche Länge fordert zur Kürzung heraus. Es sei nur daran erinnert, wie oft der reduzierte Vokal in dem anklingenden Suffix -šbdo unterdrückt wird. Wenn da einmal eine Hs wie der Mar. etwa an allen 10 Belegstellen für *koližbdo* den reduzierten Vokal wirklich schreibt²⁾, dann ist das ein freudiges Ereignis, das Vondrák besonders notiert³⁾. Vielleicht darf man von da aus einen Analogieschluß wagen.

Nun aber zu den Einwänden Trypućkos gegen die orthographische Praxis der ar. Hss! Bei dem Versuch, die Schreibungen des Suffixes -šbd- mit dem ь im Altruss. zu diskreditieren, befindet er sich von vornherein in aussichtsloser Position. Er hat ja schon allein die Zahl gegen sich, denn nach seiner Zählung⁴⁾ stehen einander gegenüber

- 11 Schreibungen ohne ь,
- 3 Schreibungen mit Apostroph,
- 29 Schreibungen mit ь.

Die Schreibungen mit Apostroph zählt Trypućko ohne weiteres den Schreibungen ohne ь zu. In Wirklichkeit sind sie natürlich, wie ich das oben für den Supr. gezeigt habe, den Schreibungen mit ь zuzurechnen. Das für Trypućko an sich schon ungünstige Verhältnis von Auslassung zu Erhaltung wie 14:29 ist also tatsächlich noch ungünstiger, nämlich 11:32 oder rund 1:3. Weiter aber hat Trypućko auch die Qualität der Belege gegen sich, die er völlig außer acht läßt, denn die Schreibung mit ь ist, wie oben erwähnt, gerade durch allerbeste ar. Hss, obenan das Ostr. Ev., gegen jede Widerrede absolut gesichert.

Trypućko ist sich bewußt, daß es hier bei diesem scheinbaren Streit um orthographische Spitzfindigkeiten in Wirklichkeit ums Ganze geht, und bietet daher alles auf, ujęcie Leskiena, nie dające się obronić przy pomocy stcsł. materiału (sic!) um jeden Preis zu zerreden, denn „Z teorią Leskiena trzeba raz na zawsze skończyć, ponieważ jej kamień węgielny, obecność w prasłowiańskim rzeczowniku *šbdz, musi być wyłączone z dociekań językowych“⁵⁾.

Das erste Gegenargument Trypućkos basiert auf der zweifellos richtigen Feststellung, daß die Lautgruppe -šd- dem Altruss. fremd war. Gerade daraus soll sich das starke Überwiegen der Schreibungen mit ь erklären, denn „sporadyczne (!! wypadki wsuwania wtórnego jera mogliśmy obserwowować już w stcsł. Słowiańskim, tu proces ten został posunięty jeszcze dalej w tym rozwoju“⁶⁾. Schade nur, daß von dieser Ausdehnung des Gebrauchs der reduzierten Vokale im Altruss. der russ. Grammatik so gar nichts bekannt ist. Auch Trypućko erbringt keinen weiteren Beweis aus dem Russ. dafür, sondern weicht ins — Abg. aus. Er wiederholt eigentlich nur die bereits oben widerlegten Gedankengänge über den Ge-

1) Darüber später.

2) VONDRÁK, S. 197.

3) ib.

4) Überliefert ist immer *koližbdo*.

5) TRYPUĆKO S. 36.

6) TRYPUĆKO S. 37.

brauch des Apostrophs im Sup., nur daß er sich diesmal nicht auf Leskien beruft, sondern auf Diels' Altkirchenslavische Grammatik¹⁾. Wer dieses Werk je in Händen gehabt hat, weiß, daß Diels es von wenigen Ausnahmen abgesehen geflissentlich vermeidet, über Fragen der russ. Grammatik zu sprechen; sie liegt außerhalb seines Themas. Daher ist bei Diels für Trypućko nicht viel zu holen; es bleibt bei einer mehr als mageren Analogie. An der einen angezogenen Stelle²⁾ erörtert Diels den bekannten Einschub von reduzierten Vokalen in Wörter fremder Herkunft. Das beweist für die Schreibung slavischer Multiplikativa im Russ. natürlich gar nichts. In der anderen Anmerkung, auf die Trypućko verweist, hat Diels die Fälle von Fehlschreibungen reduzierter Vokale in den abg. Hss zusammengestellt³⁾. Es nimmt wunder, daß Trypućko gerade auf diese Ausführungen sich glaubt stützen zu können, denn die allgemeine Charakterisierung, die Diels für das Abg. gibt, „daß gelegentlich Halbvokale an falschen Stellen geschrieben werden, doch ist das, infolge der Schulung der Schreiber, im allgemeinen recht selten“, gilt Wort für Wort auch für unsere alten ar. Hss und könnte jederzeit auch in einer russ. Grammatik stehen. Bei dem stupenden Fleiß und der peinlichen Genauigkeit, mit der Diels gearbeitet hat, ist die Spärlichkeit des Materials, das er vorlegt, von eindrucksvoller Wirkung. Gegen die kompakte Dreiviertelmehrheit, die im Altruss. für die Schreibung -šbd- vorliegt, ist mit dieser armseligen Analogie nichts zu machen; sie beweist nur gegen Trypućko und seine These.

Das zweite Gegenargument sucht Trypućko daraus zu gewinnen, daß es im Altruss. bekanntlich genau wie im Abg. Falschschreibungen von reduzierten Vokalen gibt⁴⁾. Aber trotz des Hinweises auf die frühe (11. Jahrhdt.) Fehlschreibung *prežbde* neben normalem *ižde*, *sicežde*, *takožde* usw. und trotz des stattlichen Aufgebots an Verweisungen auf einschlägige russische Spezialuntersuchungen ändert sich nichts an dem Tatbestand, daß es sich dabei nur um gelegentliche Entgleisungen einzelner Schreiber handelt. Für das Suffix -šbd- aber ist die Schreibung mit dem *ь* bestbezeugte Tradition, die ganz offenkundig auf sehr guten aksl. Vorlagen beruht. Das ist der entscheidende Unterschied.

Es nutzt nichts, gegen diese harte Tatsache anzurennen, auch wenn Trypućko nochmals die Analogie bemüht mit der Vermutung, das „rein orthographische“, angeblich „sekundäre“ *ь* des Suffixes -šbd- sei entstanden „može pod wpływem form imiesłowych šbdz, šbdzša⁵⁾. Da wären wir also wieder glücklich bei šbdz! Nur nicht bei dem von Leskien erschlossenen Subst., sondern beim bezeugten Part. Prät. Indes, was bei Leskien eine vielleicht gewagte, jedenfalls aber sinnvolle Kombination war, das ist jetzt das Spiel eines plumpen Zufalls, denn semantisch hat das Suffix -šbd- mit dem Part. šbdz nicht das geringste zu tun. Aber die Parallele stimmt ja nicht einmal! Im Part. šbdz stand das *ь* nämlich in starker Stellung, wurde also im Russ. der zweiten Hälfte des 11. Jahrhdt., aus der unsere ältesten Hss stammen, bereits als *e* gesprochen, im Suffix -šbdy, -šbdi dagegen befand es sich in schwacher Stellung und war mithin stumm. Das altertümelnde Schriftbild täuscht demnach unserm Auge eine Übereinstimmung vor, die lautlich gar nicht mehr bestand. Dadurch hat sich Trypućko irreführen

¹⁾ Heidelberg 1932.

²⁾ DIELS S. 39; TRYPUĆKO S. 37.

³⁾ DIELS S. 106, Anm. 9; TRYPUĆKO S. 37.

⁴⁾ TRYPUĆKO S. 37.

⁵⁾ TRYPUĆKO S. 38.

lassen. Auch die Möglichkeit einer Beeinflussung des Suffixes durch das Part. kommt also natürlich nicht in Frage. Den ar. Schreibungen des Suffixes *-šbd-* mit *š* ist mithin auf diesem Wege ebenfalls nicht beizukommen.

Den nun aber wirklich allerletzten Analogieschluß Trypućkos kann ich kurz abtun. Es ist das die Annahme, da es im Abg. kein *š* in unserem Suffix gegeben habe, so nie ma powodów sądzić, że inaczej musiało być w staroruskim¹⁾. Es hat aber im Abg. die Form mit *š* gegeben, das beweist der Gebrauch des Apostrophs im Supr., und es gibt, — das ist nicht aus der Welt zu schaffen — im Altruss. die zahlreichen Schreibungen mit *š*. Diese beiden Zeugnisse stützen sich gegenseitig und liefern den unwiderleglichen Beweis, daß die älteste Form unseres Suffixes mit Leskien als *-šbd-* anzusetzen ist.

Bezeichnend für Trypućkos Argumentation ist der Umstand, daß er immer wieder gegen die russischen Beispiele Analogien aus dem Abg. ins Treffen zu führen sucht. Es läßt sich eben vom Standpunkt des Russischen aus ernstlich nichts gegen sie vorbringen. Darauf aber käme es an! So bricht Trypućkos Beweisführung bei näherem Zusehen Stück für Stück in sich zusammen. Es muß offen ausgesprochen werden, daß er, ich fürchte, zuliebe seiner Theorie von der Priorität der Suffix-Form *-šti*, die Gegebenheiten der handschriftlichen Überlieferung nicht gebührend gewürdigt hat und so zu einer grundfalschen und völlig unhaltbaren Ausgangsstellung für seine weiteren Überlegungen gelangt. Der Vorwurf, den er gegen Leskien glaubt erheben zu dürfen, fällt auf ihn selbst zurück: „Niestety, nie można powstrzymać się od wypowiedzienia gorzkiej prawdy, że niemal każde słowo stanowi oczywisty gwałt, popełniany na językowych faktach“²⁾

*

Aus der irrigen Annahme Trypućkos, daß *-šti* die älteste Form des Suffixes sei, ergibt sich eine ganze Kette weiterer Fehlschlüsse. Gar manches wäre da noch zu sagen. Da aber die Grundvoraussetzung falsch ist, lohnt sich ein Eingehen auf jede Einzelheit nicht mehr, und ich will mich deshalb auf ein paar Punkte beschränken, die mir aus prinzipiellen Erwägungen eine Klarstellung zu fordern scheinen.

Wie jeder Bearbeiter dieses Themas sucht auch Trypućko die verschiedenen Varianten des Suffixes, von *-šti* ausgehend, zu einander in Beziehung zu setzen. Schon Jagić³⁾ hatte darauf hingewiesen, daß es im Slavischen ein Multiplikativsuffix **-tjb* gibt. Trypućko macht aber ganz mit Recht darauf aufmerksam, daß dieser Bildungstyp an die Ordinal- oder Kollektivzahlen anknüpft⁴⁾, hier aber haben wir es mit Ableitungen von den Kardinalzahlen und allgemeinen Zahlwörtern zu tun. Im entscheidenden Kapitel 7⁵⁾ wirft nun Trypućko, merkwürdig inkonsequent, alle Multiplikativsuffixe, wohlgemerkt, nur die Suffixe losgelöst von den Stämmen, unterschiedslos in einen Topf und bringt so eine verwirrende Fülle von Suffixtypen zusammen, aus denen sich dann allerdings tatsächlich ein gemeinslavischer Formans **-tjb* als immer wiederkehrender Faktor herauslesen läßt, mit den üblichen lautlichen Reflexen, die sich im Verfolg der Palatalisierung ergeben, russ. *č*, westslavisch *c*, skr. *č* und bg. natürlich — *-šti*.

¹⁾ ib.

²⁾ TRYPUĆKO S. 24.

³⁾ TRYPUĆKO S. 13.

⁴⁾ TRYPUĆKO S. 35.

⁵⁾ TRYPUĆKO S. 56ff.

Gegen dieses Verfahren muß schärfster Einspruch erhoben werden. Suffixe sind keine Chemikalien, die man beliebig in eine Retorte stecken und durch fleißiges Umrühren zu der gewünschten neuen Verbindung bringen kann, sondern Suffixe sind Formantien, die immer und überall jeweils nur an bestimmte Wurzel- oder Stammbildungen angefügt werden. Das zeigt sich gerade bei den Multiplikativen wieder ganz deutlich. Im Altruss. z. B. sind *dvašedy* und *trišedy* mehrfach paarweise bezeugt¹⁾; sie gehören offensichtlich zur selben Zahlenreihe. Daneben steht nun, abg. und ar. nachweisbar, in der Bedeutung einmal — zweimal das Paar *jedinojō — dvašedy*, so etwa:

ne jed'nojō i d'vašdi. nō i triš'di jōgo otvragō sē Supr. 526, 26. *jednojo i dvašdi i mnogaš'di rekocho ti* Supr. 165, 11/2 *Jedinoju i dvašedy slyša* SREZ. I, 816. *Molichsja edinoju i dvaždy i triždy i desjatiždy i dvanacatiždy* SREZ. I, 656. *Odinoju i dvašedy dnemō* SREZ. I, 616 usw.

Solche Paare deuten darauf hin, daß die Bildung mit *šed-* ursprünglich erst bei den Zahlwörtern von zwei an aufwärts einsetzte, und tatsächlich sind alte Belege für das Suffix *-šed-* in Verbindung mit dem Zahlwort für eins bisher nicht nachgewiesen. Wenn wir also heute zählen *odnaždy, dvaždy, triždy* usw., dann ist das erste Stück dieser Reihe in jüngerer Zeit ergänzt worden. Daraus ergibt sich aber dies: Selbst unter der — nicht zutreffenden — Voraussetzung, daß es im Ost- und Balkanslavischen ein aus der Kirchensprache stammendes Suffix *-šti* gegeben habe, das an Zahlwörter von zwei an aufwärts antrat, kann trotz der sonst üblichen Entsprechung bg. *-št-* :č. *-c-* das Suffix *-c* eines völlig isolierten č. *jednūc* damit nicht identisch sein, weil es eine Ableitung des Zahlworts für eins ist. An derartigen grundlegenden Unterschieden der Wortbildung darf eine grammatische Analyse nicht einfach vorbeigehen. Dies Beispiel mag zeigen, zu welchen Trugschlüssen es führt, wenn man bloß mit Suffixen herumexperimentiert, wie das Trypučko im Kapitel 7 tut.

In Kapitel 9²⁾ versucht Trypučko, das von ihm erschlossene slavische Multiplikativsuffix, dessen bulgarische Vertretung *-šti* sein soll, über den Bereich des Slavischen hinaus zu verfolgen. Richtig setzt er eine urslavische Form **-tji* oder **-kti* voraus und hält Ausschau. Lit. *dvokti* ist die rettende Parallele³⁾. Aber dies *dvokti* auf das, wie er anführt, schon Miklosich und Budmani hingewiesen haben, hat's in sich! Es ist nämlich nur ein einziges Mal bei Nosovič bezeugt. Wohl erkennt Trypučko, wie bedenklich es ist, sich auf einen so vereinsamten Beleg zu stützen, er führt ausdrücklich alles an, was man dagegen einwenden kann, aber dann — wagt er's doch und macht sich nun auf die Suche nach Parallelen in anderen idg. Sprachen.

Wer sucht, der findet. Das *k* des angeblichen Suffixes glaubt Trypučko in gr. *πολλῶ-κις* und ind. *purū-cid* erkennen zu können⁴⁾, und damit soll ein zweites Suffix **-tei*, im Ablaut zu *ti* in gr. *ἐ-τι*, lat. *e-t*, ai. *a-ti*, gr. *αὐ-τί-κα* usw. kontaminiert sein⁵⁾.

Wieder muß ich Einspruch erheben. Zunächst gegen die Berufung auf das *dvokti* bei Nosovič. Miklosich und Budmani waren durchaus im Recht, wenn sie angesichts der noch sehr lückenhaften Kenntnis des Litauischen zu ihrer Zeit die Möglichkeit dieser Parallele ins Auge faßten. Heute aber ist die Baltistik sowohl

¹⁾ SREZNEVSKIJ s. v.

²⁾ TRYPUČKO S. 67 ff.

³⁾ S. 87.

⁴⁾ S. 72.

⁵⁾ S. 85.

nach der sprachgeschichtlichen wie der dialektologischen Seite so weit fortgeschritten, daß es methodisch schlechterdings indiskutabel ist, eine derartige durch kein einziges anderes Zeugnis bestätigte Form zum Ausgangspunkt weiterreichender Überlegungen zu machen. Lobenswerter Wagemut wird so zum Selbstmord!

Gegen die weitere Deutung des angeblichen urslavischen Suffixes **-kti* aus dem Idg. muß ich aber auf folgendes verweisen: Das Multiplikativsuffix, das wir aus dem Griech. und Ind. kennen, stellt sich uns als *-ki* dar und nicht bloß als *-k*, und das zweite Suffix, das an das *k* angetreten sein soll, heißt *-ti* und nicht **-tei*, wie die slavische Form voraussetzen würde. Nur durch willkürliches Herumschneitzeln an beiden Suffixen gelingt es Trypućko, sie in das Prokrustesbett seiner Theorie zu pressen. Ein Wunder ist das nicht, ein Wunder wär's nur, wenn die Rechnung glatt aufginge. Was hier aber eigentlich zur Debatte steht, ist die Methodik des Vorgehens. Seit nun bald anderthalb Jahrhunderten treibt die grammatische Forschung Wortanalyse, und sie braucht sich ihres Erfolges nicht zu schämen. In immer fortschreitender Verfeinerung der Aufspaltung kommen aber heute Tendenzen in Mode, die die Auflösung des Wortes bis in seine einzelnen Laute vorantreiben. Solche Atomisierung des Wortkörpers ist gefährlich. Denn die Zahl der Laute ist zu gering, als daß das Auftreten des gleichen Lautes in zwei verschiedenen Wörtern bereits zum Beweis der Verwandtschaft oder gar Gleichheit genüge. Hier haben wir einen klaren Fall vor uns. Gesucht wird ein *k*, ein *t*, ein *i*. Bei der Rolle, welche diese Laute in der idg. Wortbildung spielen, werden sie natürlich gefunden, das *k* sogar, hochwillkommen, in gleicher Anlautstellung in einem bedeutungsgleichen Suffix. Dennoch aber ist alles falsch von A bis Z, weil es das Suffix **-kti*, dessen einzelne Elemente aufgespürt werden sollen, überhaupt nicht gibt. Vor einer Methode, die solchen Irrtümern Tür und Tor öffnet, kann gar nicht eindringlich genug gewarnt werden. Eine Wortanalyse, die sich schon mit der bloßen Wiederkehr eines einzelnen Lautes zufrieden gibt, führt unweigerlich zu einem schrankenlosen Subjektivismus, bei dem alles ungestraft behauptet werden kann. Das aber ist der Tod jeder Wissenschaft.

Ich erkenne gern an, daß Trypućko viel Mühe, beachtliche Kenntnisse und bemerkenswerten Scharfsinn in seiner Untersuchung gezeigt hat, leider allerdings auch einen bedenklichen Mangel an philologischer Schulung und ein gefährliches Übermaß an Kombinationsfreudigkeit. Diese Schwächen wurden entscheidend. So steht Leskiens Hypothese nach wie vor unerschüttert, und ein ernstzunehmender Versuch, die Entstehung der slavischen Multiplikativa zu deuten, wird wieder von ihr ausgehen müssen. Leskien glaubte, einzelne Acc. Plur. des postulierten Nomens **šbdz* noch erkennen zu können, *mnogyšbdy* usw. Das leuchtet ein. Schwer aber ist es, das hat Trypućko richtig erkannt, ihm zu folgen, wenn er die Suffixform *-šbdi* aus *-šbdy* sich will lautgesetzlich entwickeln lassen. Vielleicht bietet sich da noch eine andere Möglichkeit der Erklärung. Auf den ar. Acc. Plur. *četyrišbdy* hat Leskien hingewiesen¹⁾. Daneben ist aber auch *četyrešbdi* bezeugt²⁾. Das sieht wie der dazugehörige Nom. Plur. aus! Vielleicht ist also gar nicht *-šbdi* aus *-šbdy* entstanden, sondern stehen beide Suffixformen gleichberechtigt nebeneinander als erstarrte Nom. und Acc. Plur. desselben

¹⁾ A. a. O.

²⁾ SREZNEVSKIJ s. v.

Paradigmas. Auf diese Vermutung wird man durch das Paar *četyrešbdi: četyrišbdy* geführt. Mehr wage ich nicht zu sagen, denn bei der Durcharbeitung von Trypučkos Buch ist mir die entscheidende Tatsache schmerzlich bewußt geworden, wie lückenhaft unsere Kenntnis der Überlieferung noch immer ist. Schon beim bloßen Herumblättern im Sreznevskij — und keineswegs etwa nur in Zusammenhang mit Trypučkos Untersuchung — bin ich auf eine ganze Reihe weiterer Belege aufmerksam geworden, die Trypučko überhaupt nicht aufführt. Die stehen nämlich nicht unter dem betreffenden Stichwort. Auch das versteht sich von selbst. Sreznevskij kam es darauf an, ein paar Beispiele für die Wortbedeutung zu geben; Vollständigkeit der Belegstellen wollte und konnte er gar nicht anstreben. Es stecken also in den ar. Texten noch eine Menge Belege, die die Forschung noch gar nicht kennt. Daraus aber ergibt sich für die fernere Aussprache über dieses Thema die grundsätzliche Forderung: Schluß endlich mit dem Verfahren, eine Anzahl von Ladenhütern, die in den Wörterbüchern verzeichnet stehen, immer wieder aufs neue zu wenden! So kommen wir nicht weiter. Nur durch neues Material, gewonnen in gründlicher philologischer Durcharbeitung der Texte, haben wir Aussicht, zu der genauen Kenntnis der graphischen Varianten zu gelangen, die wir als Ausgangspunkt für alle weiteren Schlüsse brauchen, nur so werden wir aus dem Circulus vitiosus, in den die grammatische Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten durch den Kult des Wörterbuchs geraten ist, wieder herauskommen.

Hamburg.

E. TANGL

JAR. RUDNYČKYJ, *Die Lemberger Ukrainische Stadtmundart (Znesinnia)*. Unter Benutzung von Schallplatten bearbeitet, Berlin 1943 (= Arbeiten aus dem Institut für Lautforschung an der Universität Berlin hgb. von D. Westermann. Nr. 11), 8^o, 139 S.

Die Abhandlung von J. RUDNYČKYJ über die Mundart von Lemberg stellt den ersten Versuch der ukrainischen Sprachwissenschaft dar, den Dialekt einer Großstadt zu erforschen. Die ukrainische Dialektforschung begnügte sich bisher mit Studien über ländliche Mundarten. Auf diesem Gebiet existiert eine bestimmte Einstellung, es wurde sogar ein ständiges Forschungsschema ausgearbeitet, dem Forscher bleibt nur übrig, dieses Schema, in jedem einzelnen Falle, mit örtlichem Material auszufüllen. Was die städtischen Mundarten betrifft, so besitzen wir weder eine ausgearbeitete, festgelegte Methodologie, noch sind wir überhaupt sicher, ob man von einer ukrainischen Stadtmundart sprechen darf und ob es lohnt, sie zu erforschen. Tatsächlich äußerten sich wiederholt Feinde und Freunde der ukrainischen Kultur, aus verschiedenen, meist politischen, Gründen, die Großstädte der Ukraine seien entweder russifiziert oder polonisiert, so, daß diese Behauptung schließlich zur Gewohnheit wurde. Alle ukrainischen Städte bewahrten jedoch stets einen ukrainischen Sprachuntergrund, und der Zustrom des ukrainischen Sprachelements aus benachbarten und weiter liegenden Gegenden nach der Stadt erfolgte ununterbrochen. Weder Zwangsrussifikation, noch Polonisation durch fremde Regierungen waren im Stande, diesen Pro-

zeß zu hemmen. Um solches zu erzielen, wäre es notwendig, die Stadt von der ländlichen Umgebung völlig zu isolieren, doch keine Macht konnte es bisher erreichen. Die fremden, allem Ukrainischen feindlichen Regierungen konnten nur den Zufluß des ukrainischen Sprachelements stilllegen und hemmen, ihn zu unterbrechen gelang es keiner. Beim Wechsel dieser Fremdregerungen kamen besonders deutlich zum Vorschein die Folgen dieses ewig fortdauernden ununterbrochenen Zuflusses des ukrainischen Sprachelements. In den Jahren 1941—1943, also während einer sehr kurzen Zeit, zeigten die ukrainischen Großstädte klar und unzweideutig das Bestehen und die Überlegenheit des ukrainischen Sprachelements, trotz der durch den Krieg hervorgerufenen Verminderung der Intensität einer Verbindung zwischen Stadt und Land.

Mit einer vielleicht besonderen Deutlichkeit kam diese Erscheinung in Lemberg zum Ausdruck. Die polnische Sprache trat hier merklich zurück, die ukrainische besetzte besonders viele Stellungen. Alles Obengesagte erweckt in gesteigertem Umfange unser Interesse an der Erforschung der Stadtmundarten, insbesondere derjenigen von Lemberg: uns interessiert die Charakteristik ihrer Entwicklung ehemals und jetzt, die Einflußsphäre des Landes auf die Stadt, die Kanäle, welche dieser Einfluß benutzt, Art und Umfang des Einflusses der Literatursprache, die Tendenz der weiteren Mundartenentwicklung der betreffenden Stadt, zuletzt die Methodologie der Erforschung der städtischen Dialekte selbst.

Die Abhandlung von JAR. RUDNYČYJ über die ukrainische Mundart von Lemberg zeichnet sich durch ernste Einstellung zu dem Tatsachenmaterial und durch ausgedehnten Umfang der gestellten Probleme aus. Die Mundart ist zweifellos dem Verfasser gut bekannt (seine Beobachtungen sammelte er bis zum Jahre 1939, also vermerkte er spätere Erscheinungen nicht), ebenfalls beherrscht er die wissenschaftliche Methode; das phonetische und morphologische System der Mundart zeichnet sich vor dem Leser überhaupt ziemlich deutlich und genau ab. Die Merkmale der Syntax und des Wortschatzes sind nicht so vollständig erfasst. Der Verfasser begnügte sich hier mit einzelnen Beobachtungen, welche kennzeichnende Tatsachen umfassen, jedoch keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen.

Dennoch ist man in mehreren Einzelheiten mit dem Verfasser nicht einverstanden, man kann ihm Unvollständigkeit und Versehen vorwerfen. Ich will hier auf die wichtigsten von diesen Einzelheiten hinweisen.

In der eigentlichen Charakteristik der Lemberger Mundart ruft die Behauptung von der weichen Aussprache der Labiale vor *i*, sogar vor einem solchen, welches auf *o* zurückgeht, Zweifel hervor (30, 20, 23). Es ist anzunehmen, daß dieses nur auf Grund eines Palatogramms festzustellen wäre. Sehr zweifelhaft sind ebenfalls die Formen *fčóra*, *fčóraj* „gestern“ (27), die den Wandel des urslavischen *e* nach *č* vor einem Laut der hinteren Reihe zu zeigen haben, (warum etwa nur nach *č* und nicht auch nach *ž*, *š*, *j*?). Nach unseren Beobachtungen ist dieser Übergang in der Lemberger Mundart, wie auch sonst in der Gruppe der südwestlichen ukrainischen Mundarten, sehr begrenzt; hier herrschen solche Formen, wie *včóra*, *šestyj* (gestern, sechster) u. dgl. Im Buche von RUDNYČYJ widerspricht diesem auch die Schreibweise des Wortes *bul'syvýk* „Bolschewist“ (41), wo *y* nach *š* in unbetonter Stellung nur aus *e* und nicht aus *o* zu erklären wäre. Die Härte der Endung

t bei den Verba ist kaum mit der „allgemeinen Tendenz in der westlichen Aussprache zur Entpalatalisierung von weichen Konsonanten am Wortende“ (11) zu erklären, denn wodurch wäre dann die Beibehaltung der Weichheit bei den Endungen der Substantiva und besonders Adverbia veranlaßt? Unklar bleibt der Unterschied zwischen dem labiodentalen und bilabialen *w* und dem *ɥ* (20, 28); von den Schwierigkeiten spricht der Verfasser selbst (30). Wenn man von dem Wandel des weichen *n* zu *j* (*paɪstʷóva* „staatliche“) mit nasaler Nuance spricht (28), dann muß auch von der Dissimilation des *dc* zu *jc* (*dvájc'at'* „zwanzig“ u. dgl.) geredet werden.

Die Erklärung des Verfassers, betreffs der Verhärtung von *t* bei der Mehrzahl der femininen Substantiva, mit einem Konsonant im Auslaut *kostam*, *kostamy*, *kostax* (54) bedarf einer Überprüfung.

Die Art und Weise der Substitution an Stelle des in dieser Mundart unmöglichen, palatalisierten *r'* ist bei R. nicht angegeben. Was den Laut *l* betrifft, so ist die Neigung, das harte *l* durch *ɥ* zu ersetzen oder wenigstens seine Aussprache mit einer Labialisierung zu verbinden (36, 89), richtig charakterisiert, es wird aber nichts erwähnt von der für Lemberg sehr bezeichnenden, häufig anzutreffenden Veränderung des weichen *l'* in ein mittleres *l*, wahrscheinlich unter dem Einfluß der polnischen Sprache. Andererseits wird der Versuch, den Übergang des harten *l* zu *ɥ* in der polnischen Aussprache durch Einfluß der ukrainischen Formen des Präteritums bei den Verba zu erklären (85) nicht gebilligt und zwar aus dem Grunde, weil dieser Lautwandel in der polnischen Sprache sich nicht allein auf Verba beschränkt (86). Der Übergang des *a* in *e* nach palatalen Konsonanten [*ɥz'éta* „nahm“, *z mul'érk'i* „Maurerarbeit“ u. dgl. (25)] zeigt mehrere Ausnahmen, wie der Verfasser selbst feststellt. Er deutet sie durch Einfluß der literarischen Sprache. Die Erscheinung ist aber viel komplizierter. Sie wird in Lemberg selbst als provinziell empfunden und ruft Spott hervor, was man von einer Reihe anderer Merkmale, welche die Lemberger Mundart von der literarischen Sprache unterscheiden, wie z.B. Verhärtung von *r* oder dorsale Aussprache der erweichten *s'*, *c'*, *z'*, nicht sagen kann. Es ist klar, daß dieser Übergang des *a* in *e* zu einer Hebung neigt. Möglich, daß der Zustrom vom Menschen aus den Gebieten, welchen diese Erscheinung fremd ist (wie das Bojky-Gebiet), ihn begünstigte. Diese Erscheinung verdient jedenfalls eine genauere Analyse, vielleicht würde eine solche die allgemeine Behauptung des Verfassers von der Verbindung Lembergs nur mit den nächsten ländlichen Mundarten abschwächen.

Der Mangel einer Erklärung könnte dem Verfasser noch bei einigen, freilich weniger bedeutsamen Punkten vorgeworfen werden, z. B. bei den Wörtern *nɪ*—literarisch ukrainisch *xaj* (25), *španak*—literarisch ukrainisch *špinát* (26), und bei der Erklärung der Ursachen des Schwundes von epenthetischem *l'* bei den Verba (*robju* „mache“ — 36). Schade, daß nicht festgestellt wurde, unter welchen Umständen die Endung *t* bei den Verba beibehalten wird und unter welchen sie abfällt [*kryče* „sie schreien“ (31); *xod'e* „sie gehen“ *vàrut* „sie kochen“, *ròbjuť* „sie machen“ (62)]. Ebenfalls vermißt man nicht nur ein Register, sondern auch eine bestimmtere Auswahl bei der Charakteristik der Suffixe. Es werden sehr viele Suffixe angegeben, deren Verwendung sich von der literarischen, allgemein ukrainischen gar nicht unterscheidet, es sind aber ihrer nicht alle. Falls man kein vollständiges System der Suffixe

bietet, wäre es nicht besser, nur spezifische Besonderheiten der Mundart aufzuzeigen, wie es z. B. für die Suffixe *-yxa* oder *-ys'ko* (*-ysku*) (43) gemacht wurde? Außerdem ist nicht überall hervorgehoben, wie weit dieses oder jenes Suffix in der gegebenen Mundart produktiv ist.

Kaum ist das präpositive *s'î* (*s'a*) als Polonismus zu bezeichnen (90). Im Wortschatz sind manche Polonismen, die in der Lemberger Mundart sehr verbreitet sind, nicht vermerkt, wie *cofáty* „zurückweichen“, *kolějka* „Reihe“ *zlapáty* „fangen“, u. dgl. Es bleibt andererseits unverständlich, weshalb das allgemein ukrainische Wort *hnýty* „faulen“ (127) im Glossar der Dialektismen sich findet.

An manchen Stellen fehlt die Betonung [z. B. *vurynak* „Nachtopf“ (27)]. Das eigentliche Material über die Betonung (38) wird in einer zufälligen Weise angegeben. Insbesondere ist eine, scheinbar in der letzten Zeit in der Lemberger Mundart zum Vorschein kommende Tendenz zu unterstreichen, nämlich die Beibehaltung der Endbetonung in dem ganzen Paradigma der Substantiva masculina, falls diese Betonung im Nominativ Singularis auf der letzten Silbe ruht, *Bohdán* — *Bohdaná*, *Tarás* — *Tarasá*, *tumán* — *tumanú* ‘Nebel’ u. dgl. Auf diese Weise wird das Wort *pol'áky* (*pu'ákî*) (35) meistens als *pol'aký* ‘Polen’ ausgesprochen.

An kleinen Mängeln, Versehen und Druckfehlern sind folgende zu nennen: die falschen Transkriptionen auf der Karte (10): *Romen'*, *Luben'*, *Žytomir'*, *Human'* statt *Romen*, *Lubn'i*, *Žytomyr*, *Uman'*; die ungeschickte Formulierung woraus hervorgeht, daß *e* die ehemalige Gruppe *er* und *o* — *or* (24, 26) vertritt; im Worte *zadúxa* „Stickluft“ stellt *-uxa*, selbstverständlich, kein Suffix dar (46); es ist nicht vermerkt, ob nach Präpositionen im Anlaut des Pronomens der dritten Person ein *n* erscheint (57); die Personenformen des Akkusativs im Plural der Pronomina *mij*, *sej*, *toj* (mein, dieser, jener) werden als Formen der masculina angegeben (58, 59); unverständlich bleibt die Form der zweiten Person des Verbums *xitýs'a* — *xcěšši* („wollen“) (63) — dieses Verbum ist doch unpersönlich; das betonte *e* wird als unbetont behandelt in den Wörtern wie *den'* „Tag“ (24) und *Dobaněvyč* (78); die Bezeichnungen (der Palatalisation oder der Betonung) über der Zeile sind bei den Wörtern *miž* ‘zwischen’ (33) *lašak* ‘Fohlen’ (40), *drimotá* ‘Schlummer’ (46) weggelassen.

In dem sprachgeschichtlichen Teile der Abhandlung kann ebenfalls nicht alles gebilligt werden. Erstens mußte die Verknüpfung des „Lexikons“ von Pamva Berynda mit der Sprache der Lemberger Urkunden genauer begründet werden. Die bisherige Erforscherin dieses Lexikons, Z. VESELOVSKÁ, betrachtet den Verfasser des Wörterbuches als einen Träger der Sprachbesonderheiten der Lemky. Danach muß diese (tatsächlich sehr zweifelhafte) Behauptung umstritten bleiben. Man kann nicht unbedingt behaupten, daß in den Urkunden des XIV—XV Jahrhunderts sich unter *u* an Stelle des gedehnten *o* ein Monophthong *u* verbirgt (73); es ist durchaus möglich, daß die Schreibung *u* hier einen gewissen Diphthong bezeichnete. Die Vertretung des langen *e* wird bei Silben vor *ɛ* und vor *ɛ* (73—74) nicht unterschieden. Ganz überflüssig sind die Erwägungen über die Art der Veränderungen des *ě* (74, 75). Sehr wenig überzeugend sind die Beispiele des Zusammenfalles von *y* und *i*, da sie fast lauter Wörter mit *r* oder Reibelauten (*ž*, *č*, *š*) vor *i* enthalten, das heißt mit jenen Konsonanten, die entpalatalisiert wurden; insbesondere ist bei dem Worte *kryló* (Flügel) als ursprünglich nicht *y*, sondern *i* anzusehen

(76). Das Wort *tramvaj* wird aus unverständlichen Gründen vom Verfasser als aus der deutschen Sprache stammend bezeichnet (93).

Abgesehen von diesen, unleugbar wichtigen, aber nur partiellen Versehen oder Lücken, stellt die Abhandlung von RUDNYČKYJ eine genaue wissenschaftliche Zusammenfassung des Systems der ukrainischen Stadtmundart von Lemberg, in der Statik, in der Gegenwart, dar. Als Unterlage für diese Zusammenfassung diente die genaue Analyse von zwei Grammophon-Schallplatten mit einem, was den Inhalt und die Ausdrucksweise betrifft, sehr glücklich gewählten Text. Der Verfasser fügt seine Beobachtungen bei, benutzt Werke der schönen Literatur, welche die Merkmale der Lemberger Mundart widerspiegeln (FRANKO, KERNYČKYJ, MARJČYN, NYŽANKIVSKYJ), vergleicht die ukrainische Mundart von Lemberg mit der polnischen, indem er eine gegenseitige Beeinflussung zwischen beiden feststellt, analysiert die geschichtlichen Quellen der Lemberger Mundart (das letztere freilich, auf eine sehr allgemeine Weise, ohne Verbindung mit den konkreten Besonderheiten der gegenwärtigen Mundart von Lemberg).

Die Arbeit von JAR. RUDNYČKYJ ist ein nützlicher Beitrag zur ukrainischen Sprachwissenschaft. Dennoch enthält sie einen inneren Widerspruch, welcher das ganze Werk durchdringt. Wie die Überschrift der Abhandlung bezeugt, stellt er sich die Aufgabe, die Mundart von Lemberg zu erforschen, und zwar in dem Stadtteil, aus welchem die vom Verfasser benutzten Schallplatten-Niederschriften stammen. Der Autor begnügt sich hauptsächlich auch damit, besonders bei der phonetischen Beschreibung. Bei den historischen Erläuterungen, bei mehreren Bemerkungen und Schlüssen, sowie im Wörterbuch behandelt er aber den Lemberger Dialekt als ein Ganzes. Dieses ruft Widersprüche hervor. Darf man allgemeine Schlüsse aus einem engeren Material ziehen? Ist es andererseits erlaubt, die Eigentümlichkeiten eines nicht sehr umfangreichen Materials dem ganzen ukrainischen Lemberg zuzuschreiben? Ist die Sprache von Lemberg ein vom phonetisch-morphologischen Standpunkt so weit vollendetes System, wie sie in dem Buche erscheint? Sollte es nicht doch ein Konglomerat sein? Werden die Prozesse der Sprachmischung, der Änderungen, der Dynamik in Lemberg nicht ignoriert oder wenigstens vermindert? Die Arbeit zeigt keine Verschiedenheiten der Lemberger Sprache nach den verschiedenen sozial-beruflichen Schichten. Bezeichnend ist die Tatsache, daß wir von den Personen, von denen die Aufzeichnungen stammen, nichts wissen (weder Alter, noch Beruf); verschiedene Etappen der Lemberger Geschichte werden als ein Ganzes behandelt, von dem Stadtteil Znesinnia wird nur erwähnt, daß er eines von den ältesten Stadtvierteln Lembergs sei (13). Auf diese Weise werden die allgemeinen Schlüsse des Autors von der unmittelbaren Verbindung der Lemberger Mundart mit den benachbarten ländlichen Mundarten durch den Zustrom der Bevölkerung vom Lande, infolge der Entwicklung des ukrainischen Handels und der Industrie, sowie durch den ständigen Kontakt mit den Nachbardörfern (12, 80, 95), von ihrer Identität mit diesen Mundarten, abgesehen von der rein lexikalischen Seite, deren Besonderheiten aus spezifisch städtischen Ausdrücken, fremdsprachigen Einflüssen des Diebsargot (12) bestehen, durch die weiter folgende Behauptung des Autors, teilweise abgestritten; danach soll das Lemberger Idiom „keine einheitliche Mundart in grammatischer Hinsicht bilden“ (95).

Ist es ein Dialekt oder eine durch Sprachmischung sich auszeichnende Koiné mit spezifischen literatursprachlichen, fremdsprachigen und Jargon-Schichten belastet — so wird die Frage gestellt. Wenn RUDNYČKYJ von solchen tief wirkenden Einflüssen der Literatursprache, die sogar die Gesetzmäßigkeit der Betonungsbeziehungen berühren (22), spricht, so erwarten wir von ihm die Folgerung, daß wir es mit einer Koiné oder wenigstens mit einem Dialekt, welcher auf dem Wege ist, sich in eine Koiné umzuwandeln, zu tun haben. Die ganze Methode der Abhandlung bedient sich aber der Methodologie der Mundartforschung und nicht derjenigen einer Koiné-Untersuchung. Freilich kann man dem Autor daraus keinen großen Vorwurf machen: die Methodologie der Erforschung der städtischen Koiné ist noch fast gar nicht bearbeitet. Desto größer ist das Bedürfnis nach einer solchen Untersuchung.

Lund

J. ŠERECH.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher

- ABRAHAM, G. Über russische Musik. Basel. Auerbach 1947, 8°, 89 S.
- AMMANN, A. M. Ostslawische Kirchengeschichte. Wien, Herder 1950, 8°, XVI + 748 S.
- ANDRONIKOV, I. Lermontov, Moskau 1951, 8°, 318 S.
- Antologija nove čakavske lirike*. 2. Aufl. Zagreb, Nakladni zavod Hrvatske, 1947, 8°, 154 S. (= *Suvremeni pisci hrvatske*, hgb. I. Jelenović u. H. Petris).
- AŠUKIN, N. Moskva v žizni i tvorčestve A. S. Puškina, Moskau 1949, 8°, 224 S.
- BATTISTI, C., ALESSIO, G. Dizionario etimologico italiano, Firenze, G. Barbèra, 1950, 8°, (= Istituto di glottologia) Bd. I, XXXI + 819 S. Bd. II, Lief. 1—7, S. 821—1604. Bd. III, Lief. 1 S. 1605—1716. (*A. Frézza*).
- BELLO, C. Communisme platonicien et Marxisme. 2. Aufl. Paris, Vaugirard 1950, 8°, XV + 252 S.
- BENZ, E. Die abendländische Sendung der östlich-orthodoxen Kirche. Wiesbaden, Steiner 1950, 8°, 294 S. (= Ak. d. Wiss. u. d. Lit. Mainz, Abh. d. geistes- u. soz. wiss. Klasse, Jahrg. 1950, Nr. 8).
- BER, K. M. Avtobiografija, Sow.-akad. 1950, 8°, 542 S.
- BERG, L. Natural regions of the USSR., New York, Macm. Comp. 1950, 8°, XXXI + 436 S.
- BETTS, R. R. Central and South East Europe 1945—1948. Liverpool, Gardner 1950, 8°, X + 227 S. (= Royal Inst. of Internat. Affairs London—New York).
- BEZSONOV, S. V. Architektura zapadnoj Ukrainy. Moskau 1946, 8°, 94 S.
- BIČURIN, N. Ja. (Iakinf) Sobranije svedenij o narodach, obitavšich v srednej Azii v drevnije vremena, Akad. 1950, 8°, Bd. I, LXXXVIII + 380 S., Bd. II, 333, S.
- BJALYJ, G. A. V. G. Korolenko. Moskau-Leningrad 1949, 8°, 371 S.

- Bjulleteni rukopisnogo otdela* II, Moskau-Leningrad Akad. 1950, 8°, 91 S.
- BLAGOJ, D. Tvorčeskij put' Puškina (1813—1826). Moskau-Leningrad 1950, 8°, 600 S.
- BLOSS, FR.—DEBRUNNER, A. Grammatik des neutestamentlichen Griechisch. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 8. Aufl., 1949/50, 8°, XVIII, 280 83 S.
- BOGOSLOVSKIJ, N. V. Puškin-kritik. Moskau 1950, 8°, 760 S.
- Bol'saja sovetskaja enciklopedija*. 2. Aufl. Bd. 1—4 (A bis Berezko), Moskau 1950, 8°, 633 + 652 + 626 + 640 S.
- BRODSKIJ, N. „Jevgenij Onegin“ roman A. S. Puškina. Moskau 1950, 8°, 408 S.
- Cambridge History of Poland, The*, hgb. W. F. Reddaway, J. H. Penson, O. Halecki, R. Dyboski. Cambridge Univ. Press 1950, 8°, XIV + 607 S.
- CARR, E. H. The Bolshevik Revolution 1917—1923 Bd. I. London, Macmillan 1950, 8°, X + 430 S.
- CEJTLIN, A. I. A. Gončarov. Moskau, Akad. 1950, 8°, 489 S.
- Constantinus Porphyrogenitus*, De administrando imperio, hsg. G. Moravcsik, Budapest 1949, 8°, 347 S. (Magyar-Görög Tanulmányok).
- CROSS, S. H. Slavic civilization through the ages, Harvard Cambridge, Mass. 1948, 8°, VI + 195 S.
- CZERNY, M. K. Verzeichnis der umbenannten Ortschaften in den an Polen gemäß Potsdamer Abkommen abgetretenen früh. deutschen Ostgebieten, Frankfurt/M. 1949, 8°, 276 S.
- ČECHOV, A. Povesti. Moskau 1951, 8°, 711 S.
- ČEREPNIN, L. Duchovnyje i dogovornyje gramoty velikich i udel'nych knjazej XIV—XVI vv. Moskau-Leningrad Akad. 1950, 8°, 586 S.
- ČERNYŠEV, V., OBNORSKIJ, S., u. a. Slovar' sovremennogo russkogo literaturnogo jazyka. Bd. I. Moskau-Leningrad Akademie 1950, 8°, XLII + 767 S. Bd. II, 1951, VIII + 1393 S. (A—V).
- ČERNYŠEVSKIJ, N. G. Izbrannyje sočinenija, Moskau-Leningrad 1950, 8°, XII + 837 S.
- DEMENT'JEV, A. A. Sbornik zadač i upražnenij po istoričeskoj grammatike russkogo jazyka. Moskau 1946, 8°, 71 S.
- DOBROLJUBOV, N. A. Sobranije sočinenij. Moskau 1950, 8°, Bd. I, 727 S.
- EL'SBERG, JA. A. I. Gercen, žizn' i tvorčestvo. Moskau 1951, 8°, 550 S.
- Enzyklopädie der UdSSR*. Bd. I., Kultur u. Fortschritt Berlin 1950, 8°, XXII + 1254 Sp.
- EPPELSHEIMER, H. Handbuch der Weltliteratur, Bd. I. Von den Anfängen bis zum Ende des 18. Jhdts. Frankfurt/M., Klostermann 1947, 8°, XII + 390 S. II. Aufl.
- ERNOUT, A. — MEILLET, A. Dictionnaire étymologique de la langue latine. Paris, Klincksieck 1951, 3. Aufl. Bd. I (A—L), 8°, XXIV + 667 S.
- FAL'KOVSKIJ, N. I. Moskva v istorii tehniki. Moskau 1950, 8°, 525 S.
- FRIZ, KARL. Die Stimme der Ostkirche. Stuttgart, Ev. Verlagswerk 1950, 8°, 175 S.
- GAFUROV, B. Istorija tadžikskogo naroda, Bd. I. Gosudarstvennoje izdatel'stvo političeskoj literatury 1949, 8°, 475 S.
- GOGOL', N. Sobranije sočinenij, Bd. 1—6. Moskau 1949-50, 8°, XLVIII + 325 + 245 + 251 + 347 + 427 + 359 S.
- GOR'KIJ M. Sobranije sočinenij Bd. 1—9. Moskau Akad. 1949ff., 8°, 511 + 587 + 533 + 500 + 493 + 557 + 537 + 510 + 638 S.

- GOR'KIJ, M. *Za mir i demokratiju*. Moskau 1951, 8°, 266 S.
- Gor'kovskije čtenija 1949—1950. Moskau Akad. 1951, 8°, 482 S.
- GRAPPIN, H. *Grammaire de la langue polonaise*. 2. Aufl., Paris 1949, 8°, 329 S. (= Collection de grammaires de l'Institut d'Etudes slaves, Nr. 1).
- GRUNWALD, C. DE. *La vie de Nicolas Ie*. Paris, Calmann-Lévy 1946, 8°, X + 309 S.
- HACKEL, A. A. *Ikonen*. Freiburg i. Br., Herder 1951, 8°, 31 S. u. 16 Bildtafeln.
- HEPNER, B.-P. *Bakounine et le panslavisme révolutionnaire*. Paris, Rivière 1950, 8°, 319 S. (= Bibliothèque des Sciences Politiques et Sociales).
- HIRSCHMANN, M. A. P. *Tschechow. Leben und Werk*. Wien, Andermann 1947, 8°, 143 S.
- Institut Etnografii, Kratkije soobščeniija*. Moskau-Leningrad Akad. 1950, 8°, Nr. 11—12, 114 + 135 S.
- Istoričeskij Archiv*. Bd. IV u. V. Moskau-Leningrad 1949—1950, 8°, 444 + 454 S.
- Istoričeskije Zapiski*. Nr. 31—34. 1950, 8°, 266 + 265 + 270 + 338 S. (= Akademija Nauk SSSR, Institut Istorii).
- JEFIMOV, A. V. *Iz istorii velikich russkich geografičeskich otkrytij*. Moskau 1950, 8°, 317 S.
- JEVGEN'JEV-MAKSIMOV, V. N. A. *Nekrasov v portretach i illjustracijach*. Leningrad 1950, 8°, 195 S.
- JÓHANNESSON, A. *Isländisches etymologisches Wörterbuch*. Bern, Francke 1951, 8°, Lief. 1, 160 S.
- JUŠKOV, S. *Obščestvenno-političeskij stroj i pravo Kijevskogo gosudarstva*. Moskau 1949, 8°, 543 S. (= Kurs istorii gosudarstva i prava SSSR, Bd. I).
- KAFENGAUZ, B. I. T. *Posožkov, Žizn, i dejatel'nost'*. Moskau-Leningrad 1950, 8°, 189 S.
- KEPESKI, K. *Makedonska gramatika*. Skopje 1950, 8°, 154 S.
- KLEINER, J. *Krasiński*. Lublin 1948, 8°, 111 S.
- Kratkije soobščeniija o dokladach i polevych issledovanijach Instituta istorii material'noj kul'tury*. Moskau-Leningrad, 8°, Bd. 27—30, 1949, 162 + 126 + 134 + 133 S., Bd. 31—32, 1950, 198 + 172 S.
- LAUTH, R. *Ich habe die Wahrheit gesehen. Die Philosophie Dostojewskis*. München, Piper 1950, 8°, 568 S.
- LEBEDEV, D. *Geografija v Rossii Petrovskogo vremeni*. Moskau-Leningrad 1950, 8°, 383 S.
- LETZ, B. *Kmeňoslovné úvahy*. Turč. Sv. Martin 1943, 8°, 256 S. (= Spisy jazykového odboru Matice Slovenskej Nr. 3).
- LIŠKA, J. K. *otázke pôvodu východoslovenskýchnárečí*. Turč. Sv. Martin 1944, 8°, 83 S. (= Spisy jazykového odboru Matice Slovenskej Nr. 4).
- LOMONOSOV, M. V. *Izbrannyje filosofskie proizvedeniija*. Moskau 1950, 8°, 758 S.
- MAHLER, E. *Altrussische Volkslieder aus dem Pečoryland*. Basel, Bärenreiter 1951, 8°, 175 S.
- MAKOGONENKO, G. N. *Novikov i ruskoje prosvěšćenije XVIII veka*. Moskau-Leningrad 1951, 8°, 543 S.
- MANNING, CL. A. *Twentieth-Century Ukraine*. New York, Bookman Ass. 1951, 8°, 243 S.
- MANTEUFFEL-SZOEGE, G. *Geschichte des polnischen Volkes während seiner Unfreiheit 1772—1914*. Berlin, Duncker u. Humblot 1950, 8°, XII + 304 S.
- MAZON, A. *Grammaire de la Langue russe*, 3. Aufl. Paris 1949, 8°, 301 S. (= Collection de grammaires de l'Institut d'Etudes slaves Nr. 5.)



- MEILLET, A. Les dialectes Indo-Européens, Neuauflage. Paris, Champion 1950, 8°, 138 S. (= Collection linguistique publiée par la Société de Linguistique de Paris Nr. 1.)
- MEJLACH, B. A. S. Puškin. Moskau-Leningrad Akad. 1949, 8°, 200 S.
- MESSINA, G. L. La letteratura sovietica. Florenz, Le Monnier 1950, 8°, 118 S.
- MICHAJLOV, M. Stichotvorenija. Leningrad 1950, 8°, 399 S. (= Biblioteka Poeta).
- MIGLIORINI, B. — DURO, A. Prontuario etimologico della lingua italiana. Torino, Paravia 1950, 8°, XXIII + 628 S.
- MIRKOVIĆ, L. Miroslavljevo jevanđelje. Beograd Akad. 1950, 8°, 47 S. + Text + 60 Abb. (= Posebna izdanja, Nr. 156, Archeološki institut, Nr. 1).
- MOUSSET, J. Les villes de la Russie Subcarpatique (1919—1938). Paris, Droz 1938, 8°, 139 S. (= Travaux publ. par l'Institut d'études slaves Nr. 18).
- MÜLLER, L. V. Solovjev und der Protestantismus. Freiburg, Herder 1951, 8°, 182 S.
- NAUMOV, E. D. A. Furmanov. Moskau-Leningrad 1951, 8°, 178 S.
- NOVOSEL'SKIJ, A. Bor'ba Moskovskogo gosudarstva s tatarami v pervoj polovine XVII veka. Moskau-Leningrad 1948, 8°, 447 S.
- OBOLENSKY, D. The Bogomils, a study in Balkan Neo-Manichaeism. Cambridge, Univ. Press, 1948, 8°, XIV + 317 S.
- OBRUČEV, V. A. Gr. N. Potanin. Moskau-Leningrad Akad. 1947, 8°, 288 S.
- ORLOV, VL. Russkije prosvetiteli 1790—1800 - ych godov. Moskau-Leningrad 1950, 8°, 476 S.
- OSTROVSKIJ, A. N. Polnoje sobranije sočinienij Bd. 1—8. Moskau 1949/50 8°, 414 + 405 + 410 + 419 + 350 + 375 + 338 + 390 S.
- Oxford Slavonic Papers*. hgb. S. Kononov, Bd. I, Oxford 1950, 8°, 129 S.
- PANAJEV, I. I. Literaturnyje vospominanija. Moskau 1950, 8°, LVI + 471 S.
- PASCAL, P. Histoire de la Russie des origines à 1917. Paris, Presses universitaires 1949, 16°, 136 S. («Que sais-je», Nr. 248).
- PAŠUTO, V. Očerki po istorii galickovolynskoj Rusi, 1950, 8°, 328 S. (= Akad. Nauk SSSR, Institut Istorii).
- PERCOV, V. Majakovskij, Žizn' i tvorčestvo. Moskau-Leningrad 1950, 8°, 467 S.
- PISAREV, D. I. Izbrannyje pedagogičeskie sočinenija. Moskau 1951, 8°, 414 S.
- PLEŠČEJEV, A. Stichotvorenija. Leningrad 1950, 16°, 275 S.
- POCTA FR. TRÁVNÍČKOVI a F. WOLLMANOVI. Brünn, Slovanský Seminář Masarykovy University 1948, 8°, 543 S.
- Poety „Iskry“*. Leningrad 1950, 16°, 499 S.
- PORRET, E. Nikolaj Berdjajew und die christliche Philosophie in Rußland. Heidelberg, Kerle 1950, 8°, 223 S.
- Povest' vremennyx let*. Moskau-Leningrad Akad. 1950, 8°, Bd. I u. II, 404 + 554 S.
- Pravidlá slovenského pravopisu s pravopisným slovníkom*. Matica Slovenská, Turč. Sv. Martin 1949, 8°, 478 S.
- PRAŽÁK, A. Staročeská báseň o Alexandru Velikém Prag, Melantrich 1945, 8°, 286 S.
- PRISELKOV, M. D. Troickaja letopis', Moskau-Leningrad 1950, 4°, 512 S.

(Fortsetzung folgt)



MANFRED MAYRHOFER

HANDBUCH DES PĀLI

Teil I: Grammatik, XXVI, 214 S., brosch. DM 12.—, geb. DM 14.40

Teil II: Texte und Glossar, 83 S., brosch. DM 4.80, geb. DM 6.60

Das *sprachwissenschaftliche Studium des Mittelindischen* ist in den letzten Jahrzehnten immer mehr ein Anliegen an den *Indogermanisten*, und nicht nur an jenen mit speziell auf das Indische gerichteten Forschungsinteressen, geworden. *Der Einfluß der mittelindischen Volkssprachen auf das Altindische*, das nach wie vor eine der Primärsprachen in der indogermanischen Sprachwissenschaft darstellt, konnte bis hoch in die Zeit des Rig-Veda hinauf, vielleicht sogar bis in die Zeit des vorderasiatischen Aufenthaltes der späteren Indoarier nachgewiesen werden. So ist heute altindische Sprachforschung ohne mittelindische Kenntnisse nicht mehr erfolgversprechend und auch kaum mehr statthaft. Davon abgesehen aber zeigt der Übergang vom Altindischen zum ältesten Mittelindischen, dessen reinster Vertreter das Pāli ist, eine Reihe von sprachlichen Vorgängen, die in den anderen indogermanischen Sprachen bereits abgeschlossen sind, als ihre literarische Überlieferung einsetzt, die uns hier aber in ihrem Werden greifbar vorliegen; dadurch erhält das sprachwissenschaftliche Studium des Mittelindischen auch für den Indogermanisten von nicht-indischer Spezialisierung eine hohe Bedeutung.

Das „HANDBUCH DES PĀLI“ versucht nun zum ersten Male in der indogermanistischen Literatur, die *sprachliche Entwicklung vom Urindogermanischen bis zum Mittelindischen* unter ständiger Vergleichung der verwandten Sprachen vollständig darzulegen. Durch diese vielfachen Hinweise auf verwandte Formen in den klassischen, germanischen und slawischen Sprachen wird aber auch allen jenen ein leichter und interessanter Zugang zum Pāli geebnet, die diese Sprache aus *geistesgeschichtlichen* und *literarischen Neigungen* zu erlernen suchen. Auf diese Leser nimmt nicht nur die eingehende literaturgeschichtliche Einleitung des Buches, sondern auch der mit einem etymologischen Glossar versehene Textband Rücksicht, der einige der schönsten und religionsgeschichtlich wichtigsten Stücke der so reichen Literatur des alten Buddhismus enthält.

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG · GEGR. 1822 · GMBH
HEIDELBERG · LUTHERSTRASSE 59

SPRACHWISSENSCHAFTLICHE STUDIENBÜCHER

Hans Krabe

**HISTORISCHE LAUT- UND FORMENLEHRE
DES GOTISCHEN**

Zugleich eine Einführung in die germanische Sprachwissenschaft
1948. 143 S. Geb. DM 4.95

Richard v. Kienle

GOTISCHE TEXTE

1948. [1949] 102 S. Geb. DM 4.30

Siegfried Gutenbrunner

**HISTORISCHE LAUT- UND FORMENLEHRE
DES ALTISLÄNDISCHEN**

1951. 172 S. Geb. DM 9.60

Gerhard Eis

**HISTORISCHE LAUT- UND FORMENLEHRE
DES MITTELHOCHDEUTSCHEN**

1950. 160 S. Geb. DM 8.25

Hans Sievert

GRIECHISCHES IN DER KIRCHENSPRACHE

1950. 234 S. Geb. DM 10.60

J. B. Hofmann - H. Rubenbauer

**WÖRTERBUCH DER GRAMMATISCHEN UND
METRISCHEN TERMINOLOGIE**

1950. 64 S. Kart. DM 3.30

WINTERS STUDIENFÜHRER

Jörgen Forchhammer

ALLGEMEINE SPRECHKUNDE

1951. VIII, 193 S. 5 Tafeln, Br. DM 10.—. In Leinen geb. DM 12.—

Hans Gebhart

NUMISMATIK UND GELDGESCHICHTE

1949. 128 S. Br. DM 4.95. In Leinen geb. DM 6.95

Joachim Kirchner

BIBLIOTHEKSWISSENSCHAFT

1951. 250 S. u. 16 Tafeln. Br. DM 7.80. In Leinen geb. DM 9.90

Oskar Kutzner

ALLGEMEINE METHODIK DES STUDIUMS

2. Auflage 1950. XII, 172 S. Br. DM 4.65. In Leinen geb. DM 6.60

Gerhard Rohlf

ROMANISCHE PHILOLOGIE

I. Teil: Allgemeine Romanistik. Französische und Provenzalische Philologie

1950. VII, 207 S. Br. DM 6.60. In Leinen geb. DM 8.60

II. Teil: Im Druck

Kurt Schilling

**STUDIENFÜHRER ZUR GESCHICHTE
DER PHILOSOPHIE**

1949. VIII, 248 S. mit 16 Abb. Br. DM 7.60. In Leinen geb. DM 9.60

Ernst Schwarz

**DEUTSCHE UND GERMANISCHE
PHILOLOGIE**

1951. VII, 248 S. Br. DM 8.70. In Leinen geb. DM 10.80

Soeben erschienen:

Hans Krabe

**SPRACHVERWANDTSCHAFT IM
ALTEN EUROPA**

1951. 30 S. Kart. DM 1.20

CARL WINTER . UNIVERSITÄTSVERLAG . HEIDELBERG

MORITZ REGULA

Grundlegung und Grundprobleme der Syntax

(Bibliothek der Allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Reihe)

1951. 202 S. Gr. 8°. Brosch. DM 12.60

Das vorliegende Buch des durch seine sprachpsychologischen Arbeiten bekannten Romanisten und Sprachphilosophen Moritz Regula bringt in Prinzipien und Einzelfragen der Syntax neue Erkenntnisse, die einerseits auf der für die *Sprachwissenschaft* aufgestellten „*Dimensions-*“ und „*Kategorienlehre*“ der Logik, andererseits auf einer *Allseitigkeit* der Betrachtung anstreben und neue Forschungsmittel einsetzenden Methode beruhen.

Das gegenwärtig allgemein im Sinne des Substanzbegriffs gefaßte und als Herzstück der Philosophie betrachtete „*Sein*“ wird vom Verfasser als oberster und letzter *Merkmalsbegriff* des „*Seienden*“ (in umfassendster Bedeutung) in seinen *Arten* dargelegt und als *Wesenskern* jedes komplexen und gezielten Denkinhalts erwiesen, woraus sich eine neue Auffassung von *Wesen*, *Form* und *Gliederung* des Satzes ergibt.

Auch im besonderen Teil (Die Wortarten und ihre Funktionen) werden größtenteils neue Aspekte aufgezeigt und nebst allgemeinen Aufstellungen eine Fülle fesselnder Sondererscheinungen aus den klassischen und romanischen Sprachen (bei besonderer Berücksichtigung des Französischen) sowie aus dem Deutschen und Englischen in neuer Beleuchtung dargeboten. Das reiche Sach-, Wort-, Wortfügungs- und Satzfügungsregister bietet, abgesehen von der bequemen Nachschlagemöglichkeit, den unschätzbaren Vorteil, daß darin verschiedenartige Erscheinungen unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammengefaßt erscheinen.

Ein Buch, das dem Studierenden jedes philologischen Faches gründliche Belehrung über die mannigfachsten Probleme der Sprachwissenschaft, dem Forscher reiche Anregung zu geben vermag. Jedem sinnenden und aus innerer Verpflichtung dem Schüler gegenüber auf verinnerlichende, wahre Sprachbeherrschung hinielenden Lehrer wird das Buch ein wertvoller Führer sein.

Bezug durch jede gute Buchhandlung

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG · GEGR. 1822
GMBH · HEIDELBERG · LUTHERSTRASSE 59

**BIBLIOTHEK DER ALLGEMEINEN
SPRACHWISSENSCHAFT**

Herausgegeben von *Hans Krahe*

3. Reihe

Karl Bouda

BASKISCH-KAUKASISCHE ETYMOLOGIEN

1949. 55 S. br. DM 7.15

Karl Bouda

LAKKISCHE STUDIEN

1949. 90 S. br. DM 7.95

Jakob Schoembs

AZTEKISCHE SCHRIFTSPRACHE

1949. 212 S. br. DM 18.15

Jacques A. Durr

DEUX TRAITÉS GRAMMATICaux TIBÉTAINS

1950. 95 S. br. DM 13.90

Jacques A. Durr

MORPHOLOGIE DU VERBE TIBÉTAIN

1950. 192 S. br. DM 24.75

ZEITSCHRIFTEN DES VERLAGES

BEITRÄGE ZUR NAMENFORSCHUNG

In Verbindung mit *Ernst Dickenmann* herausgegeben von *Hans Krahe*

Bisher 2 Jahrgänge. Jg. mit 3 Heften (zus. 320 S.) DM 24.—, Einzelheft DM 8.—. Erscheint weiter
(Preis ab Jg. III DM 36.— bzw. Einzelheft DM 12.—)

GERMANISCH-ROMANISCHE MONATSSCHRIFT

Neue Folge Jg. I (XXXII. Band der Gesamtreihe)

In Verbindung mit

Heinz Otto Burger, Adalbert Hämel, Ferdinand Holthausen

Eduard von Jan, Levin L. Schücking

herausgegeben von

Franz Rolf Schröder

Einzelheft (80 S.) DM 4.20, Jahrgang (4 Hefte) DM 16.—. Erscheint weiter

GYMNASIUM

Zeitschrift für Kultur der Antike und humanistische Bildung
herausgegeben von

Franz Bömer und Hans Haas

Einzelheft 80–96 S. Preis DM 3.50, 56. Jahrgang (3 Hefte) DM 9.—. 57. Jahrgang (4 Hefte) DM 12.—
Erscheint weiter (Seit Jahrgang 1951 je Heft mit 2–6 Kunstdrucktafeln.)

Sammlung slavischer Lehr- und Handbücher

Begründet von A. Leskien und E. Berneker

I. Reihe: Grammatiken

1. Grammatik der altslawischen (altslawisch-slav.) Sprache. Von A. Leskien. 2. u. 3. Aufl. 1919. LII, 260 S., geb. DM 7.95.
2. Slavische Phonetik. Von Olaf Broch. 1911. X, 347 S. Vergriffen.
3. Urslawische Grammatik. Einführung in das vergleichende Studium der slavischen Sprachen. Von J. J. Mikkola. I. Lautlehre, Vokalismus, Betonung. 1913. V, 146 S. Vergriffen.
— — II. Konsonantismus. 1942. S. 147—208, geb. DM 4.—.
— — III. Formenlehre. 1950. 209—320 S. geb. DM 6.30.
4. Grammatik der serbo-kroatischen Sprache. I. Lautlehre, Stammbildung, Formenlehre von A. Leskien. 1914. XLVI, 588 S. Vergriffen.
5. Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen. Von Franz Miklosich. (Manuscriptdruck). II. Stammbildungslehre. 1926. XXIV, 504 S. Gr. 8°, brosch. DM 14.10, geb. DM 16.85. IV. Syntax. 1926. XII, 896 S. Gr. 8°, brosch. DM 29.70, geb. DM 32.70.
6. Altslawische Grammatik. Mit einer Auswahl von Texten und einem Wörterbuch. Von P. Diels.
I. Grammatik. 1932. XVI, 307 S., brosch. DM 20.35. 15.—
II. Ausgewählte Texte und Wörterbuch. 1934. VIII, 116 S., brosch. DM 6.60. 5.—
I/II in einem Band geb. DM 30.80. 18.—

II. Reihe: Wörterbücher

1. Slavisches etymologisches Wörterbuch. Von E. Berneker. Bd. I. A—L 2. unveränd. Aufl. 1924. 760 S., geb. DM 24.75. Bd. II. Lieferung 1 DM 1.65.

III. Reihe: Texte und Untersuchungen

1. Die altslawische Alexandreis Mit Einleitung und Glossar hrsg. von Reinhold Trautmann. 1916 XXX, 166 S., geb. DM 7.70.
2. Die Verba reflexiva in den slavischen Sprachen. Von Alfons Margulies. 1924. XVI, 283 S. brosch. DM 7.70, geb. DM 9.35.
3. Das Statut von Wilica in polnischer Fassung. Kritische Ausgabe von O. Grünenthal. 1925. 108 S., brosch. DM 4.95.
4. Der altslawische Codex Supraslensis. Von Alfons Margulies. 1927. XVI, 253 S., brosch. DM 16.85, geb. DM 19.05.
5. Die Bildung der slavischen Personen- u. Ortsnamen. Von Franz Miklosich. 1927. 354 S. 4°. brosch. DM 24.75, geb. DM 28.05.
6. Das Eugenius-Psalterfragment. Mit Erläutrg. hrsg. v. O. Grünenthal. 1930. 47 S., brosch. DM 2.50.
7. Die Volksdichtung der Großrussen. Von Reinh. Trautmann. Bd. I Das Heldenlied (Die Byline). 1935. XI, 446 S. Gr. 8°. brosch. DM 19.25, geb. DM 22.55.
8. Die geistliche Volksdichtung als Äußerung der geistigen Kultur des russischen Volkes. Von Heinrich Stammer. 1939. 171 S. brosch. DM 9.90, geb. DM 12.10.

CARL WINTER • UNIVERSITÄTSVERLAG • HEIDELBERG

Bitte wenden

Slavica

Begründet von Karl H. Meyer und M. Murko

1. Die protestantische Kirchenordnung der Slovenen. Literarisch-kulturhist.-philolog. Untersuchg. von Fr. Kidrič. 1919. XVIII, 158 S. DM 4.95.
 2. Slavische und Indogerm. Intonation von Karl H. Meyer. 1920. 54 S. Vergriffen.
 3. Der Untergang der Deklination im Bulgarischen von Karl H. Meyer. 1920. 75 S. Vergriffen.
 4. Das Asyndeton in den Balto-Slavischen Sprachen. von G. S. Keller. 1922. 107 S. DM 2.75.
 5. Die Wortfolge im Litauischen von E. Schwentner. 1922. 34 S. DM 1.10.
 6. Die Schönhengster Ortsnamen von E. Sandbach. 1922. 137 S. DM 3.85.
 7. Akzentbewegung in der russischen Formen- und Wortbildung von R. Nachtigall. I. Substantiva und Konsonanten. 1922. VIII, 300 S. DM 8.80.
 8. Die Schulkomödien des Pater Franziszek Bohomolec S.J. Von Ad. Stender-Petersen. 1923. XIX, 430 S. DM 12.80.
 9. Die litauischen Akzentverschiebungen und der litauische Verbalakzent von Tore Torbiörnsson. 1924. 54 S. DM 2.—.
 10. Die semasiologische und stilistische Funktion der trat/torot-Alternationen in der altrussischen Literatursprache. Von A. Paschen. 1933. VIII, 71 S. DM 4.40.
 11. Georgije Magarašević (1793—1830). Kulturhist. Beiträge zu den Anfängen d. neueren serbischen Literaturgeschichte. Von Branko Magarašević. 1933. 105 S. DM 6.05.
 12. Volkslied und Volksleben der Kroaten und Serben. Von L. K. Goetz.
I. Die Liebe. 1936. XII, 226 S. DM 8.25.
II. Die Liebenden. Personen und Schauplatz des Liedes. 1937. 243 S. DM 9.35. I/II in einem Band geb. DM 20.35.
 13. Das tschechische Rotwelsch. Entstehung und Schichten. Von Karl Treimer. 1937. 93 S. DM 4.40.
- Arntz, Helmut, Dr.: Sprachliche Beziehungen zwischen Arisch und Balto-Slawisch. 1933. XI. 63 S., brosch. DM 3.30.
- Solmsen, F.: Indogermanische Eigennamen als Spiegel der Kulturgeschichte. Hrsg. v. Ernst Fraenkel. 1922. XI, 261 S., brosch. DM 5.50. geb. DM 7.95.

CARL WINTER • UNIVERSITÄTSVERLAG • HEIDELBERG

Bitte wenden

Neuerscheinungen Frühjahr 1951

GERHARD EIS

Studien zur altdeutschen Fachprosa

80 S., br. DM 8.40

(German. Bibl., 3. Reihe)

WALDE-HOFMANN

Lateinisches etymologisches Wörterbuch

(Indogerm. Bibl., 2. Reihe)

17. Lieferung, (S. 433—512: *rhythmus—sēmus*), br. DM 4.65

NIEDERMANN·SENN·SALYS

Wörterbuch der litauischen Schriftsprache

(Litauisch-Deutsch)

(Indogerm. Bibl., 2. Reihe)

17. Lieferung, S. 513—576:
br. DM 6.30

SCHRÖER-JAEGER

Englisches Handwörterbuch

8. Lieferung, (S. 545—624: *foresay—gyve*),
br. DM 7.20

HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN
(Philosophisch-historische Klasse)

ERNST WAHLE

*Studien zur Geschichte der prähistorischen
Forschung*

(Abh. 1950/1) 178 S., br. DM 18.-

FRITZ MUTHMANN

Statuenstützen und dekoratives Beiwerk an griechischen und römischen Bildwerken

(Abh. 1950/3) 228 S., 21 Tafeln,

br. DM 16.50

HANS FREIHERR V. CAMPENHAUSEN

Polykarp von Smyrna und die Pastoralbriefe

(Sitzungsbericht 1951/2) 48 S., br. DM 5.10

WALTER PAATZ

Von den Gattungen und vom Sinn der gotischen Rundfigur

(Sitzungsbericht 1951/3) 32 S., 16 Tafeln,

br. DM 7.80

WINTERS STUDIENFÜHRER

WOLFGANG FINKELNBURG

Einführung in das Studium der Physik

119 S., br. DM 4.95, in Ln. geb. DM 6.95

JÖRGEN FORCHHAMMER

Allgemeine Sprechkunde (Laetik)

VIII/193 S., 5 Tafeln und 9 Textabb.,

br. DM 10.—, in Ln. geb. 12.—

OTTO GRUBER

Einführung in das Studium der Architektur

VIII/153 S., 15 Abb., br. DM 5.70,

in Ln. DM 7.80

GOTTFRIED KOLLER

Zoologie

VIII 283 S., 193 Abb., br. DM 8.70, in Ln.
geb. DM 10.80

KARL MÄGDEFRAU

Botanik

VIII 244 S., 76 Abb., br. DM 7.80, in Ln.
geb. DM 9.90

ALFRED OPPITZ

Kolbenmaschinen

253 S. mit 193 Abb., br. DM 12.25, in Ln.
geb. DM 14.20

ERNST SCHWARZ

Deutsche und germanische Philologie

VII/248 S., br. DM 8.70,
in Ln. geb. DM 10.80

EDUARD ZENTGRAF

Waldbau

VIII, 168 S.; br. DM 7.-, in Ln. geb. DM 9.-

WERNER RAUH

Sumpf- und Wasserpflanzen

(Sammlung naturwissenschaftlicher
Taschenbücher, Bd. 8) XXXII/140 S., 104
Kunstdrucktafeln, in Ln. geb. DM 7.80

ZEITSCHRIFTEN

BEITRÄGE ZUR NAMENFORSCHUNG

Herausgegeben von HANS KRAHE in
Verbindung mit ERNST DICKENMANN
II. Jahrgang, Heft 2, 104 S., DM 8.-
(cplt. Jg. 3 Hefte DM 24.—)

GYMNASIUM

Vierteljahresschrift für humanistische
Bildung
Herausgegeben von FRANZ BÖMER u.
HANS HAAS
58. Jahrgang, Heft 2, 96 S.,
4 Kunstdruck-Tafeln, DM 3.50
(cplt. Jg. 4 Hefte DM 12.—)

GERMANISCH-ROMANISCHE MONATSSCHRIFT

Herausgegeben von FRANZ ROLF
SCHRÖDER in Verbindung mit H. O.
BURGER, A. HÄMEL,
F. HOLTHAUSEN, E. v. JAN, L. L.
SCHÜCKING
Neue Folge, Bd. I, Heft 3, Jahrg. XXXII,
80 S., DM 4.20
(cplt. Jg. 4 Hefte DM 16.—)

JAHRBUCH FÜR KLEINASIATISCHE FORSCHUNG

Herausgegeben von HELMUTH TH.
BOSSERT u. FRANZ STEINHERR
I. Jahrgang, Heft 3, ca. 128 S.
(Nur kompl. Jahrg. DM 55.50)

Wörterbücher

INDOGERMANISTIK

ERICH BERNEKER

Slavisches etymologisches Wörterbuch. Bd. I A—L. 2. unveränderte Aufl. 1924. 760 S. br. DM 21.50, geb. DM 24.75. Bd. II, Lfg. 1 br. DM 1.65.

ÉMILE BOISACQ

Dictionnaire étymologique de la langue grecque. Augmentée d'un Index par Helmut Rix. 4. Aufl. 1950. XXXII, 1256 S. br. DM 46.20, geb. DM 51.70. Index allein (132 S.) br. DM 11.—

KARL LOKOTSCH

Etymologisches Wörterbuch der europäischen (germanischen, romanischen und slavischen) Wörter orientalischen Ursprungs. 1927. XXI, 243 S. br. DM 12.90, geb. DM 15.10.

MAX NIEDERMANN — ALFRED SENN — ANTON SALYS (A. BRENDER †)

Wörterbuch der litauischen Schriftsprache (Litauisch—Deutsch). I. Bd. A—K (Lfg. 1—8) 1922. XII, 548 S. br. DM 14.85, geb. DM 18.70.

II. Bd. erscheint in Lieferungen. Subskriptionspreis Lfg. 9—14 je DM 1.65, Lfg. 15 DM 2.65, Lfg. 16—18 je DM 6.30.

HANS SIEGERT

Griechisches in der Kirchensprache. 1950. 234 S. geb. DM 10.60.

MAX VASMER

Russisches etymologisches Wörterbuch (Erscheint in Lieferungen). Lfg. 1 (1950) XXXVIII, 64 S. br. DM 7.50. Lfg. 2 1950. 80 S. br. DM 6.30, Lfg. 3 u. 4 je DM 6.30.

ALOIS WALDE

Lateinisches etymologisches Wörterbuch. 3. neubearbeitete Aufl. von J. B. Hofmann. Bd. I: A—L (Lfg. 1—11) 1938. XXXIV, 872 S. br. DM 22.—, geb. DM 25.30

Bd. II: Lfg. 12 DM. 1.65, Lfg. 13 DM 2.50, Lfg. 14 DM 3.85, Lfg. 15 DM 3.85, Lfg. 16 DM 4.65. Lfg. 17 DM 4.65. Lfg. 18 DM 4.65.

WALTHER WÜST

Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch des Alt-Indo-arischen (Altindischen). 1935. Lfg. 1—3. 208 S. DM 9.90. (Je Lfg. DM 3.30)

CARL WINTER · UNIVERSITÄTSVERLAG · HEIDELBERG

Die Mitarbeiter der „Zeitschrift“ werden gebeten, die für den Druck bestimmten Manuskripte an Professor Dr. MAX VASMER, Berlin-Nikolassee, Libellenstraße 2, oder an Professor Dr. MARGARETE WOLTNER, Frankfurt a. M., Reinganumstraße 6, zu senden.



MAX

II 29302/21/1952/1

RUSSISCHES ET WÖRTERBUCH

Die slavische etymologische Forschung hat seinerzeit in Fr. Miklosich's Etymologischem Wörterbuch der slavischen Sprachen (Wien 1886) eine Zusammenfassung erhalten, die Jahrzehnte hindurch auf diesem Gebiet bahnbrechend war. Durch den großen Fortschritt, den inzwischen die vergleichende Sprachwissenschaft erfahren hat, ist das Werk heute in manchen Beziehungen veraltet. Schon um 1908 war das den Fachleuten klar und Erich Berneker hat in seinem ausgezeichneten Slavischen etymologischen Wörterbuch (1908—1913) den damaligen Stand der Forschung in vorzüglicher Weise zusammengefaßt. Leider reicht dieses Werk nur bis zum Buchstaben M. Die slavische Forschung hat dann versucht, die Lücken durch einzelsprachliche etymologische Wörterbücher des Russischen (Preobraženskij 1918 bei *suleja* abgebrochen), des Polnischen (Brückner 1927), des Bulgarischen (Mladenov 1941) auszufüllen, die aber der deutschen Forschung weniger zugänglich waren, ebenso wie zahlreiche etymologische Monographien der letzten Jahrzehnte.

Der langjährige Berliner Ordinarius für Slavistik Professor Dr. Max Vasmer hat nun ein neues „Russisches etymologisches Wörterbuch“ in Angriff genommen, das den russischen Wortschatz sprachvergleichend und wortgeschichtlich behandelt und dem deutschen Leser einen Überblick über die weitverstreute wissenschaftliche Literatur in slavischen Sprachen, dem Slaven aber die Erkenntnisse westlicher Forschung vermitteln will. Vasmer befaßt sich seit langem mit etymologischen Fragen, wovon die 20 Bände der von ihm gegründeten „Zeitschrift für slavische Philologie“ und mehrere Spezialarbeiten von ihm Zeugnis ablegen. Ausführliche Berücksichtigung finden die Einflüsse finnisch-ugrischer und turkotatarischer Völkerschaften auf das Russische.

Bei Vasmers langjähriger Beschäftigung mit slavischer Namenforschung ist es natürlich, daß auch diese Seite in dem Wb. Berücksichtigung findet. Auch Material aus altrussischen Texten, sowie aus modernen russischen Dialekten wird in großem Umfange herangezogen.

Das Wörterbuch soll in 2 Bänden von je 10 Lieferungen im Umfange etwa des Lateinischen etymologischen Wörterbuches von Walde-Hofmann erscheinen. — Lieferung 1, XXXIX, 64 S. br. DM 7.50, Lieferung 2, 80 S., DM 6.30; Lieferung 3, 80 S., DM 6.30; Lieferung 4, 80 S., DM 6.30.

Bezug durch jede gute Buchhandlung

CARL WINTER . UNIVERSITÄTSVERLAG . HEIDELBERG